

Jürgen Kuhlmann

Vernünftiges Christentum im 21. Jahrhundert

Wie Religionsfriede denkbar ist

(Stand: 12. November 2007)

Inhaltsverzeichnis

Wie Religionsfriede denkbar ist 1

Einleitung: das Stereo-Prinzip 5

- 1) Ausgangspunkte 5
- 2) Gemeinsame Hoffnung: Widerspruch wird Polarität 5
- 3) Sinnwahrheit ist perspektivisch 7
- 4) Sinngemeinschaften sind geistige Organe der Menschheit 8
- 5) Weder Schmelztiegel noch Salatschüssel sondern Leib 9
- 6) Vom Vorstellungsbild zum Begriff 11
- 7) Auch geistige Organe wirken gegeneinander zusammen 12
- 8) Härte und Segen des Dialogs 15

I. Gottes auserwähltes Volk 19

- 1) Die widersprüchliche Haltung der Kirche zu den Juden 19
- 2) Wurzel des Antisemitismus: Israels Erwählung 21
- 3) Die Juden bedeuten unser aller Erwähltheit 23
- 4) Auserwählt zu Partnern des Unendlichen 25
- 5) Die dramatische Gestalt der Gnade 26
- 6) Zwei Tempel ein Glaube 31
- 7) Eine lebendige Glaubensbrücke 34
- 8) Ist Jesus der Messias? 38

II. Wer ist JESUS den Christen? 40

- 1) Das Jesus-Ereignis als Schulaufsatz 40
- 2) Christus das Ja 43
- 3) Das Ganze hat Sinn 45
- 4) Das universale Ja 47
- 5) Das notwendige Hin und Her zweier Denkrichtungen 48
- 6) Durch die Irr-Frage über sie hinaus 55

III. Nachchristliche Offenbarung? 58

- 1) Hochzeit und Ehekrise 58
- 2) Ein Brückenmensch 61
- 3) Scheinbarer Widerspruch doch nur Buntheit? 61
- 4) Zeugt Gott oder zeugt ER nicht? 62
- 5) Islamisches Farbwunder Jesu 63
- 6) Ist Jesus am Kreuz gestorben oder nicht? 65
- 7) Jesus - Muhammad 67

8) Islam und Menschenrechte 69

IV. Religiös oder Atheistisch? 73

1) Die andere Ehekrise 73

2) Vielerlei Fragen 74

a) Gift oder Arznei? 74

b) Die zwei Grundformen der religiösen Frage 75

c) Religion ohne Ewigkeitshoffnung 76

d) Ewigkeitshoffnung ohne Religion 77

e) Vier Spiritualitäten 78

3) Stereo-Logik bei der Frage »Existiert Gott oder nicht?« 78

a) Mittelbegriff und Unterscheidung 78

b) Mittelalterliche Kunst der Unterscheidung 80

c) Am Begriff »Gott« scheitert diese Logik 80

d) Vom Widerspruch zur Stereo-Spannung 81

e) Das Dogma macht die Paradoxie lebbar 82

4) Umgang mit der Spannung Religion/Atheismus 83

a) Zwei deutliche Texte 84

b) Die Wahrheit der Gottlosen gilt heute weithin 85

c) Zwei religiöse Logiken 86

d) Christlich-emanzipatorisches Denken 86

e) Die Gnade der Unterscheidung 89

f) Schuldgefühl oder Schuld? 92

5) Die andere Zweideutigkeit: Hoffnung oder Illusion? 92

a) Vergänglichkeit muß sein 92

b) Die Flamme der Hoffnung 93

c) Es kommt nichts nachher 93

d) Eine unmögliche Wette 94

6) Stereo-Logik bei der Frage »Ewigkeitshoffnung ja oder nein?« 95

a) Das Begriffsgerüst 95

b) Zwei Zeit-Dimensionen 96

c) Erstes Gleichnis: die Digitaluhr 97

d) Mystische Erfahrung laut Marcel Proust 97

e) Äußere und innere Zeit 98

f) Ereignis und Inhalt 99

g) Spannung von Realismus und Hoffnung 100

- [h\) Zweites Gleichnis: das Konzert 101](#)
- [7\) Zusammenfassender Überblick 102](#)
- [V. Gottesglaube oder Buddhismus? 104](#)
 - [1\) Transgeschichtlicher Rahmen der Heilsgeschichte 104](#)
 - [2\) Zwei Meister 106](#)
 - [a\) Die Stifter 106](#)
 - [b\) Ineinander enthalten 108](#)
 - [c\) Fremdheit und Gemeinsamkeit 110](#)
 - [3\) Gegensätzliche Ich-Verständnisse 112](#)
 - [a\) Bin ich eine Person oder eine Vielheit von Daseinsfaktoren? 112](#)
 - [b\) Das Gleichnis der zweierlei Uhren 113](#)
 - [c\) Gespannte Doppelwahrheit 114](#)
 - [d\) Negative Identität 116](#)
 - [e\) Die Spannung von Konflikt und Harmonie 120](#)
 - [4\) Religion ohne Gott 122](#)
 - [a\) Das Eigentliche ist nicht »Jemand« 122](#)
 - [b\) Christliche Entsprechungen 124](#)
 - [c\) Gegensatz der Weltreligionen bildet innergöttliche Spannung ab 125](#)
- [Ausblick: worauf es ankommt 128](#)
 - [1\) Betonköpfe und Weicheier 128](#)
 - [2\) Die ungelöste Frage am Anfang des Christentums 130](#)
 - [3\) Die beiden Hände Gottes 131](#)
 - [4\) Knoten im lebendigen Netz 135](#)
 - [5\) Brückenzellen und Grenzzellen brauchen einander 137](#)
 - [6\) Notwendig: Gemeinsamer Glaubensmut 138](#)
- [Hinweise auf Beiträge im Internet sowie auf der CD-ROM 140](#)

EINLEITUNG: DAS STEREO-PRINZIP

1) AUSGANGSPUNKTE

Drei Zusammenhänge möchte ich wechselseitig erhellen:

- a) Ein kämpferischer Islamismus fordert die westlichen Völker heraus. Wie sollen Christen auf ihn antworten – ökumenisch abwiegelnd, oder indem sie selbstbewußt die eigene Wahrheit verfechten?
- b) Jesus hat Gottes grenzenlose Liebe zu jedem Menschen verkündet, vorgelebt und sich für diese Botschaft töten lassen. An Ostern ist sie von Gott bestätigt worden. Trotzdem meinen die meisten, das sei ein altes Märchen und gehe sie nichts an. Was hat die Kirche falsch gemacht?
- c) Benedikt XVI. hat während des Konzils und kurz danach als junger Theologe das gewinnende Bild eines vernünftigen Christentums gezeichnet. Welche seiner damaligen Einsichten, heute weitergedacht, bringen Licht in a) und b)?

2) GEMEINSAME HOFFNUNG: WIDERSPRUCH WIRD POLARITÄT

»Wir haben den Islamisten doch gar nichts entgegenzusetzen! Sie gehorchen ihrem Gott, uns ist Gott egal. Gegen ihren Gott kommt unser bißchen Wohlstand und Freiheit nicht an.« Ungewohnt ernst klingt die Stimme der jungen Mutter. Ihr Mann bleibt bei seiner spöttischen Art: »Sollen wir vielleicht so stur christlich werden wie die Amerikaner?«

Deren General Boykin kennt genau den Feind der Vereinigten Staaten im Krieg gegen den Terrorismus: Satan. Und der werde nur besiegt, »wenn wir im Namen Jesu gegen ihn ziehen«. Über einen Somali-Kriegsherrn hat dieser hohe Beamte des Pentagon gesagt: »Ich wußte, mein Gott ist größer als seiner. Ich wußte: mein Gott ist ein wirklicher Gott und seiner ein Götze.«¹

Eine solche Ansicht ist in Europa nicht mehrheitsfähig. Was ist aber unsere Wahrheit? Gibt es eine Denkart, auf die eine Mehrheit bei uns sich einigen kann? Christen (mehr oder minder kirchlich), Juden aller Richtungen, Esoteriker, Atheisten, lustige oder bekümmerte Zweifler, auch Muslime, die sich als Europäer verstehen - teilen wir alle eine Überzeugung, die wir deutlich ausdrücken können und gegen Widersacher entschlossen verteidigen wollen?

Ja. Allerdings betrifft diese gemeinsame Überzeugung nicht die Frage, wie ein Mensch die Welt und sich in ihr denken kann. Seit jeher gehen die Weltanschauungen auseinander und werden das auch weiterhin tun. Im Grunde einig sind wir uns hingegen bei der Antwort auf die praktische Frage, wie wir angesichts des unbegreiflichen Ganzen und unserer gegensätzlichen Meinungen

¹ THE TABLET; 06.12.2003, 4

darüber so miteinander umgehen wollen, daß die Widersprüche weder verdrängt werden (und dann solchen falschen Frieden zersetzen) noch gewalttätig einander zerstören.

Das gemeinsam gelebte Selbstverständnis vernünftiger Europäer läßt sich mit folgender Kurzformel umschreiben: Wir stimmen in der Hoffnung überein, daß die weltanschaulichen Gegensätze, so scharf sie sich gegenseitig widersprechen, in Wahrheit *Polaritäten* bedeuten, zueinander gespannte Sinnpole, die *zusammen* »wahrer« sind als jede Seite für sich allein. Wie Musik dank intakter Stereo-Anlage treuer wiedergegeben wird als mono, so werden wir Menschen dem Sinn des Ganzen gerechter, wenn jeder ihn auf seine Weise ausdrückt *und gegensätzliche Weisen seiner Mitmenschen aufmerksam vernimmt*, als wenn jeder Überzeugte jeglichen Gegensatz zum Widerspruch erklärt und mit dem Recht scheinbarer Logik als falsch verwirft.

Diese zunächst ziemlich rätselhafte Behauptung als vernünftig zu erweisen und zu friedensstiftender Klarheit zu befördern, ist mein Ziel. Ich wende mich an Menschen, die der Zwickmühle »Fundamentalismus oder Relativismus?« entgehen wollen. Aus der Überzeugung »mein Glaube stimmt« folgert der Fundamentalist: Also ist dein anderer Glaube falsch und gehört bekämpft – wenn auch vielleicht, taktisch, toleriert. Aus der Hoffnung »dein Glaube sollte nicht schlechter als meiner sein« schließt der Relativist: Also ist es im Grunde egal, was jemand glaubt; alles ist gleich gültig, mithin gleichgültig. Solch fruchtlosen Streit zweier Einseitigkeiten hat Joseph Ratzinger am 18. Juni 1965 angeprangert, in einem Vortrag vor der katholischen Studentengemeinde Münster.² Ausgehend von der in Israel bestehenden Kluft zwischen jüdischer Orthodoxie und unreligiöser Aufgeklärtheit fuhr er fort:

»Israel ist ein Spiegel der Welt, und die Problematik Israels ist die Problematik der Weltenstunde von heute überhaupt, nur in besonderer Verschärfung und Zuspitzung; für uns Christen deshalb so lehrreich und heilsam, weil wir dort als Zuschauer unser eigenes Drama sehen und das Urteil der Geschichte über uns selbst ablesen können. Oder stehen sich nicht bis zu einem gewissen Grade auch bei uns gegenüber der Relativismus einer Religionswissenschaft, die dem Verstand entspricht, aber die Herzen leer läßt, und das enge Getto einer Orthodoxie, die oft selbst nicht ahnt, wie wirkungslos sie unter den Menschen ist, und die jedenfalls sich selbst um so wirkungsloser macht, je versessener sie ihre Sache betreibt?«

Laßt uns hoffen, daß der Papst das jetzt noch – oder wieder – so sieht. Zum Glück ist die Kluft überwindbar. Gegen die anderen allein auf dem Wahrheitsturm zu stehen oder mit ihnen zusammen im Sumpf sinnloser Beliebigkeit zu versinken, in eine solche Zwickmühle ist niemand gebannt. Wie der christliche Glaube aus ihr erlöst, ist Thema des Buches.

² Das neue Volk Gottes [NV] (Düsseldorf 1972), 104

3) SINNWahrheit IST PERSPEKTIVISCH

Wenn auf benachbarten Bergen zwei Menschen stehen, sieht jeder von seinem Gipfel aus die Landschaft anders. Beide Perspektiven beziehen sich auf dieselbe Gebirgs-Wirklichkeit; die ist aber umfassender als jeder mögliche Blick auf sie. Angenommen, beide Beobachter sind ihren Widerspruch leid und beschließen, zusammen in einem Ballon zwischen ihren Bergen aufzusteigen und von oben gemeinsam auf die ganze Landschaft zu schauen: Enthält diese Wirt-Perspektive dann die Summe ihrer Ich-Wahrheiten? Keineswegs. Vieles ist nur von unten aus sichtbar! Der Vergleich macht anschaulich, in welchem Sinn es beiden Beteiligten um *eine und dieselbe Wahrheit* geht (die nur aus verschiedenen Perspektiven betrachtet wird) und in welchem anderem Sinn die *gegensätzlichen Wahrheiten* stets zueinander gespannt bleiben müssen. Wegen der Begrenztheit unseres Denkens bleibt jede uns Menschen erkennbare Sinn-Wahrheit grundsätzlich perspektivisch. *Meine* Wahrheit ist nur zusammen mit allen anderen Perspektiven *die* Wahrheit. So auch diese friedliche Einsicht eben; ohne Beziehungen auf fremde Wahrheiten bliebe sie allzu leer.

Es kann sein, daß an der Flanke des Berges, auf dem Ihre Nachbarin wohnt, sich plötzlich ein vulkanischer Riß auftut. Sie erkennen die Gefahr, der Nachbarin drüben bleibt sie verborgen. Sie greifen zum Funkgerät und warnen: Ich sehe was, was du nicht siehst: Deinem Standpunkt droht der Absturz. Nämlich aus der Wahrheit, die du meinst, in den Irrtum, den deine Worte mir bedeuten und den du bestimmt nicht willst.

Als Antwort hört man oft zuerst einen Protest und dann, auf den eigenen Standpunkt bezogen, dieselbe Drohung. Welche verderblichen Klüfte unter mir mögen wohl von drüben aus sichtbar sein und meinen Wahrheitsstolz als verblendet erweisen? Deshalb braucht es den Dialog.

Nach fast dreißig Jahren Mitarbeit bei der Weltbewegung »Religionen für den Frieden«³ (WCRP)^a ist es nicht mehr nur meine Vermutung sondern unsere Erfahrung: Wo immer Menschen einander in Fragen der Sinndeutung seit Jahrhunderten widersprechen, da liegt der Uneinigkeit eine solche Struktur zugrunde. Unsere scheinbar gemeinsame Sprache ist zu arm, beide Pole jeder Sinnspannung trennscharf auseinander (und *so* zusammen) zu halten. Darum sagt man zum selben Satz auf der einen Seite ja, auf der anderen nein. Die Trennschärfe läßt sich verbessern, doch wird man die Vieldeutigkeit nie ganz los. Nicht nur die Jesus- und die Buddha-Überlieferung geben Suchenden gegensätzliche Impulse, auch schon – zum Beispiel - im niederbairischen Katholizismus wirken Differenzen, die sich nicht zu *einem* klaren System entwirren lassen. Das Geheimnis der Wirklichkeit bleibt jedem Verstand unbegreiflich.

³ Die Endnoten a, b, c ... verweisen auf meine Texte im Internet und auf der CD-ROM »Christliches Stereodenken«.

Im Sommersemester 1967 hielt Professor Ratzinger in Tübingen eine stets überfüllte Vorlesung über das Christentum. Daraus entstand sein Weltbestseller »Einführung in das Christentum«⁴. Dort heißt es (E 135 f), nach einem Hinweis auf die Korpuskel-Welle-Polarität der Physik: »Warum sollten wir von hier aus nicht auch ganz neu verstehen können, daß wir in der Frage nach Gott nicht aristotelisch nach einem letzten Begriff suchen dürfen, der das Ganze umgreift, sondern gefaßt sein müssen auf eine Mehrheit von Aspekten, die vom Standort des Beobachters abhängen und die wir nicht mehr letztlich zusammenschauen, sondern nur miteinander hinnehmen können, ohne das letzte zur Aussage zu bringen? Wir begegnen hier der verborgenen Wechselwirkung von Glaube und modernem Denken. Daß heutige Physik über das Gefüge der aristotelischen Logik hinausgehend in dieser Weise denkt, ist doch wohl auch schon Auswirkung der neuen Dimension, die die christliche Theologie eröffnet hat, ihres notwendigen Denkenmüssens in Komplementaritäten.«

4) SINNGEMEINSCHAFTEN SIND GEISTIGE ORGANE DER MENSCHHEIT

So unauflösbar menschliche Sinn-Verständnisse perspektivisch-gegensätzlich bleiben müssen, sollten wir doch gewiß sein: Wir gehören zusammen wie die Organe eines Leibes. Auch die sind notwendig verschieden. »Wenn der Fuß spräche: Weil ich nicht Hand bin, gehöre ich nicht zum Leib - nein, das ist kein Grund, nicht zum Leib zu gehören. Und wenn das Ohr spräche: Weil ich nicht Auge bin, gehöre ich nicht zum Leib - nein, das ist kein Grund, nicht zum Leib zu gehören. Wäre der ganze Leib Auge, wo bliebe das Gehör? Wäre alles Gehör, wo bliebe der Geruch? Nun aber hat Gott die Glieder - ihrer jedes - im Leib so eingesetzt, wie er es gewollt. Wäre das Ganze ein Glied, wo bliebe der Leib? Also gilt: Viele Glieder - ein Leib. Das Auge kann nicht zur Hand sprechen: Ich brauche dich nicht; oder wiederum der Kopf zu den Füßen: Ich brauche euch nicht« (1 Kor 15-21). Das schrieb »in dem kühnen Bild von der Kirche als Leib Christi« (Ratzinger 1961⁵) der Apostel Paulus an die Gemeinde in Korinth, wo aus Gegensätzen zwischen den Christen Spaltungen zu werden drohten. Die Abspaltung eines Organs vom Leib ist für das Organ tödlich, für den Leib schlimm. Mit wieviel Mühe suchen Helfer nach dem abgesägten Daumen, damit er rasch wieder angenäht werden kann!

So auch im Großen. Jesu Existenz, betont Ratzinger (E 191), »geht die ganze Menschheit an. Das Neue Testament macht das erkennbar, indem es ihn einen 'Adam' nennt; dies Wort drückt in der Bibel die Einheit des ganzen Wesens Mensch aus, so daß man von der biblischen Idee einer 'Korporativpersönlichkeit' spricht. Wenn nun Jesus 'Adam' genannt wird, sagt dies, daß er bestimmt ist, das ganze Wesen 'Adam' in sich zu versammeln. Das aber bedeutet: jene Realität, die

⁴ München 1968 [E]

⁵ Dogma und Verkündigung [DV] (München-Freiburg 1973), 48

Paulus, heute weithin für uns unverständlich, 'Leib Christi' nennt, ist eine innere Forderung dieser Existenz, die nicht Ausnahme bleiben darf, sondern die ganze Menschheit 'an sich ziehen' muß (vgl. Jo 12,32).«

Vertiefen wir dieses wahrhaft kat-holische^b Leib-Christi-Verständnis. Jedes Selbstbewußtsein gehört so zum Sinn des Universums, daß es ihm als Zelle eines bestimmten Sinn-Organ verbunden ist. Was einem solchen Organ klar bewußt ist, darin unterscheidet es sich von anderen Organen. Das Auge hört keine Töne, das Ohr sieht keine Farben. Wer aber im Organ lebend dessen Welt wahrnimmt, die Person, ist auf alles offen, wird von den Grenzen eines Organs nicht beschränkt, läßt sich sogar von dem einen helfen, die Welt des andern zu bereichern. Wir sprechen von Klangfarben und Farbtönen.

Die Klarheit des bestimmten Organs und die Weite der in allen Organen tätigen Person zu verbinden, darum geht es auch im Großen. »Achte alle Religionen und lebe die deine«, dieser Rat wird dem Dalai Lama zugeschrieben. Stellen wir uns eine Erde vor, wo ein Bub überall schon in der Grundschule lernt, daß sein ererbter Glaube ähnlich wahr ist, wie sein konzentrierter Blick die dunkel schimmernden Farben eines Blumenstraußes schaut, während der andere Glaube des Nachbarmädchens so stimmt, wie sie, konzentriert lauschend, Vögel hell zwitschern hört. Ob dank freundschaftlicher Gespräche der Sehende dann merkt, daß er insgeheim längst auch hört, und der Hörenden klar wird, daß sie unvermerkt immer schon sieht, so daß beiden deutlich wird, warum dunkel und hell hier kein Widerspruch sind - das bleibt der weiteren Entwicklung überlassen. Verglichen mit einer solchen wahrhaft aufgeklärten Kultur entlarvt unser aktueller Streit der Fundamentalismen und Relativismen sich als barbarische Zwischenstufe der geistigen Evolution.

So würde Glaubensfriede möglich, nicht durch den Wahn, eine allumfassende Superweltanschauung zu konstruieren, sondern als Beziehungsgeflecht gelebter Überzeugungen. An ihm kann auch teilhaben, wer sich keiner »organisierten« Glaubenssicht verpflichtet weiß, nur für aller Frieden sich müht. Scheinbar isolierte Blutkörperchen sind gleichfalls hochwertige Organe. »Blutkörperchen« ließ Klaus Klawonn sich gern von mir nennen; keiner Religion oder Konfession gehörte er an, war jedoch, bis er mit dem Rad verunglückte, in der Nürnberger WCRP-Gruppe mit seiner Zeit, Energie und Freundlichkeit ein herausragendes Mitglied.

5) WEDER SCHMELZTIEGEL NOCH SALATSCHÜSSEL SONDERN LEIB

Ich blicke auf das geistige Panorama aus römisch-katholischer Perspektive. Will ich den Leser für sie gewinnen? Von ihr überzeugen ja, zu ihr bekehren nein. Wer eine wahre Geschichte erzählt, möchte, daß man ihm glaubt. Ich gehe aber nicht darauf aus, daß mein evangelischer Freund päpstlich werde, meine muslimische Bekannte Christin und mein atheistischer Denkpater religiös. Wie verträgt sich beides?

Dank der Organsymbolik aufs beste. Als Katholik, Christ, Gottesverehrer will ich Andersgläubige zwar von der Notwendigkeit meines Sinn-Organs für die Gesundheit des ganzen Sinn-Leibes überzeugen, nicht aber die Zellen anderer Organe zur Auswanderung in meines anstiften. Denn die anderen braucht es auch. Sogar die Atheisten! Ohne ihr warnendes Gegengewicht machen die Frommen fast notwendig aus dem wahren GOTT *für* alle das Götzenbild ihres eigenen Gottes *gegen* die anderen: von dessen Mordbefehlen im Alten Testament über die Jahrhunderte kirchlicher Grausamkeiten bis zum 11. September. Dessen biblisches Vorbild wird bei uns verdrängt. Schon der von Juden wie Christen hoch verehrte Held Simson riß ein Haus nieder und dabei »an die dreitausend Männer und Frauen« mit sich in den Tod, lesen wir im Buch der Richter (16,25-30). Wird die Menschheit aus dem uralten Albtraum von Haß und Mord im Namen Gottes herausfinden?

Ich behandle hier die Notwendigkeit von Spannungen zwischen Sinn-Organen und die rechte Weise, mit ihnen und einander vernünftig umzugehen. Deshalb versuche ich, einige der wichtigsten Geistesorgane darzustellen. Es soll dabei einsichtig werden, warum jedes für alle wichtig ist. Jene Integrationsmodelle, die in den USA miteinander ringen, taugen in unserem Zusammenhang nichts. Würden die Besonderheiten im *Schmelztiegel* aufgelöst, hieße das Tod; einheitlich ist ein Kaninchen nur als Hackfleisch. Und in der *Salatschüssel* liegen die Pflanzenteile nur bunt nebeneinander, bedeuten füreinander nichts. Im lebendigen Leib jedoch muß jedes Organ anders sein und ist deshalb auf die Hilfe aller angewiesen. Übernahme mein Magen aus »ökumenischem« Übereifer das Nierenprogramm und werfe schon hinaus, was *er* noch durchlassen soll, dann würde mir erst schlecht und zuletzt tödlich flau.

Dasselbe Verhältnis wie zwischen Organen gilt auch, innerhalb eines jeden, zwischen Teilorganen sowie, letztlich, den einzelnen Zellen. Nicht auf eine abstrakte Allgemeinheit kommt es an, vielmehr auf die Gemeinschaft je besonderer Ausprägungen desselben einen Lebens. Eindrucksvoll betont Ratzinger (E 121), »daß der Urgedanke, dessen Gedachtsein die Welt darstellt, nicht ein anonymes, neutrales Bewußtsein, sondern Freiheit, schöpferische Liebe, Person ist. Wenn demgemäß die christliche Option für den Logos Option für einen personhaften, schöpferischen Sinn bedeutet, dann ist sie darin zugleich Option für den Primat des Besonderen gegenüber dem Allgemeinen. Das Höchste ist nicht das Allgemeinste, sondern gerade das Besondere, und der christliche Glaube ist so vor allem auch Option für den Menschen als das unreduzierbare, auf Unendlichkeit bezogene Wesen. Und darin ist er noch einmal Option für den Primat der Freiheit gegenüber einem Primat kosmisch-naturgesetzlicher Notwendigkeit.«

»Das Höchste ist nicht das Allgemeinste, sondern gerade das Besondere.« Mit diesem Satz hat der jetzige Papst bereits 1968, als viele seiner Leser sich auf dem Höhepunkt der Moderne fühlten, das – die Moderne verabschiedende – Prinzip der Postmoderne ausgesprochen. Nicht *eine*

allgemeine Wahrheit hält uns alle im selben Begriffsnetz zusammen, sei das (vormodern verstanden) als metaphysische Objektivität, sei es (modern) in Form von deren Entlarvung als subjektive Konstruktion und schließlich Erschöpfung im Nichts der Sinnlosigkeit. Nicht alle müssen dieselbe »Große Erzählung« wissen und verstehen, vielmehr darf jeder Christ – trotz seines *Glaubens*, alle kleinen und großen Sinngeschichten würden sich zuletzt *auch* als Episoden der *einen* Heilsgeschichte in Christus enthüllen – doch ebenso postmodern *denken* wie der Christ Gianni Vattimo: »Die Strenge des postmetaphysischen Diskurses ist nur von dieser Art: Sie will einleuchten, ohne daß sie den Anspruch erhebt, unter einem ‚universalen‘ Gesichtspunkt – d.h. unter gar keinem Gesichtspunkt – gültig zu sein; sie weiß, daß sie von jemandem stammt und sich an jemanden richtet, der einen Prozeß durchläuft und daher niemals eine neutrale Sicht von ihr hat, sondern immer nur eine Interpretation von ihr wagt. Eine neutrale Sicht ist nicht nur nicht möglich; sondern sie wäre im strengen Sinn des Wortes sinnlos: wie die Aufforderung, sich die Augen herauszureißen, um die Dinge objektiv zu betrachten.«⁶

In der System-Bezeichnung »Stereo-Denken« werden beide Züge postmoderner Gläubigkeit zusammengehalten: Stereo gedacht wird, wo *gegensätzliche* Sinnpole, miteinander vernommen, dennoch *einen* (unsagbaren aber überzeugenden) Gesamtsinn mitteilen.

6) VOM VORSTELLUNGSBILD ZUM BEGRIFF

Am *Sinnbild* der Organe können wir die *Einsicht* gewinnen, auf die es beim Stereo-Denken ankommt. Es geht uns ähnlich wie der Schülerin, die sich schämt, die Kreis-Definition nur papageienmäßig herunterzuplappern. Sie hat gelernt: »Der Kreis ist der geometrische Ort aller Punkte einer Ebene, die von einem festen Punkt dieser Ebene einen konstanten Abstand haben.« Was muß sie tun, um diesen Satz zu verstehen? Dem kanadischen Jesuiten Bernard Lonergan verdanken wir die folgende Einsicht in den Prozeß, der von einem Bild zur Einsicht führt.

»Stell dir ein Wagenrad vor mit seiner massiven Nabe, seinen dicken Speichen, seiner soliden Felge. Stell eine Frage. Warum ist das Rad rund?

Begrenze die Frage. Gesucht wird nach dem inneren Grund der Rundheit des Rades. Eine richtige Antwort wird somit keine neuen Daten einführen wie Karren, Wagenbau, Transport, Wagner oder ihre Werkzeuge. Sie wird sich einfach auf das Rad beziehen.

Erwäge einen Vorschlag. Das Rad ist rund, weil seine Speichen gleich lang sind. Das haut aber nicht hin. Die Speichen könnten gleich sein aber verschieden tief in Nabe und Felge eingelassen. Zudem könnte die Felge zwischen zwei Speichen flach sein.

Immerhin haben wir einen Hinweis. Laß die Nabe zu einem Punkt zusammenschrumpfen, laß Felge und Speichen sich zu Linien verdünnen; gäbe es dann unendlich viele Speichen und alle

⁶ Gianni Vattimo, *Glauben – Philosophieren* (Reclam, Stuttgart 1997), 43 f

wären genau gleich, so müßte die Felge vollkommen rund sein; wären umgekehrt einige Speichen ungleich, so bliebe die Felge nicht ohne Beulen oder Buckel. Wir können also sagen: Das Rad ist notwendig rund, insoweit der Abstand von der Nabenmitte zur Außenkante der Felge immer derselbe ist.

Jetzt gilt es einiges zu beobachten. Bisher sind wir der Kreisdefinition ziemlich nahe gekommen. Unser Ziel ist freilich, Einsicht nicht in den Kreis zu gewinnen sondern in den geistigen Vollzug, der von der Einsicht in den Kreis beleuchtet wird.

Die erste Beobachtung ist dann, daß Punkte und Linien nicht vorgestellt werden können. Man kann sich einen äußerst kleinen Punkt vorstellen. Wie winzig ein Punkt aber auch sei, hat er noch Größe. Um einen Punkt zu erreichen, muß alle Größe verschwinden, und mit aller Größe verschwindet gleichfalls der Punkt. Man kann sich einen äußerst dünnen Faden vorstellen. Wie fein ein Faden aber auch sein mag, hat er doch immer noch Breite und Tiefe ebenso wie Länge. Nimm von dem Bild alle Breite und Tiefe weg, und alle Länge verschwindet gleichfalls.

Die zweite Beobachtung ist, daß Punkte und Linien Begriffe sind. Wie die Vorstellung das Spielfeld unserer Wünsche und Ängste ist, so ist Begreifen das Spielfeld unseres Verstandes. Wie die Vorstellung nie gesehene oder gehörte oder gefühlte Objekte schaffen kann, so kann das Begreifen Objekte schaffen, die nicht einmal vorstellbar sind. Wie? Durch Annehmen. Der vorgestellte Punkt hat sowohl Größe als auch Ort, aber der Geometer sagt: Nehmen wir an, er habe nur Ort. Die vorgestellte Linie hat Breite wie Länge, aber der Geometer sagt: Nehmen wir an, sie habe nur Länge. Es ist aber Methode in diesem Wahnsinn.«⁷

7) AUCH GEISTIGE ORGANE WIRKEN GEGENEINANDER ZUSAMMEN

Die Methode heißt Abstrahieren, Wegdenken, bis nur übrig bleibt, woran dem verstehenden Verstand liegt. Auch von den Organen Magen und Niere gäbe es viel zu sagen; die medizinischen Schriften über sie füllen Regale. Wie wir um der Einsicht ins Wesen des Kreises willen vom Mittelpunkt die Größe und von den Radien die Dicke wegdenken, so können wir jetzt die Organe Magen und Niere durch Wegdenken von Eigenschaften dazu tauglich machen, daß sie – als abstrakte Begriffe genommen – uns das Wesen der Sinn-Gegensätze verstehen lassen. Unbrauchbar für dieses Vorhaben ist an Magen und Niere fast alles, was der Medizinstudent lernt. Als wesentlich bleibt übrig, daß die Funktionen der Organe einerseits widersprüchlich sind (das Magenprogramm läßt im Körper, was das Nierenprogramm aus ihm ausstößt), andererseits sind diese Funktionen aber als gegensätzliche beide für das Leben des Leibes notwendig. Die Organe wirken (auf der Organ-Ebene) gegeneinander und doch zusammen (auf der Leib-Ebene).

⁷ Bernard Lonergan, *Insight* (Longmans, Green & Co, 1957), 7 f

Bei unserem Thema, den Sinngegensätzen in der Menschheit, geht es nicht um biologische sondern um geistige Funktionen. Die zusammenwirkenden Widersprüche treten hier nicht als praktisches Ja und Nein zu Atomkombinationen auf, vielmehr als theoretisches Ja und Nein zu bestimmten Sätzen über die Wirklichkeit. Wie Magen und Niere dieselben Stoffe gegensätzlich »beurteilen« (hier wird das Wort metaphorisch gebraucht), so beurteilen (im Wortsinn) menschliche Sinngemeinschaften denselben Satz hier positiv, dort negativ.

Gemäß dem Widerspruchsprinzip der Logik können die Sätze eines solchen Paares nicht beide wahr sein – vorausgesetzt, dasselbe Wort *hier* hat *dort* exakt den gleichen Sinn. Weil man das von jeher als selbstverständlich annimmt, streitet man sich erbittert und zieht die Gegenseite des Irrtums oder gar der Lüge. Ökumenischen Frieden kann es nur geben, wenn diese Annahme als irrig durchschaut wird.

Ist sie aber irrig? Dürfen wir unseren Ahnen vorwerfen, sie hätten nicht gewußt, wovon sie sprachen? Wäre solcher Verdacht nicht überheblich? Erwägen wir wieder das Sinnbild der Organe. Es gilt, eine weitere ihrer Besonderheiten gerade nicht wegzudenken sondern präzise zu erfassen. Was die Niere als Gift ausscheidet, passiert den Magen nicht schon in derselben Form sondern eingebaut in lebensnotwendige Nahrung. Beide »Urteile«, das Ja des Magen- und das Nein des Nierenprogramms, beziehen sich zwar auf dieselbe Materie aber nicht in derselben Form. Zu der Weise, wie diese Materie dem Magen bekannt wird, hat die Niere keinen Zugang und umgekehrt.

Diese Eigenschaft des Sinnbildes »Organe« ist bei der Struktur der »Großen Ökumene« wesentlich. Das eine Sinn-Organ hat keinen Zugang zu *der* Wahrheit, deretwegen das andere ihm widerspricht. Jedes kann gar nicht anders als – in seiner eigenen Sprachwelt – die Behauptung des anderen für falsch zu halten. Man wußte sehr wohl, worüber man sprach. Zum Sprechen braucht es Worte. Der Sinn von Worten bestimmt sich nach ihrem Kontext. Im Kontext B kann aber der genaue Sinn, den dasselbe Wort im Kontext A hat, *nicht* gedacht werden. Wird ein Satz von den Leuten von A bejaht, so ist der andere Sinn, in welchem die Leute von B ihn verneinen, für die von A prinzipiell unzugänglich. Mit dem, was beide Seiten *sagen*, müssen sie einander widersprechen.

Warum können sie sich trotzdem ökumenisch um Frieden bemühen? Weil Gesagtes und *Gemeintes* auch bei ehrlichen Menschen nie völlig übereinstimmt. Gesagt werden Sätze, die von langen Erfahrungen einer Denk- und Sprechgemeinschaft geprägt sind. Gemeint wird – wenn der Sprecher nicht lügt – eine Wahrheit. Jeglicher Sinn der Worte, der vor dem Richterstuhl der Wahrheit nicht bestehen kann, wird von ehrlichen Sprechern also nicht gemeint. Die Unterscheidung gesagt/gemeint ist nicht empirisch überprüfbar. Sie ist keine theoretisch-wissenschaftliche, bezieht ihr Recht allein von der ökumenisch hoffenden praktischen Vernunft:

Es *darf* nicht sein, daß gutwillige Menschen auf der einen Erde einander wechselseitig als Irrende verdammen müssen. Wo immer Vernünftige einander widersprechen, soll jede Partei vermuten, das von ihr tief unter der Asche historischer Ablagerungen gemeinte Sinnfeuer widerspreche nicht *dem* Sinn, den die andere Seite anzielt, sei mit ihm vielmehr innerhalb einer rational unauflösbaren und gleichwohl dem Herzen willkommenen Stereo-Spannung vereinbar.

Als Beispiel diene das für unser Thema zentrale Wort »Gott«. Was ergibt sich, wenn zwischen Gesagtem und Gemeintem unterschieden wird? Als Ludwig Feuerbach 1872 in Nürnberg zu Grabe getragen wurde, folgte eine riesige Menge dem Sarg. Heute prangt auf seinem Denkmal der Satz »Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.« Warum stimmten jene Arbeiter und Bürger dem zu? Denken wir an das damalige Bündnis von Altar, Thron und Geld. »Gott« bedeutete für die Feuerbach-Gemeinde einen Popanz, der den Mächtigen half, die Machtlosen schärfer zu kontrollieren. Gebt dem Kaiser, was (dessen Ansicht nach) des Kaisers ist, sonst kommt ihr zuletzt in die Hölle, dort wird der himmlische Superkaiser euch noch furchtbarer strafen, als sein irdisches Ab-, nein Urbild es hier schon tut, wie ihr aus Erfahrung schmerzlich wißt. Wem »Gott« diese Drohung bedeutet, der leugnet seine Existenz mit Recht. Entweder ist Gott reine Güte oder gar nicht, diese Einsicht des englischen Aufklärers Shaftesbury enthält knapp beide Stereo-Pole.⁸ Den Gott, der nicht reine Güte ist, gibt es nicht, dies ist Feuerbachs linke Wahrheit. Die rechte Wahrheit frommer Juden, Christen, Muslime und Bahais erwächst aus der Erfahrung jener wohlwollenden Macht, die ein in Ägypten geknechtetes Volk in die Freiheit führte, die den als Gotteslästerer hingerichteten Jesus aus dem Tod auferweckte, die einen Mohammed befähigte, zerstrittene arabische Stämme im Dienst an IHR zu vereinigen, die aus den Leiden zweier verfolgter Perser die inzwischen erdumspannende jüngste Weltreligion erblühen ließ.

Wer ein paar Seiten Feuerbach liest und anschließend die Osternacht mitfeiert, erfährt deutlich den Unterschied zwischen dem Widerspruch im Gesagten und der Vereinbarkeit des beiderseits Gemeinten. Man versuche, im Gesagten die mitgeschleppte aber nicht gemeinte Asche vom bezeugten feurigen Kern zu sondern, und wird erstaunt ahnen, daß beide Kerne nichts als die

⁸ Anthony Earl of Shaftesbury (1671-1713) schreibt in seinem »Brief über den Enthusiasmus« [4. Abschnitt, dt. Leipzig 1909, 21 f]: »Wir müssen nicht nur in der gewöhnlichen guten Stimmung sein, sondern in der besten Laune, in der mildesten und schönsten Lebensverfassung, um zu verstehen, was *wahre Güte* ist und was die Attribute bedeuten, welche wir mit soviel Beifall und Ehre der Gottheit zuschreiben. Dann werden wir am besten sehen, ob diese Art der Gerechtigkeit, diese gesteigerten Strafen, dieses Rachegefühl, dieses Beleidigtsein, das wir in der Regel in Gott annehmen, den ursprünglichen Ideen von *Güte* entspricht, welche dasselbe göttliche Wesen oder die Natur unter ihm in uns eingepflanzt hat, und welche wir notwendig annehmen müssen, um ihm Lob und Ehre jeder Art zu geben. Darin, mein Lord, liegt die beste Sicherheit gegen jeden Aberglauben, sich nämlich daran zu erinnern, daß in Gott nichts ist als *Göttliches*, und daß er entweder *überhaupt nicht* ist, oder *wahrhaft und vollkommen gut*. Aber wenn wir uns fürchten, sogar über diese Frage freimütig nachzudenken, ob er wirklich ist oder nicht, dann setzen wir ihn tatsächlich als *schlecht* voraus und widersprechen glatt jenem vorgeblichen Charakter von Güte und Größe, indem wir dieses Mißtrauen in seine Stimmung bekunden und seine Rache und Strafe für solch freies Denken fürchten.«

entgegengesetzten Ansichten desselben Kerns sind, dessen eigentliche Wahrheit sich nur von beiden Optiken aus einigermaßen unmißverständlich zeigt.

Vermutlich wird der emanzipatorische Atheismus der begeisternden Christin Dorothee Sölle⁹ später einmal mit in die Reihe jener Denkmühen gehören, die Ratzinger (E 134) so beurteilt: »All die Versuche, die im Lauf eines langen Ringens schließlich als Aporien und so als Häresien ausgeschieden wurden, sind doch nicht bloß Totenmonumente vergeblichen menschlichen Suchens, Grabmäler, an denen wir feststellen können, wie oft das Denken gescheitert ist, und die wir nun mit einer bloß rückwärts gewendeten Neugier - fruchtlos letztlich - beschauen würden. Jede Häresie ist vielmehr zugleich Chiffre für eine bleibende Wahrheit, die wir nur zusammenhalten müssen mit anderen gleichzeitig geltenden Aussagen, von denen losgetrennt sie einen falschen Anblick ergibt. Anders gesagt: Alle diese Aussagen sind weniger Grabmonumente als Bausteine einer Kathedrale, die aber freilich nur dann nützen, wenn sie nicht allein bleiben, sondern hineingestellt werden ins Größere, so wie ja auch die positiv übernommenen Formeln nur gelten, wenn sie sich gleichzeitig in ihrem Ungenügen wissen. - Der Jansenist Saint-Cyran hat einmal das denkwürdige Wort gesagt, der Glaube bestehe in einer Reihe von Gegensätzen, welche durch die Gnade zusammengehalten werden.« - Stereo-Denken ist nichts Neues.

8) HÄRTE UND SEGEN DES DIALOGS

Gibt es keinen Ausweg aus der Not, stets aneinander vorbeizureden? Kann ich nicht geduldig auf das hören, was der andere sagt, bis ich allmählich klarer einsehe, daß er den fraglichen Satz anders versteht, so daß der Widerspruch schwindet? Diese Möglichkeit besteht. Deshalb treiben wir Dialog. Nur kann ich auch im Erfolgsfall das, was ich als (anders wahre) Überzeugung des Partners verstanden habe, in meiner bisherigen Sprachwelt nicht mit seinen Worten gleichfalls sagen. Denn dort haben sie nach wie vor jenen verschiedenen Sinn, der es mir verbietet, das drüben neu Eingesehene hier in derselben Form zu sagen. Ich muß andere Worte verwenden, die bestenfalls hier bei mir verstanden, drüben aber nicht als dort gemeint akzeptiert werden. Zu Recht weist Ratzinger darauf hin, »daß Sprache an Sprachgemeinschaft gebunden ist« (DV 114), und erklärt (E 66 f), warum das Glaubensbekenntnis in der Antike »Symbolum« hieß:

»,Symbolum' kommt von ‚symballein‘, zu deutsch: zusammenfallen, zusammenwerfen. Den Hintergrund bildet ein antiker Brauch: zwei zusammenfügbare Teile eines Ringes, eines Stabes oder Täfelchens galten als Erkennungszeichen für Gastfreunde, Boten, Vertragspartner. Das entsprechende Stück zu besitzen berechtigte zum Empfang einer Sache oder einfach der Gastfreundschaft. Symbolum ist das Stück, das auf die Ergänzung im andern weist und damit

⁹ Ratzinger sieht (DV 96) in ihrer »a-theistischen Jesusfrömmigkeit« die »uralte Struktur Marcions« wiederaufgenommen.

gegenseitiges Erkennen und Einheit schafft ... Insofern ist, wie Rahner mit Recht bemerkt hat, Dogma (bzw. Symbol) immer wesentlich auch Sprachregelung, die rein gedanklich gesehen auch anders hätte ausfallen können, die aber doch eben als Sprachform ihren Sinn hat: Zusammenführung in die Gemeinsamkeit des bekennenden Wortes zu sein. Es ist nicht für sich und in sich isoliert stehende Lehre, sondern Form unseres Gottesdienstes, Form unserer Bekehrung, die nicht nur Kehre zu Gott, sondern zueinander in die gemeinsame Verherrlichung Gottes hinein ist. Nur in diesem inneren Zusammenhang hat christliche Lehre ihren rechten Ort.«

Sooft Menschen, die verschiedenen Sinngemeinschaften angehören, mit denselben Worten ihrer – nur scheinbar gemeinsamen – Sprache sich nicht verständigen können, sollten sie bedenken, was Ratzinger (E 51) klarstellt: »Die Form, wie der Mensch mit der Wahrheit des Seins zu tun erhält, ist nicht *Wissen*, sondern *Verstehen*: Verstehen des Sinnes, dem er sich anvertraut hat. Und freilich werden wir hinzufügen müssen, daß nur im Stehen sich das Verstehen eröffnet, nicht außerhalb davon. Eines geschieht nicht ohne das andere, denn Verstehen bedeutet, den Sinn, den man als *Grund* empfangen hat, als *Sinn* zu ergreifen und zu begreifen.«

Objektiv, von außen gesehen, findet sich bei einer solchen Spannung jeweils auf beiden Seiten Recht und Unrecht zugleich. Jede Seite hat recht, sofern sie mit dem Gesagten nur das *geglaubte* Wahre meint, nicht aber jenen Irrtum, den die andere Seite anprangert. Und jede Seite hat unrecht, weil das von ihr Gesagte dem (mit dem widersprüchlichen Satz) drüben wahrhaft Gemeintem widerspricht, dieses – soweit es an ihr liegt – im Dunkeln läßt, ja um so mehr verdunkelt, je heller sie ihre eigene Wahrheit beleuchtet.

Stereo-Denken muß mithin schärfer trennen als Stereo-Hören. Bei ihm erlebt das Bewußtsein nur Verschiedenheit, nicht Widerspruch. Das Cello wird von der Trompete nicht verneint. Widersprüchlichkeit tritt lediglich auf der nicht bewußten *technischen* Ebene auf. Hier muß bei digitaler Stereophonie, damit das Hörspektrum sich plastisch entfaltet, rechts je eine Null und links eine Eins kodiert sein oder umgekehrt, sonst ergäbe sich Mono-Klang. Dieser echte Widerspruch prägt beim Stereo-Denken auch jeden beteiligten *Verstand*; die höhere Stereo-Einheit bleibt ihm unzugänglich, erschließt sich erst der *Vernunft* des Herzens.

Diese Unterscheidung zweier Erkenntnisvermögen hat eine alte Tradition. Augustinus (356-431) trifft sie in klassischer Knappheit, spricht vom »offenkundigsten Unterschied zwischen vernünftiger Kenntnis des Ewigen und verständiger des Zeitlichen«.¹⁰ Was heißt hier »ewig«? Der Ausdruck ist vieldeutig. Es ist aber gewiß nichts Mathematisches gemeint; dafür ist der Verstand zuständig, nicht die Vernunft. Der Mathematiker und Christ Blaise Pascal (1623-1662) erläutert das mit seinem »Unterschied zwischen dem Geist der Geometrie und dem Geist der Feinheit ... Wir erkennen die Wahrheit nicht bloß mit dem Verstand sondern auch mit dem Herzen ... Das

¹⁰ »Evidentissima differentia est, quod alia sit intellectualis cognitio aeternarum rerum, alia rationalis temporalium« (De Trin. XII 15,25; PL 42,1012).

Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht kennt, das kann man bei tausend Gelegenheiten sehen.«¹¹

Mit dem ewigen Ziel des Herzens ist nichts Zeitloses oder Nachzeitliches gemeint sondern das ganz Konkrete in seiner wahren Bedeutung. Eindrucksvoll klärt Karl Rahner (1904-1984): »Die Ewigkeit kommt nicht nach der Zeit sondern ist die reine Gültigkeit des in der Zeit für immer Vollbrachten.«¹²

Ein weiterer Denker warnt vor dem Mißverständnis, als hätte das Gegenprinzip des Verstandes es nur mit Privatem zu tun. Gerade auch bei öffentlichen Fragen ist der Unterschied zwischen organisierendem Verstand und vernehmender Vernunft zu beachten: »Das Überpolitische, das das Politische ordnen muß, ist nicht eine Instanz, die objektiv errichtet werden könnte ... Die Glaubwürdigkeit der Menschen beginnt im kleinsten Kreis intimer Gemeinschaft der Vernünftigen. Sie breitet sich aus in der Öffentlichkeit, im bewußten Widerstand gegen das Vernunftwidrige ... Aber eine organisatorische Förderung moralischer Erneuerung ist nicht möglich. Ihre Organisation wäre schon ihre Selbstaufhebung.«¹³

Selbst wenn ein ökumenischer Brückenmensch (denken wir an Raimon Panikkar, Hugo Enomiya-Lassalle oder Willigis Jäger) einen Sinn-Widerspruch für sich persönlich überwunden hat und den fraglichen Satz hier mit den einen so, dort mit den anderen anders versteht - auch dann ist die Spaltung keineswegs zu Ende, weil – wie Ratzinger (DV 150 f) nach mancherlei Abenteuern während des Konzils gut weiß - »der Vergleich von Denkformen und das Problem ihrer möglichen Beziehbarkeit aufeinander immer etwas sehr Delikates an sich haben. Man muß sich dabei *über* die beiden Denkformen zu stellen versuchen und gerät so leicht in ein denkerisches Niemandsland, in dem man beiden Seiten verdächtig erscheint und schnell das Gefühl erlangt, zwischen den Stühlen zu sitzen« - oder, wenn man sich erhebt, als Verräter dasteht, untreu hier der eigenen Herkunft, dort den neuen Freunden. Erfahren die Leute der anderen Seite, was ich auf der einen gebilligt oder gar selbst gesagt habe, ist es mit meinem Ruf aus; weder hier noch dort nimmt jemand mich mehr ernst.

Ein Weiteres verschärft die Problematik. Zwischen Stühlen sitzen läßt sich auch bei Ehekriegen oder politischen Zwisten. Doch kann man da nicht nur hier *oder* dort mitreden sondern auch einen Überblick über das gesamte Feld gewinnen, so daß deutlich wird, wie es hier *und* dort um Recht und Unrecht bestellt ist. Ein solch umfassender Überblick ist jedoch immer dann unmöglich, wenn der SINN des Ganzen in Frage steht. Dieser SINN bleibt menschlichem Verstand für immer unbegreiflich. *Über* das Große Geheimnis können wir, gedanklich zwischen Sinn-Ideen hin und her springend, mancherlei Kluges sagen; wir leben dabei aber gerade nicht existentiell *im*

¹¹ Pensées (Brunschvicg) I,1; IV,228; IV,277

¹² Himmelfahrts-Betrachtung in »Geist und Leben« um 1960

¹³ Karl Jaspers, Die Atombombe und die Zukunft des Menschen, München 1958,310

Geheimnis. Wer heißen Herzens betet oder aber dem Vampirgott seiner geängstigten Jugend einen Tritt versetzt, lebt in Gemeinschaft mit vielen Frommen oder Atheisten, aber nur hier *oder* dort. Als hingegen Luis Buñuel seinen mit Recht berühmten Ausspruch tat »Gott sei Dank bin ich Atheist«, da war er nicht fromm *und* gottlos zugleich. Entweder war er fromm und dankte Gott von Herzen dafür, daß er dem Wahn eines finsternen Gottesbildes entkommen war. Oder er war gottlos, meinte mit »Gott sei Dank« lediglich: zum Glück. Oder er war existentiell nicht berührt, flatterte irgendwo zwischen weisem Denker und geistvollem Spötter.

Es kann jemand in einer SINN-Welt daheim und in einer gegensätzlichen zu Gast sein. Oder er tritt über und besucht später als Gast wieder die frühere. Oder er steigt aus beiden aus – sei es in mystisches Schweigen, sei es in friedentiftend perspektivisches Konstruieren. Unmöglich ist es jedoch, im selben Augenblick in zwei widersprüchlichen Kontexten zugleich existentiell zu leben.

Damit ist der weitere Weg unserer Überlegungen klar. Wir suchen bei wichtigen SINN-Spannungen jeweils nach einem Satz, der hier bejaht und dort verneint wird. Dann fragen wir nach der genauen Bedeutung der entscheidenden Wörter auf der einen und der anderen Seite. Wenn es gelingt, einen Unterschied – nicht etwa zu beweisen (das wäre zu viel verlangt) aber wahrscheinlich zu machen, ist unser Ziel erreicht. Dann steht fest, daß ein Widerspruch zwischen der einen und der anderen Überzeugung nicht eindeutig feststeht. Dieser Zustand einer Beziehung reicht hin, wahrheitsliebenden Menschen wechselseitige Achtung zu erlauben.

Wer mehr fordert, wünscht sich ein übergreifendes System. Ein solches kann es aber nach allen Erfahrungen und gemäß dem christlichen Glauben nicht geben. Des SINNES Unbegreiflichkeit ist ein Dogma, dem alle Vernünftigen zustimmen. Heißt es zum selben Satz hier ja, dort nein, so muß der sprachlichen Unvereinbarkeit dann keine geistliche entsprechen, wenn dasselbe Wort hier wie dort nicht denselben Begriff meint. Vor jeglichem Inhalt ist deshalb dies die formale Situation jedes Teilnehmers an einem Glaubensgespräch: Mindestens die Fremdheit deines Begriffs, der mir zunächst undenkbar ist, kann ich im Dialog erfahren. Dank geduldigem Zuhören vielleicht auch mehr und mehr erfassen, was du innerhalb deines Kontextes mit ihm meinst. So komme ich der vollen Wahrheit näher - wie umgekehrt, wenn du mir zuhörst, auch du.

Wenn viele sich dieser Doppeltatsache bewußt werden, der Wichtigkeit der eigenen Überzeugung für alle, aber auch der Bedeutsamkeit fremden Denkens für das eigene Wohl, dann gewinnen wir zweierlei. Zum einen das Potential *gegen* Fanatiker und Relativisten, zum andern die wichtigste Botschaft *für* unsere Kinder. Wenn Eltern, die ihr Kind nach Allem fragt, verstummen, halbverstandene Formeln murmeln oder ihr Kind an fremde Autoritäten verweisen, eine solche Kultur hat keinen Bestand. Arbeiten wir daran, daß unsere ihn verdient.

I. GOTTES AUERWÄHLTES VOLK

1) DIE WIDERSPRÜCHLICHE HALTUNG DER KIRCHE ZU DEN JUDEN

Jesus war Jude und ist es bis zum Lebensende geblieben. Der Jüdin Maria sind in Rom prachtvolle Kirchen geweiht, doch war es den Christen dort noch in der Aufklärungszeit polizeilich verboten, mit Juden zusammen zu wohnen, zu essen, ein Bad zu benutzen. Als glaubengefährdende Todsünde wurde derlei bestraft. Während des zweiten Weltkriegs versteckten polnische Bauern ein jüdisches Paar. Als die Oma zur Beichte ging, wartete die Familie voller Angst und war überglücklich über die Auskunft des Priesters, Juden zu retten sei keine Sünde.

Als Deutscher dürfte ich nicht mit Episoden aus Italien und Polen beginnen, zu Entsetzliches haben Leute meines Volkes dem jüdischen angetan. Doch schreibe ich als Christ, und eine Wurzel des mörderischen Judenhasses der Nazis war die uralte Feindschaft der Kirche gegen die angeblich »ungläubigen« Juden – so wurden sie in der katholischen Karfreitagsliturgie Jahrhunderte lang beschimpft, erst Papst Johannes XXIII. ließ diese Kränkung 1959 streichen. Solcher liturgische, Jahr für Jahr eingehämmerte Antijudaismus hatte sich im Alltag als derber Antisemitismus ausgewirkt. Fast alle Judenvernichter der zwölf Nazi-Jahre hatten als Kinder gelernt, daß die Juden, weil sie Jesus verwarfen, von Gott verworfen worden sind. Gottesmörder hießen sie. War da nicht jedes Mitleid fehl am Platz? Hatte nicht Jesus selbst der jüdischen Obrigkeit ihr Urteil ins Gesicht geschleudert? »Ich sage euch: Das Reich Gottes wird euch weggenommen und einem Volk gegeben werden, das die erwarteten Früchte bringt« (Mt 21,43). Nach der Bibel (Hebr 8,13) hat Gott selbst »den Ersten Bund für veraltet erklärt; was aber alternd und vergeist ist, das ist dem Verschwinden nahe.« Also seither doch wohl verschwunden. Und diese Juden wagten es, sich trotzdem immer noch das auserwählte Volk zu nennen und so die Christen zum Zweifeln an ihrer Erlösungswahrheit zu verführen! Mußte man dagegen nicht etwas tun?

Was fast zwanzig Jahrhunderte lang als selbstverständlich gegolten hatte, hielt sich in den Köpfen auch dann noch, als die furchtbaren Auswirkungen vor den Augen der ganzen Welt offen dalagen. Noch nach dem Konzil schrieb Professor Ratzinger (NV 77) vom »Ende des Alten Bundes«: »Die urapostolische Predigt und die Predigt des Apostels Paulus beginnen nochmals als Predigt an und in Israel; erst nach schwerem Ringen wagen es die Apostel in einer gesamtkirchlichen Entscheidung (Apg 15,6-29), den Übergang zu den Heiden zu vollziehen und damit jene Wende der Heilsgeschichte herbeizuführen, die das Ende des Alten Bundes und den Beginn der Kirche einschließt. Immer blieb die Überzeugung, daß kein Mensch von sich aus eine solche Trennung hätte wagen dürfen, sondern daß allein Gottes neues Handeln in Jesus Christus

dazu berechnete; wie tief die erste christliche Generation dennoch unter dieser Trennung gelitten hat, kann man am meisten in Röm 9-11 nachlesen. Damit ist aber auch das Zweite schon berührt: Durch die Trennung der Christusgläubigen von der Gemeinschaft Israels wird diesen Gläubigen sichtbar, daß der bisherige Bund Gottes ‚Alter Bund‘ war; erst jetzt qualifiziert er sich als solcher.«

Das scheint eine unangreifbare Logik – welcher Christ könnte ihr widersprechen? Einer hat es getan, dank Gottes Gnadenwahl mit höchster Vollmacht. Johannes Paul II. ist möglicherweise seit dem Apostel Petrus der erste Papst, der als Junge mit Judenkindern spielte. Als junger Mann mußte er die Naziverbrechen hilflos aus der Nähe miterleben. Als Papst setzte er seine ganze Autorität ein, um in der Kirche die gegensätzliche Denklinie zur bestimmenden zu machen. Auch sie findet sich im Neuen Testament, hat aber die meiste Zeit über nicht Denken und Praxis der Christen geprägt. »Unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt,« schreibt der Jude Paulus über sein Volk Israel an die Römer (11,29). Sich darauf beziehend, sprach der Papst – bei seiner Begegnung mit der deutschen Rabbinerkonferenz am 17. November 1980 in Mainz – vom »Gottesvolk des von Gott nie gekündigten Alten Bundes« und betonte: »Gemeinsam sind Juden und Christen als Söhne Abrahams berufen, Segen für die Welt zu sein.« Rabbiner Walter Homolka zieht folgende Bilanz: »1986 besuchte Johannes Paul II. dann die Große Synagoge in Rom. Zur christlichen Identität sagte der Papst dort, ‚daß die Kirche Christi ihre Bindung zum Judentum entdeckt, indem sie sich auf ihr eigenes Geheimnis besinnt. Die jüdische Religion ist für uns nicht etwas Äußerliches, sondern gehört in gewisser Weise zum Inneren unserer Religion.‘ ... Im März 2000 sprachen der Papst und leitende Kardinäle eine umfassende Vergebungsbitte an das jüdische Volk für Fehler von Gläubigen und der Kirche in der Vergangenheit. Daran schloß sich eine Pilgerreise des Papstes ins Heilige Land an, bei der Johannes Paul II. an der Klagemauer seine Bitte um Vergebung erneuerte. 2001 schließlich bestätigte die Päpstliche Bibelkommission: Das Nein des Judentums zur Messianität von Jesus von Nazaret wird auch von Christen als Treue zur Heiligen Schrift als Quelle jüdischer Tradition gewürdigt und anerkannt. Diese Aussagen sind auf den ersten Blick für das überkommene Glaubensverständnis von Christen irritierend, aber Johannes Paul II. hat damit eine Brücke zum jüdischen Volk geschlagen, die uns in Zukunft tragen wird.«¹⁴

Noch Wochen vor seinem Tod besuchte eine Gruppe amerikanischer Juden, unter ihnen ca. 80 Rabbiner, im Januar 2005 den Papst. Sie wollten ihm »einfach nur Dank sagen für sein unermüdliches Engagement für den jüdisch-katholischen Dialog und für die von ihm gesetzten Zeichen der Aussöhnung zwischen Christen und Juden. Und das hat ihm sichtlich gefallen ... Er äußerte den Wunsch, daß dies eine Gelegenheit zu einem erneuerten Engagement für das

¹⁴ Dank an einen Freund (Freiburger Rundbrief 3/2005), 162 f

gegenseitige Verständnis und die gemeinsame Zusammenarbeit werden könne. Sichtlich bewegt beendete er seine kurze Rede mit einem dreifachen, intensiven ‚Schalom‘, das seinen Friedenswillen für das jüdische Volk zum Ausdruck bringen sollte. Abschließend riefen drei Rabbiner mit Worten des Aaronssegens (Num 6,24-26) den Segen Gottes auf den Papst herab ... Während eines anschließenden Mittagessens erhielt jeder Teilnehmer vom Organisator Krupp eine Kippa in weiß und gelb, den Farben des Vatikans. Die Begegnung mit dem Papst, der wie kein anderer vor ihm die Versöhnung mit dem jüdischen Volk vorgelebt hat, wird ihnen unvergessen bleiben.«¹⁵

Hat der alte Bund geendet oder gilt er ungekündigt weiter? Wie verträgt die revolutionäre Neubestimmung des Verhältnisses der Kirche zum Judentum sich mit der Identität des christlichen Glaubens durch die Jahrhunderte? Ohne dieses Rätsel auch für sich zu klären, kann heute kein Christ wirklich Zeitgenosse sein. Auf dem Weg zu einer Antwort fragen wir zunächst nach dem Grund der Feindschaft gegen das jüdische Volk.

2) WURZEL DES ANTISEMITISMUS: ISRAELS ERWÄHLUNG

In einer Kaserne im Süden der USA ruft eine Dame an und bittet den vorgesetzten Offizier: Herr Oberst, wir geben heute abend ein Fest, es fehlt aber leider an Herren. Seien Sie doch so freundlich und schicken Sie ein paar Ihrer Soldaten vorbei. Aber, Herr Oberst, Sie verstehen, bitte keine Juden. – Abends läutet es an der Tür zur Villa. Das öffnende Dienstmädchen prallt zurück, stammelt etwas und holt die Dame des Hauses. Die erblickt drei baumlange Schwarze und bringt nur heraus: Aber - da muß ein Fehler passiert sein. – Das glaube ich nicht, Madam, sagt einer der drei. Oberst Leibowitz macht nie einen Fehler.

Was ist die Wurzel des so verbreiteten Antisemitismus? Das biblische Buch Ester entstand um 300 v.Chr. Dort (3,1-12) wird aus Persien berichtet: »Nach diesen Ereignissen zeichnete König Artaxerxes den Agagiter Haman, den Sohn Hammedatas, in besonderer Weise aus und gab ihm einen höheren Rang als allen anderen Fürsten seiner Umgebung. Alle königlichen Diener am Tor des Palastes fielen vor Haman nieder und huldigten ihm; denn so hatte es der König ihm zu Ehren befohlen. Mordechai aber fiel nicht nieder und huldigte ihm nicht. Da sagten die königlichen Diener am Tor des Palastes zu Mordechai: Warum setzt du dich über das Gebot des Königs hinweg? Das sagten sie jeden Tag zu ihm, doch er hörte nicht auf sie. Sie meldeten es Haman, weil sie sehen wollten, ob Mordechai mit seiner Begründung Erfolg haben werde; er hatte ihnen nämlich gesagt, er sei Jude. Als Haman merkte, daß Mordechai nicht vor ihm niederfiel und ihm nicht huldigte, wurde er sehr zornig. Aber es schien ihm nicht genug, nur Mordechai zu beseitigen. Da man ihm gesagt hatte, welchem Volk Mordechai angehörte, wollte Haman alle

¹⁵ Norbert Johannes Hofmann, Freiburger Rundbrief 3/2005, 231

Juden im Reich des Artaxerxes vernichten - das ganze Volk Mordechais ... Darauf sagte Haman zu König Artaxerxes: Es gibt ein Volk, das über alle Provinzen deines Reiches verstreut lebt, aber sich von den anderen Völkern absondert. Seine Gesetze sind von denen aller anderen Völker verschieden; auch die Gesetze des Königs befolgen sie nicht. Es ist nicht richtig, daß der König ihnen das durchgehen läßt. Wenn der König einverstanden ist, soll ein schriftlicher Erlaß herausgegeben werden, sie auszurotten. Dann kann ich den Schatzmeistern zehntausend Talente Silber übergeben und in die königlichen Schatzkammern bringen lassen. Da zog der König seinen Siegelring vom Finger und gab ihn dem Agagiter Haman, dem Sohn Hammedatas, dem Feind der Juden, und er sagte zu Haman: Das Silber lasse ich dir; mach mit dem Volk, was dir richtig erscheint.«

Auch in der Menschheitsfamilie wütet die Eifersucht der nicht Erwählten gegen Papas Liebling. Schon der erste Mord, von dem die Bibel berichtet, geschah aus solchem Neid. »Kain brachte dem Herrn ein Opfer von den Früchten des Feldes dar; auch Abel brachte eines dar von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht. Da überlief es Kain ganz heiß, und sein Blick senkte sich ... Hierauf sagte Kain zu seinem Bruder Abel: Gehen wir aufs Feld! Als sie auf dem Feld waren, griff Kain seinen Bruder Abel an und erschlug ihn« (Gen 4,3-5.8).

Wenn ein Volk öffentlich erklärt »Gott hat uns als SEIN besonderes Eigentum auserwählt, und euch nicht« - wie sollten die anderen nicht böse werden? Sie sind es bis heute. Heiden sowie den *ihrem* Glauben nach endgültig erwählten Christen und Muslimen gegenüber beharrt Israel darauf: Die eigentlich Erwählten sind und bleiben wir. Und legt die Geschichte nicht nahe, daß es so ist? Da ist ein Volk, das vor bald zweitausend Jahren aus seinem Land vertrieben wurde, zum zweiten Mal nach dem babylonischen Exil sechshundert Jahre zuvor, und diesmal scheinbar für immer. Nirgends auf der Welt war seine Sprache die offizielle. Wo Juden lebten, wurden sie beargwöhnt, nie waren sie wie jedermann. Zerbrach im mittelalterlichen Nürnberg ein Fenster, weil ein Jude dem Steinwurf von Gassenbuben auswich, wer mußte das Fenster bezahlen?

Aber das Volk gab sich nicht auf. 1499, nach dem Abbruch der Nürnberger Synagoge, fügte ein Handwerker ihren Schlußstein in seine Werkstatt ein. Für die 1874 neueröffnete Synagoge erwarben Nürnbergs Juden diesen Stein; als das Gebäude 1938 zerstört wurde, versteckten die Nazis den Stein im Keller des Polizeipräsidiums. Heute ziert er die neue Synagoge.

Am erstaunlichsten ist die Wiedergründung des Staates Israel, die Neugeburt des Hebräischen als Volkssprache und die Umkehr der Kirchen weg von ihrer Lehre der göttlichen Judenverwerfung hin zum Glauben an Gottes ungekündigten Bund mit Israel. Wer vor hundert Jahren eins dieser drei Wunder vorhergesagt hätte, wäre als Spinner verlacht worden. In seiner Predigt am sogenannten Judensonntag im Sommer 1949 nannte der evangelische Nürnberger

Pfarrer Ernst Schmidt Israels Neuerstehen »das gewaltigste geschichtliche Ereignis seit der Kreuzigung Jesu«. Die zeigte sich als hochbedeutsam damals freilich nur dem winzigen Jüngerkreis, die Öffentlichkeit nahm erst viel später Kenntnis. Die Wiedergeburt der jüdischen Nation und Sprache im eigenen Land hingegen springt jedem ins Auge. »Israel« wurde gemäß einer Nazivorschrift jeder Jude geschimpft. Seit dem 15. Mai 1948 ist aus dem Schandnamen der Name eines stolzen Staates geworden. Es ist kein Staat wie jeder andere. Keiner ist derart von Feinden umgeben, keiner kämpft nach außen wie innen so verzweifelt um die eigene und jedes Menschen Würde. Unvergeßlich die Prophetie eines jungen Rabbi: »Wenn Israel mit den ihm ausgelieferten Palästinensern nicht menschenwürdig umgeht, ist dies das Ende des Judentums, wie es sich seit Jahrtausenden immer verstanden hat.«¹⁶ Fremden Frauen und Kindern ihre Häuser plattzuwalzen – daß so etwas nicht jüdisch ist, hat Mose (5 M [Dtn] 27,19) feierlich als Gesetz verkündet: »Sei still, und höre, Israel: Heute, an diesem Tag, bist du das Volk des Herrn, deines Gottes, geworden. Du sollst auf die Stimme des Herrn, deines Gottes, hören und seine Gebote und Gesetze halten, auf die ich dich heute verpflichte ... Verflucht, wer das Recht der Fremden, die Waisen sind, und das der Witwen beugt. Und das ganze Volk soll rufen: Amen.« Spürt man, daß diese Stimme sich nicht aus Atomen und Genen erklärt?

3) DIE JUDEN BEDEUTEN UNSER ALLER ERWÄHLTHEIT

Wer das überlange Exil der Juden bedenkt, wird - sogar wenn er selbst ungläubig bleibt - keine *Vernunftgründe* gegen den *Glauben* finden, mit Israels Neugründung habe sich ein Wunder göttlicher Treue ereignet. Wofür steht dieses Volk, woran erinnert eine Jüdin, ein Jude jeden Menschen, dem sie begegnen? An die Urtatsache der eigenen Erwähltheit. – Was soll das aber, von einer Auserwähltheit zu reden, die allen gilt? Ist das nicht Wortklauberei? Sind alle auserwählt, dann scheinbar niemand, der Begriff zerplatzt.

Der Knoten löst sich, sobald wir begreifen: Als *Zeichen* steht Israel da, als Signal an die Völkerwelt. Der Gegensatz von Sein und Sinn bestimmt jedes Zeichen. Wer den Grund dafür einsehen will, muß wohl Semiotik studieren; hier mögen einige Beispiele genügen: Der Tourenzähler im Auto sollte nicht rotieren, der Backherdschalter darf nicht 250° heiß sein, das Wort »unhörbar« in der vorgelesenen Indianergeschichte sei hörbar; wenn die Lehrerin »alle Buchstaben« an die Schultafel schreibt, sehen die Schüler nur wenige. Wer die anderen (die zwar zum Gemeinten, nicht aber zum Zeichen gehören) mit hineinmischt, zerstört das Zeichen, qawrlzeioBpufcghjsktlaxbyeznQ ist Unsinn, nicht Allsinn. Wer aber von q, w und x deshalb, weil sie nicht zu »alle Buchstaben« gehören, behaupten wollte, daß sie nicht zu allen Buchstaben gehören, hätte nicht verstanden, was doch der Zweck von Zeichen ist: den Gehalt. In jeder

¹⁶ Marc H. Ellis (New York) bei einer Tagung in Hofgeismar, Dezember 1997

Sprache gehören andere Buchstaben zum Zeichen, sind andere von ihm ausgeschlossen. Im spanischen »todas las letras« sind d und o drinnen, b und h draußen, auf deutsch umgekehrt, im englischen »all letters« alle vier draußen.

In der Sprache des Glaubens bedeutet die Unterscheidung »auserwählt/nicht auserwählt« keineswegs »auserwählt/verworfen«, vielmehr: »vom Verfasser der Heilsgeschichte in einem bestimmten Sinn-Kontext als Zeichen gebraucht / dort nicht als Zeichen gebraucht aber vom Zeichen mitgemeint«. In je ihrem Kontext verstehen sich auch Christen und Muslime als von Gott auserwählt. Jetzt sind unser Thema die Juden. Von den anderen Völkern wird Israels Erwähltheit als Überheblichkeit mißdeutet. Sie meint jedoch keinen höheren Anspruch, nur eine höhere Verpflichtung. Erwählt ist Israel dazu, Gott als »Reich von Priestern« (Ex 19,6) zu gehören. Ähnlich wie Priester zu Gottes besonderem Dienst auserwählt sind, nicht für sich selbst sondern für alle, ist Israel auserwählt für die Völkerwelt.

Überzeugend erklärt das in einem der berühmten Rabbi-Krimis der siebziger Jahre Rabbi David Small seinen amerikanischen Schülern: »... konnte man Harry Luftigs Stimme hören, tiefend vor Sarkasmus: 'Sollen wir nicht das Auserwählte Volk sein?' Das darauf einsetzende Gejohle beruhigte sich, als sie sahen, daß ihr Lehrer offensichtlich zornig war. Als er sprach, tat er es jedoch in ruhigem Ton.

'Ja', sagte er, 'wir sind es. Ich sehe, ein paar von euch halten das für amüsan. Vermutlich ist für eure modernen, verständigen, wissenschaftsorientierten Gemüter die Idee, daß der Allmächtige einen Vertrag mit einem Teil seiner Schöpfung schließt, wahnsinnig lustig.' Er nickte bedächtig. 'Na ja, ich kann das verstehen. Aber wie ändert es die Situation? Eure moderne Skepsis läßt sich nur auf eine Seite des Vertrags anwenden, auf Gottes Seite. Ihr könnt bezweifeln, daß Er einen solchen Vertrag angeboten hat, ihr könnt sogar Seine Existenz bezweifeln. Aber ihr könnt nicht zweifeln, daß Juden das glaubten und danach handelten. Das ist eine Tatsache. Und wie kann man gegen Zweck und Ziel der Erwähltheit etwas haben: heilig zu sein, ein Volk von Priestern, ein Licht für die Völker?'

'Aber Sie müssen zugeben, das ist ziemlich arrogant.'

'Die Idee, erwählt zu sein? Warum? Sie beschränkt sich nicht auf die Juden. Die Griechen hatten sie, die Römer auch. Zeitlich uns näher, fühlten die Engländer es als ihre Pflicht, die Last des weißen Mannes zu schultern; die Russen und die Chinesen fühlen sich beide verpflichtet, die Welt zum Marxismus zu bekehren, während unser eigenes Land fühlt, es solle die Ausbreitung des Marxismus hindern und alle Völker mit Demokratie indoktrinieren. Der Unterschied ist: In all diesen übrigen Fällen fordert die Lehre, etwas an jemand anderem zu tun, normalerweise durch Gewalt. Einzig die jüdische Lehre verlangt, daß die Juden sich nach einem hohen Maßstab richten, so daß sie für andere ein Vorbild werden könnten. Darin sehe ich nichts zum Lachen oder

Grinsen. Im Grunde fordert es einen hohen Maßstab des persönlichen Verhaltens. Es drückt sich in Einschränkungen aus, die wir uns selbst auferlegen. Manche davon, wie die koscheren Speiseverbote, kommen euch vielleicht als bloß primitive Tabus vor; ihre Absicht ist es aber, Geist und Körper rein zu halten. Jedenfalls versuchen wir nicht, es anderen aufzudrängen. Eher seid ihr gelegentlich von den Eltern oder, wahrscheinlicher, den Großeltern ermahnt worden: ‚Das ist kein ordentliches Betragen für einen Juden.‘ So wirkt die Lehre der Erwähltheit sich halt im Alltag aus.‘¹⁷

4) AUSERWÄHLT ZU PARTNERN DES UNENDLICHEN

Nachdem dieser glaubwürdige jüdische Beitrag das Ärgernis einer Auserwählung *gegen* die meisten beseitigt hat, stellt sich die eigentliche Frage: In welchem Sinne sind die Juden zeichenhaft und - in Wirklichkeit - alle Menschen auserwählt? Begonnen hat Israels Sonderweg nach der Lehre der vier nahöstlichen Weltreligionen (die vierte sind die Bahais¹⁸) mit der Berufung des Stammvaters Abraham weg aus dem Heidentum seiner Umgebung, hin zum Glauben an den ihn persönlich rufenden einzigen Gott. Was war Abrahams Erfahrung?

Mit literarischer Phantasie deutet Thomas Mann sie so: »Die Überlieferung will wissen, daß ihm sein Gott, der Gott, an dessen Wesensbild sein Geist arbeitete, der Höchste unter den anderen, dem ganz allein zu dienen er aus Stolz und Liebe entschlossen war, der Gott der Äonen, dem er Namen suchte und hinlängliche nicht fand, weshalb er ihm die Mehrzahl verlieh und ihn Elohim, die Gottheit, versuchsweise nannte: daß also Elohim ihm ebenso weitreichende wie fest umschriebene Verheißungen gemacht hatte, des Sinnes nicht nur, er, der Mann aus Ur, solle zu einem Volke werden, zahlreich wie Sand und Sterne, und allen Völkern ein Segen sein ...«¹⁹

So läßt sich Israels Anfang von außen her sehen. Von innen klingt dasselbe bestimmter. Margarete Susman (1872-1966) schreibt 1946 in ihrem erschütternden Werk »Das Buch Hiob und das Schickal des jüdischen Volkes« über dieses: »Es war der Segen der Völker, sie warteten auf es wie auf den Regen. Durch dies Volk hat zum erstenmal in der Menschengeschichte das Unendliche mit dem Endlichen sich in Beziehung gesetzt, ist es aus Nacht und Schweigen als der Unendliche hervorgetreten, der durch seinen Anruf den Bund mit dem endlichen Wesen Mensch geschlossen hat, aus dem den Völkern die Gestalt ihres Heils entsprang.«²⁰

Auch jeder Frau und jedem Mann aus den Völkern, keineswegs den Juden allein. Daran erinnere ein Erdenwanderer sich, wo immer er unterwegs auf das Zeichen Israel trifft. Gewiß haben nicht

¹⁷ Harry Kemelman, Tuesday the Rabbi saw red, 141 f.

¹⁸ Sie klären mit dem Auftreten ihres Stifters Bahá'u'lláh (1817-1892) das Problem, das orthodoxe Juden mit dem Staat Israel haben. Nach den alten Verheißungen sollte doch erst der Messias die Juden wieder in ihr Land führen. Für Bahais ist ihr Stifter der Messias. Tausende von Juden wurden in Persien Bahais.

¹⁹ Joseph und seine Brüder I, Vorspiel, 1

²⁰ Ausgabe Freiburg 1968, 72

alle Juden ihr Erwähltsein stets auf diese großzügige Weise ausgelegt, engen Abgrenzungshochmut gibt es überall. Sogar Jesus brachte es einmal fertig, eine Heidin mit einer Hündin zu vergleichen (Mt 15,21-28). Als diese darüber nicht gekränkt war sondern sich (lächelnd?) wenigstens die Brotkrümel wünschte, die vom Tisch der Herren fallen, da fiel das gedankenlos mitgeschleppte Vorurteil des Erwähltheitsdünkels von Jesus ab, er schämte sich, heilte die Tochter der Fremden und lobte ihren Glauben, von dem sogar er, Gottes lauterer Bote, Wichtiges gelernt hatte: daß seine Sendung sich nicht auf Israel allein bezieht. Allen Kindern Gottes soll er zum Glauben an ihre unendliche Würde helfen. Was nach seiner Auferweckung die Jünger unter schweren Kämpfen als Gottes Willen erkannten: die Ausweitung der Frohen Botschaft auf alle Völker, unter Verzicht auf viele jüdische Besonderheiten (sonst hätten die Heiden sie abgelehnt) – sollte diese Einsicht in die Auserwähltheit aller in Jesu Bewußtsein bei der Begegnung mit jener Frau aufgeblitzt sein?

Das Unendliche hat sich dem Abraham als der/die Unendliche offenbart, als Person, die sich zum Menschen in eine persönliche Beziehung setzt. Es ist ein Unterschied, ob vor mir stumm ein Telefon steht oder ob es auf einmal klingelt. Jemand ruft mich an. Abraham und alle seines Geistes glauben fest: JEMAND ruft mich. Nicht irgend jemand sondern DU, schöpferischer Ursprung und gutes Ziel von allem, was es gibt. Besser: Nicht »es« gibt alles sondern DU gibst alles, und darin uns. Zwar finden sich auch im Volk Israel »religiös unmusikalische« Menschen - Sigmund Freud scherzte über sich als gottlosen Juden. Doch heißt die Botschaft des Judentums insgesamt: Der geheimnisvolle SINN des Ganzen bist DU. Und meinst auch mich.

5) DIE DRAMATISCHE GESTALT DER GNADE

Die *Ausweitung* der Frohen Botschaft auf alle Völker war nach Pfingsten von Gott gewollt, nicht ihr »*Übergang* zu den Heiden« (wie Ratzinger [NV 75] noch 1972 schrieb) samt dem »Ende des Alten Bundes«. Diese Unterscheidung macht den entscheidenden Unterschied. Jene »durch Kreuz und Auferstehung gegebene Lostrennung der Kirche aus dem alttestamentlichen Gottesvolk« (DV 275) war ein im echten Sinn tragischer Vorgang: de facto notwendig, weil kein organisierender Verstand in der Lage ist, den Glauben an Israels einzigen Gott und den Glauben an Jesus den wahren Gottmenschen *zusammenzudenken* und so als *ein* Prinzip *eines* Gottesvolkes den Menschen drinnen wie draußen zu verkünden. Die einheitliche *Organisation* von Judentum und Christentum wird es bis zum Ende der Welt nicht geben.²¹ Ihre *geistliche* Spaltung aber ist wider Gottes Willen. Denn vor Ihm ist nicht maßgeblich, was der Soziologe feststellt und der Jurist dekretiert, sondern Glaube, Hoffnung und Liebe. In jeder dieser existentiellen Dimensionen gilt

²¹ Ich folge der These des großen Geschichtstheologen Gaston Fessard SJ in seinem Werk »De l'Actualité historique« I (Desclée de Brouwer 1959), 95-119.

nicht Rivalität des alten und des neuen Gottesvolkes, nur herzliche Eintracht zwischen älteren und jüngeren Kindern Gottes, der beiden nicht das gleiche Gesicht zeigt und dennoch derselbe ist.

Um solche Eintracht bemüht sich in Jesu Gleichnis der Verlorenen Söhne (Lk 15) der Vater. Nachdem er den heimgekehrten Jüngeren freudig aufgenommen, reich beschenkt und zur Mitte eines Festes gemacht hat, steht der andere zornig draußen und will nicht mitfeiern. Freundlich redet der Vater ihm zu, damit schließt Jesu Erzählung. Dies ist die Variante mit offenem Ausgang. In der bisherigen christlichen Fassung geht die Geschichte in der Realität so weiter: Der Ältere läßt sich nicht versöhnen, sondern erschlägt bald darauf seinen Bruder (in der Gestalt Jesu, der sich mit den Sündern identifiziert). Dafür wird er dann selbst (in der Gestalt des Judentums) von den Christen Jahrtausende hindurch grausam gepeinigt.

Eine heute für Juden wie Christen annehmbare Fortsetzung könnte so aussehen: Der Ältere wirft dem Vater vor: »Bin ich dir gar nichts wert? Ehe du für diesen Lumpen unser Mastkalb schlachtest, hättest du mich mindestens fragen sollen!« »Da hast du recht,« erwidert der Vater, »tut mir leid, aber du warst gerade auf dem Feld. Sonst hätte ich das natürlich nicht ohne dich beschlossen. Wie soll es jetzt weitergehen? Feierst du mit?« »Nur wenn mein Bruder für seinen verpraßten Erbteil ab morgen fleißig arbeitet und mich nie wieder als blöden Streber bei dir schlechtmacht.« »Gut. Dafür Sorge ich.«

Ein kluger Rabbiner deutet an, wie anders die Religionsgeschichte hätte verlaufen können, wenn man in der Urkirche beide Fehler vermieden hätte: den der Jakobusgruppe, die auch den Heiden das jüdische Gesetz samt der Beschneidung auferlegen wollte, aber ebenso den des Paulus, der auch die Juden vom Gesetz entband, statt sie im Verbund Israels zu lassen: »Nein, nicht [erst] Jesus hat es abgelehnt, die Völker dem mosaischen Gesetz zu unterwerfen, sondern das Judentum, Moses - nein: Gott selbst gemäß einem von Uranfang aufgestellten Plane. Jesus hatte es gewiß ebenso wenig gewollt, worin er auch recht hatte. Er sah viel klarer als Petrus und Jakobus, wie er auch viel klarer als Paulus sah, als er verkündete, er sei nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben. Allein dadurch schon erhielt er die Juden, seine Brüder, unter der Herrschaft des Gesetzes ... Ja, Jesus war in der Wahrheit und verdient alles Lob, als er den Völkern dem Gesetz gegenüber alle Freiheit ließ, dagegen waren seine Jünger im Irrtum, als sie dieselbe Freiheit für die Juden verkündeten.«²²

War es ein Irrtum? Hier heißt es unterscheiden. Nein, sofern ein Jude sich zum vollen christlichen Glauben an den auferstandenen Gottessohn berufen fühlt. Einem solchen ist in Christus das Gesetz erfüllt und abgetan. Dieselbe Lehre war und ist aber irreleitend für solche Juden, die sich vor Gott weiterhin im Bund mit seinem Volk Israel gehalten wissen, auch wenn sie Jesus als großen Propheten, vielleicht sogar Christus als neuen Tempel anerkennen (dazu gleich

²² Elia Benamozegh, zu Ende des 19. Jh. Rabbi von Livorno, zitiert in: Lust an der Erkenntnis, hg. von Schalom Ben-Chorin und Verena Lenzen (München 1988), 222

Näheres). »Ein Theater sind wir geworden«, von diesem Ausruf des heiligen Paulus aus (1 Kor 4,9) läßt die Ökumene der Weltreligionen sich befreiend neu verstehen.

Das Drama des Heils besteht aus gegensätzlichen Akten der Großen Liebesgeschichte Gottes mit seiner Freundin Menschheit, jeder Akt stellt eine andere ihrer Wahrheiten dar. Innerhalb dieses theologischen Verständnisrahmens wird eine Versöhnung denkbar zwischen der scheinbar so undialogischen Strenge des damaligen Kardinals an der Spitze der Glaubenskongregation und seinen protestierenden Gegnern, innerhalb der Kirche wie draußen. Ratzinger selbst hat 1967 in der Tübinger Vorlesung die Widersprüche der Kirche als »gleichsam die dramatische Gestalt der Gnade« bezeichnet:

»So ist die paradoxe Gestalt der Kirche, in der sich das Göttliche so oft in unwürdigen Händen präsentiert, in der das Göttliche immer nur in der Form des Dennoch anwesend ist, den Gläubigen ein Zeichen für das Dennoch der je größeren Liebe Gottes. Das erregende Ineinander von Treue Gottes und Untreue der Menschen, welches die Struktur der Kirche kennzeichnet, ist gleichsam die dramatische Gestalt der Gnade, durch die die Realität der Gnade als Begnadigung der an sich Unwürdigen fortwährend in der Geschichte anschaulich gegenwärtig wird. Man könnte von da aus geradezu sagen, eben in ihrer paradoxalen Struktur aus Heiligkeit und Unheiligkeit sei die Kirche die Gestalt der Gnade in dieser Welt« (E 284).

Dieser Gedanke läßt sich in der heutigen Situation fruchtbar weiterdenken, indem wir die beiden Hauptbegriffe »Kirche« und »dramatisch« schärfer akzentuieren. »Kirche« ist (mit dem von Papst Benedikt so geschätzten Augustinus) als »Kirche von Abel her« zu verstehen, als die gesamte von Gott zum Heil berufene Menschheit, lebe sie auch außerhalb der christlichen Gemeinde. Und »dramatisch« ist nicht nur als verstärkendes Eigenschaftswort zu nehmen sondern im vollen Sinn: Die menschheitliche Heilsgeschichte *ist* das von Gott erdachte und inszenierte Drama, in dessen christlichem Akt der Verfasser sogar auf die Bühne springt und selber mitwirkt.

Wird der Papst mit solcher Weiterdeutung seines damaligen Gedankens einverstanden sein und als *eine* katholische Denkweise meine Überzeugung gelten lassen, daß auf der einen Erde von heute eine ähnliche Spannung, wie er sie der Kirche zuschrieb, in noch gewaltigerem Maß in der ganzen Heilsgemeinschaft Menschheit vibriert? Falls ja, wäre sein Versprechen, er wolle sich besonders dem ökumenischen Frieden zwischen Konfessionen und Religionen widmen, keineswegs so unerfüllbar, wie die Welt (in uns und um uns) es fürchtet. Dann wird nämlich sofort beides deutlich: zum einen, warum ein Kardinal, *als* Akteur in *einem* Akt des Dramas, eine klar bestimmte Position einnimmt; zum andern, warum viele diese Aussage ablehnen, sofern sie das *ganze* Drama im Blick haben.

Stellen wir uns also vor: Beide Akte, jüdischer wie christlicher, werden auf der Drehbühne des Welttheaters mit je anderen Akteuren und Zuschauern *real* zugleich dargestellt, *dramatisch* folgen

sie aufeinander. Als Tochter ZION repräsentiert SIE den intimen, noch offenen Beginn der Heils-Story, als KIRCHE den öffentlichen Vollzug des Hochzeits-JA (2 Kor 1,20).²³ Alle Mitwirkenden haben sich streng an die Vorgaben je ihres Aktes zu halten; kein Wunder, daß Papst Johannes Paul II., früher selbst Bühnenprofi, von seinen Leuten eiserne Disziplin verlangt hat.²⁴

Solche Forderung an die *bestimmte* Figur, die ich in *meinem* Akt darstelle, muß jedoch existentiell – und jetzt in der einen Welt auch vor ihrer Öffentlichkeit – stets im Gleichgewicht mit der anderen Forderung bleiben, die der *Gesamtsinn* des Dramas an *alle* Mitwirkenden richtet: auch die Botschaften anderer Akte zu vernehmen und fürs eigene Leben fruchtbar zu machen, vor allem jedoch: fremde Akteure und Zuschauer zu achten, ja zu lieben. Gegen dieses Gebot verstießen des Kardinals vielgescholtene Feststellungen, das Eigene sei »die einzige Wahrheit«, das Fremde hingegen »defizitär«. Was – in meinem Akt für mich – die einzige Wahrheit ist, oder was umgekehrt, falls ich wie die anderen dächte, im Kontext meines Glaubens mangelhaft wäre, kann doch in anderen Akten für Mitmenschen gegensätzlich zu beurteilen sein. Mithin sollte, wer die Kirche öffentlich vertritt, seine Worte sorgsam wählen.

Streng logisch war das so umstrittene vatikanische Dokument »Dominus Iesus« nicht falsch, stehen doch sämtliche Aussagen in der Klammer von Nr. 3: »Die darlegende Sprache der Erklärung entspricht ihrer Zielsetzung. Diese besteht nicht darin, in organischer Weise die Problematik über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche zu behandeln oder Lösungen zu den Fragen vorzulegen, die von den Theologen frei diskutiert werden. Die Erklärung will vielmehr die Lehre des katholischen Glaubens zu dieser Thematik erneut darlegen.« Das heißt: Alles sonst Gesagte gilt allein als dramatische Wahrheit der Figur »Katholische Kirche«, betrifft die fremden Aussagen nicht im Bewußtsein *ihrer* Gläubigen; deren Wahrheit für sie selbst ist nicht Thema des Kardinals. Nur wenn eine Katholikin in *ihrem* Akt des Gott-menschlichen Dramas so aufträte, als wäre der katholische Glaube nicht der maßgebliche, hätte sie als Aktrice versagt. Solche logische Korrektheit rettet jene allzu mißverständlichen Sätze geistlich jedoch nicht. Die meisten Katholiken bedauern sie, inzwischen hoffentlich auch der Papst. Spricht er nicht Tag für Tag sein Confiteor?

²³ Näheres siehe in meinem Buch »Etappen der Großen Liebesgeschichte« (Nürnberg 2001) sowie der Rundfunksendung in B2R vom 7. Oktober 2007, im Internet abrufbar (www.stereo-denken.de/etappen-radio.htm).

²⁴ »Angefangen mit der Lebensgeschichte dieses Mannes bis hin zu seinem Wirken im Papstamt - vor der Weltöffentlichkeit bis in die letzten Atemzüge, bis ins Detail wahrgenommen - offenbarte sich dieser tief religiöse Monarch als ein Dramatiker höchster Qualität. Bereits in seiner Gymnasialzeit machte sich der junge Karol als begabter Schauspieler einen Namen. Jahrzehnte später sah ihn die Welt in der Rolle eines Hauptdarstellers in jenem großen Drama des Welttheaters. In der genial ausgefüllten Rolle eines Hauptdarstellers. Dies mit einem Reiseprogramm ungeheuren Ausmaßes, überschüttet vom begeisterten Beifall von Millionen. Für ihn war der Regisseur und Autor dieses Dramas Christus selbst. In dieser ihm zugewiesenen Rolle funktionierte er vortrefflich und diktierte mit päpstlicher Machtfülle seinen Mitarbeitern, den Bischöfen und Priestern in aller Welt, die Rollen. Verlangte von ihnen jene straffe Disziplin, die jeder Rollenträger in jedem Theater gleich welcher Art mit großem Ernst einhalten muss.« Harald Pawlowski, Publik-Forum 7/2005, 48

Unsere beiden Grundgleichnisse [a) Einzelorgan / ganzer Leib, b) einzelner Akt / ganzes Drama] illustrieren das nämliche Verständnis. Auf der Organ-Ebene und innerhalb eines Aktes auf der Weltbühne gilt Kardinal Ratzingers Verdammung der »Diktatur des Relativismus«, der uns mit jedem Wind einer Lehre hier- und dorthin schwanken läßt. Ein Organ im Leib muß sich an sein besonderes Programm halten, ein Akteur auf der Weltbühne an die Wahrheit seiner Lebensrolle. Auf der Leib-Ebene hingegen und an der Grenze zweier Bühnen-Sektoren gilt Kardinal Martinis Verteidigung eines »christlichen Relativismus«. Sein 25jähriges Bischofsjubiläum feierte er – der einen Versuch seiner Mitkardinäle, ihn zum Papst zu wählen, selbst abgeblockt haben soll - am 8. Mai 2005 zusammen mit über fünftausend Gläubigen im Mailänder Dom. Dabei sagte er: »Manche sagen mit Recht, daß es viel Relativismus in der Welt gibt. Es gibt aber auch einen christlichen Relativismus, der alles auf den Augenblick bezieht, da die Geschichte klar beurteilt wird. Am Ende werden wir wissen, wer recht hatte. Dann werden alle menschlichen Taten in ihrem wahren Wert erscheinen. Jeder von uns wird Gott loben, wir werden nicht mehr auf Applaus oder Buhs hören, sondern es wird der Herr sein, der uns die endgültigen Maßstäbe von allem geben wird.«²⁵

Entscheidend für uns Akteure sind nicht Applaus oder Buhs anderer Mitwirkender während der Aufführung, vielmehr das Urteil des Regisseurs wie der Kollegen von jenseits der Bühne her: jetzt schon aus der Loge (dem Gewissen), zuletzt bei der Versammlung aller Beteiligten an der Rampe. DANN kommt es auf beides an: wie *treu* ich – gegen die Versuchung zu ungläubigem Relativismus – der Wahrheit meiner gottgewollten Rolle bin, und wie *fair* ich – als gut christlicher Relativist - fremde Rollen achte. Die zweite Pflicht ist ein wichtiger Bestandteil der ersten, steht freilich zu deren anderen Forderungen in oft schmerzlicher Spannung. Im Konfliktfall hilft ein Blick zur Loge hinauf, dem Wink von dort her darf ich trauen – aber nicht schimpfen, wenn ein Partner sich auf einen gegenteiligen Wink beruft.

Nur zusammen sind die Sinnpole Treu und Fair die Lebenswahrheit des Glaubens. Aller Wohlmeinenden Unterstützung verdient des Papstes Kampf für den Treue-Pol und gegen das Sinnvakuum, mit dem der relativistische Zeitgeist die Lebensfreude der Menschen aushöhlt. Mit Recht wendet Ratzinger sich in seinem neuesten Text zu unserem Thema gegen die moderne (nicht: postmoderne!) Geringschätzung jeder Religion als eines bloß unverbindlichen Sprachspiels im Sinne Wittgensteins. Dessen Ansicht faßt eine Anhängerin in zwei Thesen so zusammen: »1. Es gibt nichts wie das Wahrsein einer Religion. 2. Religiöser Glaube läßt sich eher der Verliebtheit eines Menschen als seiner Überzeugung vergleichen, etwas sei wahr oder falsch.« Dazu zitiert Ratzinger die folgenden Sätze von J. Seifert: »Für Wittgenstein leben der religiöse Mensch und der nicht-religiöse Mensch gleichsam in zwei Spielwelten und bewegen sich auf verschiedenen

²⁵ THE TABLET 14 May 2005, 35. Es ist dort die Rede von »a dramatic counter-balance« Martini/Ratzinger.

Ebenen, ohne einander zu widersprechen ... [In religiösen Aussagen werde nach Wittgenstein im Grunde nichts gesagt] genau so wenig, wie in einem Schachspiel oder einem Damespiel etwas über Damen jenseits dieser Spiele behauptet werde. Religion müsse daher nicht in der Weise sinnvoller Sätze mit Wahrheitsansprüchen, sondern rein anthropologisch und ganz subjektiv, wie ein bloß persönlich bevorzugtes Spiel gedeutet werden.«

Des Kardinals Urteil gegen solche Glaubens-Verdünnung fällt deutlich aus: »Ähnliche Vorstellungen haben sich inzwischen in der katholischen Theologie ausgebreitet und werden mehr oder weniger deutlich auch in der Verkündigung vernehmbar. Die Gläubigen spüren es und fragen sich, ob man sie eigentlich an der Nase herumgeführt habe. In schönen Fiktionen zu leben, mag den Theoretikern der Religion gegeben sein; für den Menschen, der die Frage stellt, womit und wofür er leben und sterben könne, langen sie nicht. Der Abschied vom Wahrheitsanspruch, der der Abschied vom christlichen Glauben als solcher wäre, wird hier damit verzuckert, daß man Glaube als eine Art von Verliebtheit mit ihren schönen subjektiven Tröstungen oder als eine Art von Spielwelt neben der realen Welt weiter bestehen läßt. Der Glaube wird auf die Ebene des Spiels verlagert, während er bisher die Ebene des Lebens als solchen betraf. Der gespielte Glaube ist jedenfalls etwas grundlegend Anderes als der geglaubte und gelebte Glaube. Er gibt keine Wegweisung, sondern verziert nur. Er hilft uns nicht im Leben und nicht im Sterben; er gibt allenfalls ein wenig Abwechslung, ein wenig schönen Schein - aber eben nur Schein, und der reicht zum Leben und zum Sterben nicht aus.«²⁶

Jetzt sind wir beim Kern des Problems. Ist Glaube ein Sprachspiel oder ernsteste Wahrheit? Ich schlage vor: der höchste Sprach-ERNST! Für uns Menschen, die nach dem Willen des Schöpfers auf der Weltbühne vernünftig agieren sollen und von ihm in Anwesenheit aller Mit-Akteure zuletzt beurteilt werden, sind Glaube und Liebe keineswegs »bloß Theater«,²⁷ vielmehr unendlich schärfer entscheidend als ein Probeauftritt nach der Bewerbung bei der angesehensten Schauspielschule des Landes. Daß ich diese Probe bestehen muß, ist die Wahrheit meines Lebens und Sterbens. Mit ihrem Ernst verglichen sind, im Gegenteil, irdische Richtigkeiten nichts als Kinderspiele, wußte schon Heraklit.

6) ZWEI TEMPEL – EIN GLAUBE

Zwischen Juden und Christen gibt es zwei Dialogrichtungen. Die eine hat sich uns geklärt. Alle Menschen können den jüdischen Glauben und seine Anhänger hochachten. Christen sollte das besonders leichtfallen. Nichts kann uns hindern, Jesu und Marias Glauben auch da für wahr zu halten, wo er heute von jüdischen Menschen gelebt wird. Daß sie nicht *an* Jesus glauben, diese

²⁶ Glaube – Wahrheit – Toleranz (Freiburg Basel Wien 2003) [GWT], 174 f (zuvor unveröffentlicht)

²⁷ Vgl. den dies Mißverständnis hinterfragenden Abschnitt in meinem Buch »Etappen der Großen Liebesgeschichte« (Nürnberg 2001), 20-23

Einschränkung macht, *was* sie glauben, nicht falsch. Soweit sie christliche Wahrheiten leugnen, sollen wir darin nicht Unglauben sehen sondern entweder die dramatische Wahrheit ihrer Rolle oder schlimmstenfalls Irrtum. Der reicht aber nicht in die Mitte der Existenz – die Irrtümer der Christenheit hoffentlich auch nicht. In der Mitte lebt der Glaube, und der ist irrtumslos – jeder Glaube. Irrtümer und blinde Flecken glaubender Menschen gehören nicht zu ihrem Glauben, verdunkeln zwar seinen Ausdruck, entwerten aber nicht seinen Vollzug.

Schwieriger ist es in *umgekehrter* Richtung. Zwar erkennen die Juden den »Noach-Bund«, Gottes Bund mit allen Menschen (Gen 9,9), als auch heute für die Heidenvölker noch gültig an. Wer sich an gewisse Grundregeln hält, lebt vor Gott gerecht und hat Aussicht auf das Ewige Leben. Allerdings gehört zu den entscheidenden »noachidischen« Vorschriften auch das Verbot des Götzendienstes. Nichts Endliches mit Gott zu verwechseln sondern IHN allein anzubeten, ist eine Bedingung des Heils. Vor dem Abgrund, der sich hier auftut, stand ich unversehens während eines jüdisch-christlichen Glaubensgesprächs. Der jüdische Redner hatte das verbreitete Mißverständnis von Israels Auserwählung mit dem Hinweis auf die Heilsmöglichkeit *aller* Völker - dank den noachidischen Geboten - geklärt. Daraufhin faßte ich mir ein Herz und fragte ihn, wie er als Jude mit dem christlichen Bekenntnis zur Gottheit Jesu umgehe. Sei solche Anbetung eines Menschen nicht auch Götzendienst und wir Christen also doch fern vom Heil? Da wurde die zuvor so freundliche Stimme plötzlich ernst und hart. »Das ist Ihr Problem. Damit müssen Sie fertig werden. Genügt das?« Stumm nickte ich zur anderen Seite des Abgrunds hinüber.

Inzwischen hat sich ein Licht gezeigt. Es strahlt aus jener Innensicht des christlichen Glaubens, die vielen Christen fremd geblieben ist. Bei Johannes (2,14-22) lesen wir, wie Jesus im Tempel mit der Peitsche auf die Wechsler losging: »Da stellten ihn die Juden zur Rede: Welches Zeichen läßt du uns sehen als Beweis, daß du dies tun darfst? Jesus antwortete ihnen: Reißt diesen Tempel nieder, in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten. Da sagten die Juden: Sechsendvierzig Jahre wurde an diesem Tempel gebaut, und du willst ihn in drei Tagen wieder aufrichten? Er aber meinte den Tempel seines Leibes. Als er von den Toten auferstanden war, erinnerten sich seine Jünger, daß er dies gesagt hatte, und sie glaubten der Schrift und dem Wort, das Jesus gesprochen hatte.«

Er aber meinte den Tempel seines Leibes. Geheimnisvoller Satz! Im Tempel spürten die Juden Gottes Anwesenheit. Psalmbetern sind die Worte vertraut (65,5; 84,3.11): »Wohl denen, die du erwählst und in deine Nähe holst, die in den Vorhöfen deines Heiligtums wohnen ... Meine Seele verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Tempel des Herrn. Mein Herz und mein Leib jauchzen ihm zu, ihm, dem lebendigen Gott ... Denn ein einziger Tag in den Vorhöfen deines Heiligtums ist besser als tausend andere. Lieber an der Schwelle stehen im Haus meines Gottes als wohnen in den Zelten der Frevler.«

Nach Ostern verstanden die ersten Christen, daß *ihr* Tempel jetzt nicht mehr der aus Stein war sondern das Neue Leben ihres auferstandenen Freundes. In ihm darf jeder Getaufte sich bei Gott fühlen, Gottes Gegenwart ebenso begeistert feiern wie die Juden im Tempel aus Stein. An der Grundstruktur des Glaubens an den einen Gott hat sich nichts geändert. Nicht den Tempel haben die Juden vergötzt, wenn sie Gott in ihm verehrten; nicht den Menschen Jesus vergötzen wir Christen, wenn wir Gott in ihm anbeten. »Glaubt mir doch, daß ich im Vater bin und der Vater in mir« (Joh 14,11)! Wer das als Christ glaubt, sagt nicht zu einem anderen Geschöpf, sondern *zu Gott* in dem Tempel, der Christus ist, dasselbe wie damals Thomas (Joh 20,28): »Mein Herr und mein Gott!« Daß die meisten Juden (es gibt auch »messianische«) die christliche Hochschätzung *dieses* Tempels nicht teilen können, macht – von ihnen aus gesehen – uns Christen zwar zu Andersgläubigen aber eben doch zu anders Gläubigen, nicht zu Götzendienern.

Innerhalb *eines* Aktes des Heilsdramas gilt die »Mosaische Unterscheidung« wahrer von falscher Religion (GWT 170 ff). Deshalb muß der Papst, als *Christ*, nichts von dem zurücknehmen, was er 1972 über Jesu Nein zum Tempel schrieb (NV 72). Im KIRCHE-Akt wird Christus zum Tempel: »Das Alte Testament war Gottesbund, beruhte auf Gottes Zusage und Erwählung. Sein Tempel, sein Priestertum, sein Kult entstammten göttlicher Einsetzung, sein Recht war göttliches Recht, und sein Königtum trug die Verheißung immerwährenden Bestandes. Kann man einen Kult angreifen, den Gott eingesetzt hat? Kann man sich gegen ein Priestertum auflehnen, das *iuris divini* ist? Kann man das Ende einer Institution voraussagen, die von Gott die Zusage immerwährenden Bestandes hat? Christus hat es getan. Er hat das Ende des Tempels vorhergesagt und in prophetischer Symbolhandlung vorausvollzogen, denn das war offenbar der Sinn der Tempelreinigung, mit der die Ankündigung des neuen, nicht von Menschenhand gebauten Tempels verbunden war. Die Christen machen sich das Ungeheueren solchen Geschehens selten klar.«

Deshalb sind die meisten auch ungeheuer überrascht, wenn sie andererseits, und sogar aus Rom, neuerdings erfahren: Trotzdem galt und gilt (anderswo auf der Weltbühne) die Wahrheit des ZION-Aktes weiter. Nach *dessen* Wahrheitsregeln, die dem jüdischen Herzen von Gott eingesenkt werden, tritt nicht der Gottessohn Christus auf, vielmehr der Jesus, der nicht einmal guter Meister heißen will: »Was nennst du mich gut? Keiner ist gut, als Gott allein« (Mk 10,18). Mit ihm tun die Christen sich schwer; schon der Evangelist Matthäus (19,16) schwächt ab: »Was fragst du mich nach dem Guten?«

Die Differenz jüdisch/christlich ist in keinem der beiden Bühnensektoren überwindbar, kann nur im Gespräch über die Grenze hinweg beiderseits ausgehalten werden. Mein Beitrag zu solchem Dialog besteht im Nachweis, daß dem unaufhebbaren sprachlichen Widerspruch kein beweisbarer logischer entspricht und folglich die von Gottes Gebot hier wie dort geforderte gegenseitige

Achtung im Angesicht der WAHRHEIT vernünftigerweise möglich ist. Juden müssen, dürfen uns Christen nicht als Götzendiener verurteilen. Denn auch wir leben keine persönliche Beziehung zu einem zweiten Gott - das wäre Abfall vom Glauben an den einen Gott - sondern *drei* religiös stimmige Beziehungen ineinander:

a) Die Beziehung des Geschöpfes zum einen Gott (im Tempel des verherrlichten Christus).

b) Die zwischenmenschliche Beziehung zum Mitmenschen Jesus, meinem auferweckten Freund und Meister.

Beide Beziehungen werden von Ratzinger als eine einzige behandelt (E 128): »Es geht darum, daß der Mensch, der mit Christus zu tun bekommt, in seinem Mitmenschen Jesus, der ihm als Mitmensch erreichbar und zugänglich ist, auf Gott selbst trifft, nicht auf ein Mischwesen, das sich dazwischenschöbe.« Das ist nicht falsch, führt jedoch leicht zu Mißverständnissen, wie sich bei der Formulierung (E 126) zeigt, »daß Gott mir hier nicht als Vater, sondern als Sohn und als mein Bruder begegnet«. Nein, *als Sohn begegnet Gott mir nicht!* Denn »nur der Vater kennt den Sohn.« Darauf kommen wir zurück.

c) Endlich wende ich mich wie Jesus an *seinen* Gott, gemäß seiner Verheißung »Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott« (Joh 20,17). Das kann ich allerdings nicht *als* Geschöpf - vielmehr allein *als Glied Christi*, auf endliche Weise teilhabend an seiner ewigen Beziehungs-Person, Kind im KIND. Diese Unterscheidung zwischen der »natürlichen« Beziehung Geschöpf/Schöpfer und dem »übernatürlichen« innergöttlichen Verhältnis KIND/VATER ist für traditionell katholische Theologie ein unentbehrliches Denkzeug – damit ist über die Frage, ob eine *bloß* natürliche Beziehung möglich sei, nichts gesagt. Tatsächlich hat es eine solche nie gegeben, alle Menschen sind schon immer zur Gotteskindschaft berufen. Doch ist für die rechte Selbsteinschätzung eines Gotteskindes das Bewußtsein wichtig, daß diese Würde weder selbstverständlich noch unverlierbar ist – vor allem aber, daß sie allein sein innerstes Herz auszeichnet, keineswegs irgendwelche individuellen Besonderheiten. Die gehören allesamt der geschöpflichen Natursphäre an, kommen zwar innerhalb der beiden natürlichen Beziehungen [oben a) und b)] in Betracht, nicht aber [c)] im übernatürlichen Innenverhältnis des KINDES zum VATER. Dieses ewige KIND, in Jesus ein Mensch geworden, will auch in allen anderen Menschen seine göttlich-einfache Beziehung zum VATER verwirklichen.

7) EINE LEBENDIGE GLAUBENSBRÜCKE

Anschaulich geworden ist jüdisch-christlicher Friede mir dank einem aufregenden Buch. Um 1895 wollte ein junger Katholik in Lyon Priester werden, wußte aber während einer Kommunion plötzlich: Ich bin gar nicht Christ sondern Jude. Seinen Bericht lesend verstand ich überrascht eine

Wahrheit, die ich als Theologiestudent zwar gelernt aber nie wirklich erfaßt hatte: die göttlichen Personen *sind* nur zueinander, als reine Beziehungspole.²⁸ *"Niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will"* (Mt 11,27). Niemand kennt somit, von irgendwo »außen« her, Vater und Sohn als »himmlisches Doppel«. Zwei Beziehungspole, die nur zueinander überhaupt *sind*, zeigen sich außer ihrem Wechselblick keinem sonst. Unser "Ehre sei dem Vater *und* dem Sohne *und* dem Heiligen Geiste", womit seit Jahrhunderten die jüdischen Psalmen, die auch Jesus gebetet hat, christlich getauft werden (zum Zorn nicht nur der Juden sondern auch vieler dialogisch denkender Christen), dieser Lobpreis der Dreifaltigkeit ist mithin zwar Ausdruck existentiellen Glaubens, nicht an eine göttliche Vielheit jedoch (woran das zweimalige »und« fast notwendig denken läßt), sondern an jene unendliche Beziehungs-*Einheit*, in deren Leben wir Glaubende einbezogen sind.

Sie läßt sich mit wirklicher Zustimmung *glauben* – das Dreifaltigkeitsdogma als ganzes ist hingegen nicht Glaubensinhalt sondern Konstrukt des theologisierenden Verstandes. Diese viel zu unbekannte Einsicht verdanken wir einem großen Kirchenlehrer des 19. Jahrhunderts. John Henry Newman (1801-1890), Ex-Anglikaner, der nach Jahrzehnten »unter der Wolke« zuletzt sogar noch Kardinal wurde, unterscheidet in seiner »Grammatik der Zustimmung« zwischen dem »real assent« eines glaubenden Herzens und dem »notional assent« des kategorisierenden Verstandes. Nur der hat es mit dem Dreifaltigkeitsgeheimnis als ganzem zu tun, lehrt Newman (5,2) und bringt folgenden Vergleich: »Ich mag mich in London ziemlich gut auskennen und meinen Weg von Straße zu Straße überall ohne Schwierigkeit finden, und doch ganz unfähig sein, einen Stadtplan zu zeichnen.«

Echt gelebt und als ihr Glaube bekannt wird von Christen nicht die gelernte Verstandes-Idee »Christus, Sohn Gottes, zweite göttliche Person«, vielmehr nur je eine der drei Beziehungen a) Geschöpf / Gott (im Tempel Christus), b) Mensch / Mitmensch Jesus, c) KIND / VATER (innerhalb der sich uns mitteilenden all-einfachen Gottheit). Die drei Beziehungen ereignen sich sozusagen in verschiedenen Dimensionen; deren Reichtum muß in der üblichen Glaubenssprache ähnlich verlorengelassen werden wie die Raumfülle eines bloß gemalten Würfels. Es stimmt schon: Sobald wir "durch Christus unsern Herrn" sagen, wird unser Gebet von Gott abgelenkt auf Geschöpfliches: Jesu heilige Menschheit. Denn *"den Sohn kennt allein der Vater."*²⁹ Die Einsicht ist unausweichlich: Als *Ausdruck* kann der katholische Glaube nicht allumfassend sein; er ist vielmehr ebenso partikulär wie alle Glaubensweisen und bedarf, um seine Anhänger auf wahrhaft kat-holische Weise glauben zu lassen, der Ergänzung durch Worte anders Gläubiger. Die dürfen

²⁸ Im Jahr 1442 stellte das Konzil von Florenz fest, daß bei den göttlichen Personen »*alles eins ist, wo dem nicht ein Beziehungsgegensatz entgegensteht*« (Denz. 703).

²⁹ Damit sollte klar geworden sein, warum Ratzingers Formulierung (E 126), »daß Gott mir hier nicht als Vater, sondern als Sohn und als mein Bruder begegnet«, ungenau war. Nein, *als* Sohn begegnet Gott nicht mir, nur dem Vater. Und ich darf, in IHM, dabei sein.

uns Katholiken folglich, so fremd sie dem offiziellen Bekenntnis bleiben, dennoch nicht als falsch gelten. Lassen Sie in diesem Sinn den folgenden erstaunlichen Bericht auf sich wirken.

»Es war an einem Frühlingssonntag. Ich begab mich am Morgen zur Dominikanerkapelle. Sie war um diese Zeit für das Publikum nicht geöffnet. Ich befand mich dort ganz allein mit dem Meßdiener im rechten Kirchenschiff einige Schritte vom Altar, vor dem P. Henri mit der weihevollen Hingabe zelebrierte, mit der er alle seine Obliegenheiten verrichtete. Ich lag, ohne ein Buch in der Hand, auf den Knien, mich mit den Handlungen und Gebeten inbrünstig eins fühlend. Je näher die Kommunion herankam, desto mehr bemühte ich mich, meinen Eifer zu vermehren und als der Augenblick eingetreten war, kniete ich direkt auf den Stufen des Altars nieder, um das Abendmahl dort zu empfangen. Dann ging ich auf meinen Platz zurück und versenkte mich, den Kopf in den Händen, in ein tiefes Danksagungsgebet.

Aber dann fühlte ich mich unwiderstehlich dazu gedrängt, meine Gedanken und meine Gefühle zu analysieren. Die letzten Jahre hatten in mir ein Stück Arbeit vor sich gehen lassen, die mir zum großen Teile unbewußt geblieben war. Ich hatte die unsichtbaren Fäden des Schleiers, der mir meinen eigenen Seelenzustand verhüllte, nicht erfaßt. Nun aber riß dieser Schleier mit einem Male. Glaubst du an die wirkliche Gegenwart im Sakrament, so wie die Kirche sie dich lehrt?, fragte ich mich. Und mit schonungsloser Klarheit mußte ich antworten: Nein, ich glaube nicht daran. Glaubst du an die Fleischwerdung, an die Göttlichkeit Christi? Nein, ich glaube daran ebensowenig. Ich empfand in dieser Minute eine absolute Leere. Ich fühlte mit plötzlicher und verblüffender Schärfe, daß von meinem christlichen Glauben nichts übrig blieb. Ich war erstarrt wie ein Mensch, der sich über einen gähnenden Abgrund beugt ...

Aber in demselben Augenblick, als ich erkannte, daß ich nicht mehr Christ im theologischen Sinne des Wortes war, fühlte ich auf unvergeßliche Weise, daß mir noch alles verblieb. Ja, alles, was es jenseits von Schemen und Schein, jenseits der Symbole und Gleichnisse an ewig Wahrem gibt: Gott selbst, die lebendige und höchste, einzige und unvergängliche Wirklichkeit. Das war kein von meinem Verstand bejahter Artikel einer abstrakten Glaubenslehre mehr, das war die viel einfachere und reinere Wahrnehmung Gottes, ein Gefühl seiner Gegenwart und seiner Liebe, das meine Seele bis zu solchen Tiefen und so mächtig durchdrang, daß die ewige Wahrheit der Religion in jenem Augenblick mir zur Evidenz selbst wurde. Ich fühlte wirklich mit meiner Seele Gott, wie man mit seinem Körper die Luft fühlt.

Wenn ich später jenes Frühlingsmorgens gedachte, verstand ich Pascals berühmten Ausruf: "Gewißheit! Gewißheit! Gefühl! Schau! Freude! Friede!" Ja, es gibt eine Gewißheit, an der alle Anstürme des Zweifels, alles Leugnen des Unglaubens, wie Wogen am Felsen zerschellen. Mögen alle Dogmen und Mythen verschwinden - Gott bleibt dir, und mit ihm hast du alles. Du bist seine Schöpfung und sein Kind, und nichts in der Welt wird dich jemals seinen Händen entreißen

können. Das ist die Wahrheit - gibt es im eigentlichen Sinne des Wortes eine katholischere? -, die in meiner Seele aufdämmerte und dort die gleiche Freude, den gleichen Frieden verbreitete, die Pascal genossen und die das Teil der Gläubigen aller Kirchen ist, aller Bekenntnisse, aller Riten seit den Tagen, da Erzvater Abraham, ihrer aller Vater, wie die Schrift ihn nennt, voll Vertrauen nach dem Lande der Verheißung aufbrach. Ich habe seither manches Werk gelesen, manche Lehre erforscht, mit vielen gläubigen Menschen aller Religionsgemeinschaften verkehrt, an vielerlei Kultstätten gebetet, aber alle meine späteren Erfahrungen haben nichts Wesentliches der Offenbarung hinzufügen können, die ich an jenem Tage empfangen und deren Segen noch immer das beste ist, was ich besitze ...

Aber eine Frage muß bei vielen Lesern unfehlbar auftauchen. Ist es möglich, daß in diesem Erlebnis eines Katholiken, der am Fuße des Altars in der erforderlichen Verfassung die weihevollste Handlung seines Glaubens verrichtet, die Person Jesu so vollständig aus seinem inneren Gesichtsfeld verschwunden ist, und daß sie gar keine Rolle mehr darin gespielt hat?

Ich muß darauf mit der größten Offenherzigkeit antworten. Nein, Jesu Bild war bei dieser feierlichen Begegnung mit der einzigen, unerschöpflichen Wahrheit nicht abwesend, aber ich fühlte damals, mehr als ich es sagen könnte, daß Jesu Glaube, so weit wir ihn erkennen können, dem meinigen ähnlich gewesen sein muß, vollkommener, tiefer, leuchtender, wenn man will, aber durchaus von der gleichen Art. Wenn er "Mein Vater" rief, so legte er in dieses Wort hinein, was auch mir hineinzulegen gegeben war. Dann aber ist seine Persönlichkeit selber, die wir nur unvollkommen kennen, für mein religiöses Leben nichts Lebensnotwendiges und Unentbehrliches mehr. Oder umgekehrt: tritt zu seiner Religion ein anderes Element, das mir entgeht, so wendet sich meine Seele davon wie von etwas Fremdem und Feindlichem ab, und ich möchte lieber tausend Tode erleiden, als ihm Einlaß gewähren.

Als ich die Dominikanerkapelle verließ, war ich also kein Christ mehr im historischen Sinne des Wortes, aber ich frage: war ich weniger oder mehr gläubig, als ich es bei ihrem Betreten gewesen war? Doch eines weiß ich: daß ich in diesem Augenblick die Kindheitsperiode verlassen hatte, und die geistige Volljährigkeit erreichte³⁰.

Aimé hat sich damals nicht geirrt. Einem Beter ist seine Zugehörigkeit zu Gottes einzigem KIND nicht bewußt (wohl dem über sie nachsinnenden *christlichen* Theologen). Betend weiß ich allein von DIR, mein Gott, an den ich mich wende wie Jesus es tat (und Christus, glauben die Seinen, es in uns allen tut, nicht in den Christen allein). Wenn einer Tochter Auge den Vater anstrahlt, ist sie sich nur des Vaters bewußt, nicht ihres (vom Auge irgendwie auch unterschiedenen) ICH, das geht jetzt völlig in diesem Blick auf.

³⁰ Aimé Pallière, Das unbekanntes Heiligtum (Berlin 1927), 140-146

Auf den Rat dreier Rabbiner hin trat Aimé trotz seiner Bekehrung nicht zum Judentum über, sondern lebte unbeschnitten als »Noachide« weiterhin außerhalb des priesterlichen Gottesvolkes. Wozu bräuchte es Priester, wenn es kein Volk gäbe, dem sie dienen? So begründete der Rabbi von Livorno seinen Rat. Der Neubekehrte glaubte nicht an Christus, aber mit Jesus an den einzigen Gott, predigte in einer liberalen Pariser Synagoge und starb 1949 offiziell als Katholik. Bei seiner Bestattung wirkten ein Priester und ein Rabbiner zusammen (ähnlich auch am 10. August 2007 bei der Totenfeier für den Juden und Kardinal Lustiger in der Kathedrale von Paris).

Nur nach der strengen Dogmatik, die er gelernt hatte, war Aimé »kein Christ mehr«. In anderem Sinn (auf ihn kommen wir im folgenden Kapitel zurück) hätte er diesen Titel wohl nicht abgelehnt. Aus seinen Worten spricht eine tiefe Verehrung für Jesus – nicht als Gott, aber als großen Bruder. Die Erinnerung an diesen jüdisch-gläubigen Katholiken bleibt eine verheißungsvolle Glaubens-Brücke.

8) IST JESUS DER MESSIAS?

Sechzig Jahre nach dem Ende des Vernichtungslagers Auschwitz sprach der jüdische Historiker Arno Lustiger vor dem Deutschen Bundestag auch von seinem Cousin, dem Pariser Kardinal Jean-Marie Lustiger, der am selben 27. Januar 2005 in Auschwitz ihrer gemeinsamen Großmutter Mindel Lustiger gedenken werde. Beide Vettern, der Jude und der Judenchrist, sind ein ergreifendes Symbol der Beziehung ihrer beider Glaubensweisen. Als Geschwister Jesu sind Juden und Christen verwandt.

Daß derselbe Satz den einen als wahr, den anderen als falsch gilt, ist unter Verwandten normal. Bei Juden und Christen heißt ein solcher Satz: »*Jesus ist der Messias.*« Auch hier läßt sich zeigen, daß Ja und Nein sich gegenseitig nicht logisch zerstören müssen. Der Christ kann einsehen, daß Jesus nicht *der* Messias war, wie die Juden ihn erwartet haben – sonst hätten sie ihn angenommen. Sie warteten auf einen Nachkommen Davids, der die Übermacht der gottwidrigen Heidenvölker brechen und ein gerechtes Friedensreich über Israel und der ganzen Erde aufrichten würde, wie es etwa in Psalm 72 verheißen war:

»Verleih dein Richteramt, o Gott, dem König, dem Königssohn gib dein gerechtes Walten!
Er regiere dein Volk in Gerechtigkeit und deine Armen durch rechtes Urteil.
Dann tragen die Berge Frieden für das Volk und die Höhen Gerechtigkeit.
Er wird Recht verschaffen den Gebeugten im Volk, / Hilfe bringen den Kindern der Armen, er wird die Unterdrücker zermalmen.
Er soll leben, solange die Sonne bleibt und der Mond, bis zu den fernsten Geschlechtern.
Er ströme wie Regen herab auf die Felder, wie Regenschauer, die die Erde benetzen.
Die Gerechtigkeit blühe auf in seinen Tagen und großer Friede, bis der Mond nicht mehr da ist.
Er herrsche von Meer zu Meer, vom Strom bis an die Enden der Erde.
Vor ihm sollen seine Gegner sich beugen, Staub sollen lecken all seine Feinde.«

Diese Verheißung hat Jesus nicht erfüllt; als römische Soldaten ihn kreuzigten, und in allen Jahrhunderten seither ist vom Gottesreich nichts zu sehen. Daß Jesus der Messias im jüdischen Sinne nicht war, steht eindeutig fest.

Mit den Juden erwarten aber auch die Christen den siegreichen, alles Unrecht endgültig vernichtenden Messias und hoffen deshalb auf Christi Wiederkunft. »¡Ven, Señor Jesus!« rufen Spanier nach der Wandlung. Komm, Herr Jesus! Unser deutsches »... bis du kommst in Herrlichkeit« ist hingegen mehr Feststellung als Ruf.

Wenn umgekehrt ein Jude das alte Lied vom leidenden Gottesknecht (Jes 52,13-53,12) auf ganz Israel bezieht und der mit ihm befreundete Christ noch dazu auf Jesus im besonderen, dann fällt es – scheint mir – dem Juden nicht schwer, den christlichen Messias-Begriff als vom eigenen sehr verschieden zu erkennen. Weil nun schon die geringste Differenz im Verständnis des entscheidenden Wortes den logischen Widerspruch behebt, können friedliche Juden und Christen ihren Gegensatz statt als Streitgrund als von Gott gewollte Buntheit akzeptieren. Was niemand wissen kann, traut sich ökumenischer Versöhnungswille doch zu hoffen: Jüdisches Nein und christliches Ja zum Messias Jesus löschen sich nicht als widersprüchliche Mono-Signale gegenseitig aus sondern bereichern einander als Stereo-Pole, die zwar nur auf je einer Seite ausdrückbar sind, vernehmbar jedoch von beiden. So kann ein Christ adventlicher werden, fühlt in dieser Welt voller Unheil mit den Juden, daß der Erlöser erst noch kommen soll, während der Jude sich neidlos freuen kann, daß Gott anscheinend auch seinen Freunden aus der Völkerwelt so etwas wie *ihren* befreienden Auszug aus Ägypten hin zum herrlichen Tempel bereits geschenkt hat.

II. WER IST JESUS DEN CHRISTEN?

Mit dem jüdischen Akt fängt das Heildrama der Liebesgeschichte Gottes mit der Menschheit an. Daß jener »intime Beginn« von beiden Seiten aus schon als endgültig gemeint ist, weiß die Welt aber nicht. Als Tochter ZION heimlich am Herzen ihres Gottes ruhend, vertraut die Menschheit seiner ewigen Liebe. Daß dieser Bund sich aber auf alles an ihr erstreckt, weil er unter dem totalen Anspruch der wahrsten Ehe steht, das wird der großen Öffentlichkeit erst durch das *Hochzeitsereignis* des zweiten, christlichen Aktes kund. Gottes feierliches JA zu allen Verheißungen geschieht in Christus (2 Kor 1,20); ER verbindet sich mit IHR, seiner geliebten KIRCHE, auf die innigste Weise. Diese Gott-menschliche Einheit war des Schöpfers Ur-Ziel »vor dem Urbeginn der Welt« (Eph 1,4). In unser Einssein mit Christus werden wir nicht »hineingenommen« (wie Theologen sich gern ausdrücken); hineingenommen werden kann nur, was zuvor schon da ist. Vor unserer Einheit in Christus sind wir aber nicht, werden in ihr (oder in sie hinein) vielmehr schon geschaffen. Das *ist* so für die ganze Schöpfung, also für alle Menschen; ausdrücklich bekannt wird es der Menschheit aber durch die Offenbarung im Christus-Akt des Heildramas und die Verkündigung seiner Gattin KIRCHE, die durch die Hochzeit auch öffentlich mit IHM ganz eins, sein Leib geworden ist. Dieses »gewaltige Geheimnis« (Eph 5,32) wird von jeder echten Ehe bedeutet und raumzeitlich aktualisiert, Katholiken glauben an die ihre deshalb als an ein Sakrament.³¹

Thema dieses Kapitels ist eine unaufhebbare innerchristliche Stereo-Spannung. Wie Jesus Mensch und Gott zugleich sein kann, ist ein Glaubensgeheimnis, unfaßbar unserem Verstand. Deshalb steht zu erwarten, daß die Kirche sich dieser Botschaft nicht ohne den Gegensatz zweier widerstreitender Denkweisen immer wieder neu vergewissern kann. Katholischen Frieden gibt es in der Kirche nur, wenn jede Seite das Ihre sagen darf und das Recht der Gegenseite achtet. Ich beginne mit einem Versuch, Kindern die unglaubliche Geschichte unseres Glaubens nahezubringen. Bei einigen erweckte sie ein helles Echo. Was mag aus ihnen geworden sein?

1) DAS JESUS-EREIGNIS ALS SCHULAUFSATZ

Die folgende Nacherzählung stammt (um 1970) von einer Schülerin der 6. Klasse eines Gymnasiums. Aufgegeben waren mindestens zweieinhalb Seiten. Das Mädchen schrieb freiwillig mehr als acht. *[Etliche Varianten aus den Heften anderer Kinder vervollständigen die Geschichte, indem die Interpretationen sich verzweigen. Kam es auf ähnliche Weise auch im Großen zu den*

³¹ Geahnt wird diese Heilstatsache anscheinend auch von Nichtchristen: »Obgleich weniger als zwei Prozent aller Japaner getauft sind, wünschen sich einem Bericht der ‚New York Times‘ zufolge drei Viertel der Brautpaare mittlerweile eine solche Hochzeit in Weiß. Dazu gehört auch ein als katholischer ‚Priester‘ verkleideter Zeremonienmeister, meist ein Nicht-Japaner, der die Feier in Albe und Stola vollzieht...« (Christ in der Gegenwart 34/2005, 274).

Gegensätzen zwischen unseren Evangelien?] Am Schluß des Gleichnisses hatte ich noch angefügt: Und wißt ihr, was das Tollste an der Geschichte ist? Sie geht jetzt, in diesem Moment, in dieser Stunde, weiter. Und sie wird, hoffe ich, auch später noch weitergehen, wenn ihr sie einmal euren Kindern erzählt!

Ein Gleichnis

Es war ein König, dieser besaß ein wunderbares Schloß. Eines Tages saß er im Thronsaal, der im 1. Stock gelegen war und schaute aus einem seiner Fenster. Er erschrak, denn er sah Sklaven, die spärlich bekleidet waren und wie Tiere schufteten, die böse zueinander waren und die zum Schlosse fluchten. Als die Mittagszeit kam und Essen herbeigetragen wurde, stießen die Starken die Schwachen weg, und diese mußten die Blättersuppe essen oder was übrigblieb. Da ließ der König durch einen Diener seinen 21-jährigen Sohn zu sich rufen und sagte: "Schau einmal zum Fenster hinunter!" Der Sohn tat es und sah auch das Übel der Sklaven. Daraufhin sprach der Vater: "Was können wir tun, um aus ihnen gute, freie Menschen zu machen? Mit Gewalt kann man sie nicht bessern." Sie dachten darüber längere Zeit nach.

Endlich hatte der König eine Idee. Der Sohn wollte sie auch wissen und darum sagte der König: "Es ist ein schweres Los, aber anders kann man die Sklaven nicht bessern. Du weißt, daß du gut erzogen bist und auch die besten Lehrer hattest, die dir viel beigebracht haben. Die Sklaven denken immer, wir wären böse, jedoch das sind wir nicht. Darum mußt du heimlich, in der Nacht, dir vom Sklavenbrenner ein Brandmal mit dem Namen deines Besitzers einbrennen lassen und dir alte Kleider besorgen. Dann mußt du mit unter die Sklaven gehen. Sie werden nicht merken, daß du der Sohn des Königs bist, denn täglich kommen neue Sklaven. Du mußt mit ihnen dann leben und sie bessern. Wenn sie Böses tun, nicht mitmachen, wenn sie dich schlagen, nicht zurückschlagen. *[Du müßtest ihnen mit der Zeit klarmachen, daß man ohne Haß und Fluch viel glücklicher leben kann, und daß ich es bloß gut mit ihnen meine.]* Du darfst aber niemals sagen, daß du der Sohn des Königs bist. Es ist schwer, mein Sohn."

Der Sohn tat wie ihm geheißen. Es fiel niemandem auf, daß er ein Prinz war. Er hatte auch noch ein Sprechfunkgerät von zu Hause mitgenommen. Er arbeitete wie die anderen. Jedoch, als die Essenszeit kam und wiederum die Starken die Schwachen verdrängten, da bahnte er, denn er war stark, für einen Schwachen den Weg, damit jener auch etwas zu Essen bekäme. Derjenige wurde nun sein Freund. Durch seine Menschlichkeit gewann er immer mehr Freunde. Einmal schlug ihn ein Sklave, doch er schlug nicht zurück und der Feind war so überrascht, daß er ihn lieb gewann. *[Als die anderen wieder einmal auf den König schimpften, schimpfte er nicht mit. Darüber wunderten sich die anderen Sklaven und fragten ihn, warum er nicht mitmache. Der Prinz antwortete ihnen: "Wieso soll ich mitschimpfen? Ich weiß doch nicht, ob der König wirklich so schlecht ist." Manche sahen das ein und wurden auch seine Freunde.]*

Er lehrte seine Freunde, daß sie es ihm gleich tun sollten und niemals Böses mit Bösem vergelten. Die Anführer haßten ihn, doch das war ihm gleich. Er stellte sich einmal abseits, wo ihn niemand beobachten konnte und rief seinen Vater mit dem Sprechfunk an und sprach: "Laß einen Wagen voll guter Lebensmittel aus dem Schloß kommen, damit meine Freunde und die anderen sich daran laben können." Der König aber verneinte es und erwiderte: "Nein, mein Sohn, die anderen Sklaven würden sonst neidisch werden, wenn sie sehen, daß du Beziehungen zum Schloß hast." Der Sohn wirkte stetig das Gute.

Doch eines Tages erzählte ihm einer seiner Freunde, was er von den anderen Sklaven gehört habe: "Sie wollen dich umbringen, denn sie hassen dich, weil du nur Gutes tust!" *[Eines Tages belauschte ein Freund des Prinzen ein Gespräch der Feinde: "Das geht nicht mehr so weiter mit diesem Kerl. Zu viele laufen über: Vorgestern waren es 5, gestern 7; wie viele werden es heute und morgen sein?" Also beschlossen sie, ihn zu ermorden. Die einen wollten ihn erschießen. Es war ein guter Vorschlag, aber sie hatten keine Schußwaffe. Schließlich einigte man sich auf Köpfen. Der angsterfüllte Lauscher rannte Hals über Kopf zum Prinzen, berichtete alles mit zitternder Stimme und brach in Tränen aus. Lange konnte er sich nicht beruhigen. Der Gedanke, ohne den geliebten Freund zu sein, war ja auch zu schrecklich!]* Da bekam der Prinz Angst und rief seinen Vater abermals an, der Vater jedoch sprach zu ihm: "Du mußt alles, was auf dich zukommt, über dich ergehen lassen. Ich habe gute Ärzte, die dich heilen können." Und der Sohn gehorchte. *[Dennoch hatte der Prinz große Angst.]*

Seine Feinde fingen ihn, köpften ihn, spießten seinen Kopf auf eine Stange und trugen diesen umher, so daß alle sahen, daß er tot war. Nun glaubten die törichten Feinde, daß es jetzt wieder wie früher wäre, jedoch da hatten sie sich getäuscht. Die Freunde des Königssohns befolgten immer noch seine Lehre. Sie waren nun immer sehr traurig, denn sie hatten keinen, der ihnen Trost zusprechen konnte. *[Die Freunde des Prinzen waren nun sehr traurig. Sie waren schon nahe daran, das altgewohnte Fluchen und böse sein wieder aufzunehmen.]*

Als sie wieder einmal so beisammen standen, hörten sie eine Stimme, es war die des Prinzen: „Seid nicht traurig, ich bin nicht tot, sondern ich bin gesund gepflegt worden, denn mein Vater, der König, hat gute Ärzte.“ Plötzlich waren sie wieder frohen Mutes und sagten: "Nimm uns doch mit ins Schloß! Doch er erwiderte ihnen: "Nein, das geht nicht, ihr müßt die anderen auch zu freien guten Menschen machen. Ihr seid keine Sklaven mehr, ihr seid frei, doch ihr müßt hier bleiben!" Er gab ihnen sein Funkgerät und sprach: "Ich werde euch vom Schloß aus zusehen; ich werde einen Boten schicken, der trägt eine schwarze Uniform und er wird nach und nach immer einen von euch holen. Er wird sagen, daß ihn der Prinz schickt und dich rufen läßt. *[Ab und zu werde ich einen Polizisten schicken, vor dem die anderen Angst haben, weil er schwarz ist. Aber ihr könnt euch freuen, weil er immer einen von euch zu mir holt.]* Im Schloß wird alles für euch

bereit sein, das Essen wird auf dem Tische stehen, das Wasser wird in die Badewanne plätschern und ihr könnt bei mir bleiben. Jedoch eure alten Hütten werde ich niederreißen lassen und eine neue Stadt darauf bauen! *[Jedoch bis dahin ist es noch lange. Sogar noch heute wird das Werk des Prinzen fortgesetzt. Aber eines Tages wird er zu uns kommen. Dann ist sein Werk vollbracht.]*

[Danach ging der Königsson wieder und alles war wie ein Wunder. Aber er kam von Zeit zu Zeit immer wieder, um sich zu erkundigen, wie es ihnen gehe. Natürlich erzählten sich das, was geschehen war, auch die Sklaven untereinander, die einen glaubten es, die anderen nicht. So geht nun die Geschichte zu Ende. Wer sie richtig gelesen hat, hat sicher gemerkt, daß sie nichts anderes ist, als das Leben Jesu.]

2) CHRISTUS DAS JA

In der Mitte des christlichen Glaubens steht jemand: eine Person, ein Mensch wie wir - Jesus. Wie werden wir die Übermalungen los, die in zweitausend Jahren seine Gestalt zugedeckt haben? Als in einer bairischen Klosterschule die Lehrerin fragte: Kinder, was ist das – klein, braun, mit buschigem Schwanz, und hüpf von Ast zu Ast? meinte Martin aus Berlin: Na ja, Schwester, ick tät ja sahn, det is 'n Eichhörnchen, aber wie ick den Laden hier kenne, wird det wohl wieder det liebe Jesulein sein.

Jesusbilder gibt es so viele wie Menschen, die mit diesem Namen irgendeine Vorstellung verbinden; nein, mehr noch: in zahlreichen Menschen tummeln sich gegensätzliche Jesusbilder. Die Frage, *wie* der Nazarener war, überlasse ich dem Streit der Bibelwissenschaftler; uneins zu sein, ist das Geschäft der Experten. Uns geht es um die andere Frage: *Wer* ist Jesus? Da unterscheiden sich die Antworten nicht nach dem wissenschaftlichen Standort sondern nach der Glaubensrichtung.

Für die meisten Juden war Jesus selbstverständlich nicht Gottes Sohn, nicht einmal ein von Gott gesandter Prophet; vielmehr ein irregeleiteter junger Mann, der wegen seiner Anmaßung, sich für den Messias oder gar für göttlich zu halten, mit Recht hingerichtet worden sei.

Für Muslime ist Jesus ein Prophet: Gesandter Gottes. Schon in der Krippe spricht er laut dem Koran wie ein echter Moslem: »Ich bin der Diener Gottes. ER hat mir die Schrift gegeben und mich zum Propheten gemacht« (Sure 19,30 [31]). Freilich blieb Jesus erfolglos, sein Volk verwarf ihn; das ihm offenbarte Buch der Evangelien ging verloren, wurde von den Christen entstellt. Deshalb mußte der Prophet Mohammed kommen, ihn hat sein arabisches Volk gläubig angenommen. Das ihm offenbarte göttliche Buch, der heilige Koran, bestimmt unverfälscht noch heute das Leben einer Milliarde Muslime.

Wie kommt ein Christ mit solchen Widersprüchen zurecht? Indem er sie auf verschiedene Akte des Heildramas verteilt. Die Lebenswahrheit des einen Aktes kommt in den anderen nicht vor,

die Zentralgestalt hier ist dort bloß eine Nebenfigur. Jetzt befinden wir uns im Akt »Christentum«.
Wer ist Jesus den Christen?

Die aktuellste Antwort ist den meisten unbekannt. Das hat sprachgeschichtliche Gründe. Über anderthalb Jahrtausende war Latein die Fachsprache der westlichen Christenheit. Gepredigt wurde zwar in den Volkssprachen, studiert und disputiert aber während des ganzen Mittelalters in der Sprache des alten Rom. Die nun kennt weder die Artikel der, die, das, noch das Wörtchen »ja«. Man sagte: Sic, so (ist es). Deshalb läßt sich die allertiefste, keinem Weltbildwandel unterworfenene Einsicht des Apostels Paulus (2 Kor 1,16-20) lateinisch nicht sagen und ist, obwohl sie Christen als Wort Gottes gilt, von ihnen bisher kaum gehört worden. Mit Reiseplänen beginnt er: „Ich wollte bei euch vorbei nach Mazedonien reisen, um dann abermals von Mazedonien her zu euch zu kommen und um von euch nach Judäa weitergeschickt zu werden. Habe ich bei diesem Plan etwa leichtsinnig gehandelt? Oder plane ich - was ich dem Fleisch nach plane - so, daß bei mir ein »Ja - Ja« auch ein »Nein - Nein« ist? Doch zu trauen ist Gott - unser Wort zu euch ist nicht Ja und Nein zugleich. Denn: Gottes Sohn, Jesus der Messias, der unter euch durch uns - mich, Silvanus und Timótheus - verkündete: Er war nicht Ja und Nein zugleich, sondern das Ja ist in ihm geschehen. Denn was da an Verheißungen Gottes ist - in ihm ist das Ja. Darum sagen wir auch das »Wahr ist's« durch ihn – zur Verherrlichung Gottes.“

Christus ist das ausdrückliche Ja in Person. Warum empfindet, wer diese Botschaft vernimmt, zwar den Schock der Offenbarung, aber auch nach zweitausend Jahren keine weltbildliche Fremdheit? Warum ist das „Ja“ über die Gegensätze aller schon gedachten und denkbaren Verständnishorizonte hinaus und zugleich mit jedem vereinbar? Warum ist »das Ja« buchstäblich jener geheimnisvolle Name, der größer ist als alle Namen (Phil 2, 9) und zugleich, weil über allen Namen, selbst im Grunde kein Name wie die anderen Namen, also auch keine Konkurrenz zu ihnen und insofern freilich gerade nicht über ihnen, sondern eher in ihnen allen? Jeder Mensch philosophiert gern. Scheuen wir nicht einen kurzen philosophischen Ausflug.

Jeder von dreien "weiß" anders vom Wein:

Wer einen Schluck konzentriert *kostet* (ohne aber zu wissen, daß das Wein ist, ja ohne das Wort Wein zu kennen).

Wer vom Wein eine Menge *versteht*, von seiner Chemie bis zu den Wirkungen auf Gemüt und Straßenverkehr (alles aber nur aus Büchern; getrunken hat er noch keinen Wein; weiß auch nicht, ob im Glas vor ihm Wein ist).

Wer sicher weiß: *Ja*, in diesem Glas vor mir befindet sich Wein (doch hat er noch nie Wein getrunken und versteht auch nichts von ihm).

Jeder dieser Kenntnisweisen fehlt Wichtiges. Am gültigsten vom Wein weiß, wer ihn verkostet hat, auch etwas davon versteht (z.B. des Winzers Testament: Denkt daran, Söhne, man *kann* Wein auch aus Trauben machen!) und gewiß ist: In meinem Glas befindet sich Wein.

Menschliche Erkenntnis hat eine Struktur, besteht immer aus drei Momenten: Erfahrung, Verständnis und Urteil. Wenn einer bestimmten Erfahrung (dies hier) ein bestimmtes Verständnis (so etwas) zugeordnet wird (ja, das *ist* Wein), erst dann weiß ich. Vorher mag ich eine Menge verständnislos erfahren (sprachlos kosten) oder unerfahren verstehen (in Form wilder Hypothesen etwa) – erst, wo eine Ob-Frage (ob diese Erfahrung so zu verstehen sei) mit Ja oder Nein beantwortet wird, ist der Ausdruck "Wissen" angebracht.

Schärfer als bei theoretischen wird dies bei praktischen Fragen bewußt. In welcher totaler Spannung wartet jemand bisweilen auf das kleine Wort Ja. Noch vor dem Altar hat manche Braut es verweigert. Alle Bewerber mögen das Einstellungsgespräch als freundlich empfunden haben; doch nur einer von sieben hört zu guter Letzt das ihm geltende Ja. Und wie zittert der Angeklagte dem Urteil entgegen, ob er den Saal als freier Mann verlassen kann! Die Sinn-Breite des Ja ist unbegrenzt; zu jeder Deutung jeder Situation paßt es, vorausgesetzt nur, sie stimmt.

In Jesus Christus ist das Ja des Ganzen zu sich selbst menschlich faßbare Wirklichkeit geworden. Dieses Bekenntnis übersteigt die Verstehens-Ebene und steht zu keinem Sinn-Entwurf in Konkurrenz. Nicht einmal wer – wie das Bibelbuch Kohelet (»alles ist Windhauch!«) oder Albert Camus, der Prophet des Absurden – die Sinnlosigkeit des Ganzen behauptet, widerspricht dem christlichen Prinzip. Denn indem er seinen Satz »Das Ganze ist absurd« als wahr aussagt und mit der eigenen Person für ihn einsteht, relativiert er durch die Tat der Behauptung ihren Inhalt; in einer total sinnlosen Welt gäbe es keine Wahrheit. Schärfer als Jesu Todesschrei am Kreuz kann nichts den Irrsinn des Ganzen anklagen – auch er wird vom österlichen JA im berühmten dreifachen Sinn »aufgehoben«: bewahrt, (als allein gültig) abgeschafft, (in eine Ganzheit höherer Ordnung) emporgehoben.

3) DAS GANZE HAT SINN

Was bedeutet es für die Menschheit, daß in ihrer Mitte Jesus Christus als das ausdrückliche JA steht? Warum ist sein Evangelium für die Welt insgesamt heilsnotwendig? Bedenken wir: Ob das Ganze überhaupt einen Sinn habe - schwer lebt ein Mensch, wenn er das nicht weiß. Bei vielen überwiegt der negative Anschein. Die Welt als grausames Rätsel, wo der Mensch Menschen und Tiere ausbeutet und das letzte Wort der Wurm hat, mitten im Schweigen der eisigen Räume: das ist der Grundeindruck vieler Menschen nicht erst heute.

Wohl blitzt im Kleinen oft ein Ja auf: Der Genesende macht die ersten Schritte im Garten; die eben noch unter Qualen Gebärende herzt selig ihr Kind; der Student feiert seinen Examenserfolg;

im froststarrten Kiew tanzen Menschen auf der Straße. Da entsteht zuweilen das Gefühl: Das Ganze meint es gut mit mir. Solchen Offenbarungen haftet jedoch immer etwas Privates an. Für den Augenblick ermöglichen sie den Glauben an den Sieg des Guten. Aber gegen spätere Zweifel kommen sie nicht an. Auf die Menschheit als Ganzes bezogen entsprechen sie den noch unverbindlichen Küssen des Mädchens, den gelungenen Partien des Vorstellungsgesprächs. Alles ist offen, das Ja noch nicht gesprochen.

Dem privaten Ja eines umhegten Heils widerspricht öffentlich, vernichtend das Nein einer Welt voller Bosheit, Angst und Tod. An diesem Schock zerbricht der Kinderglaube vieler Jugendlicher. »Seit ich das Buch über Treblinka gelesen habe, kann ich nicht mehr glauben!« Das zarte Ja, wie es sich aus Abendbeten und Erstkommuniongefühlen gebildet hatte, hält der Wucht der öffentlichen Furchtbarkeiten nicht stand.

Anders das christliche JA von Erwachsenen. Auch die Jünger im vertrauten Kreis um Jesus kannten jenes Gefühl: Jetzt ist die Zeit des Heils angebrochen, die unvergängliche. Die Evangelien sind voll davon. Anders als überall sonst ist dieses Ja aber angesichts des harten Nein am Karfreitag nicht für dauernd verstummt. Weder ist das Ja vor dem Nein in die Privatheit eingeweihter Zirkel geflohen noch hat es sich ins trotzige Dennoch einer Utopie verrannt, die gegen das Nein ankämpft, obwohl sie zugeben müßte, daß sie es nie besiegen kann.

Die Jünger haben die Wucht des erlebten Nein nicht verdrängt sondern voll ausgehalten. Ich gehe fischen, resigniert Petrus. Ich werde wieder, was ich vor meiner Begegnung mit Jesus war. »Wir aber *hatten gehofft*«, klagen die Emmausjünger (Lk 24,21). Welch ergreifender Ausdruck: die Zukunft selbst scheint tote Vergangenheit, hoffnungslos vorbei. Was ist geschehen, daß durch *solches* Nein hindurch sich das vorösterliche Ja zum christlichen JA! gewandelt hat, das nicht mehr nur die Erwartungen jener kleinen Schar sondern sämtliche Verheißungen Gottes für immer aus ihrer Zweideutigkeit erlöst?

Wer die Osterberichte liest, mag ahnen, was in den Freunden des Exekutierten vorgegangen ist. Wichtig ist nicht die oder jene Unstimmigkeit der Berichte, woraus DER SPIEGEL Häme saugt. Versuchen Sie, den Geschmack einer Orange mit Worten zu beschreiben! Jenen Menschen war Gewaltigeres widerfahren. Das Neue Leben ihres ermordeten Freundes hatte die bisher so unzerreißbaren Stricke des Gruftreichs spinnwebgleich hinweggefegt. Für den Glauben entscheidend sind nicht die Umstände, *wie* diese allertiefste Wandlung der Welt sich den Jüngern bezeugte, sondern die reine Tatsache, *daß* sie sich ereignet hat, weder als etwas Reales *innerhalb* der Welt noch als bloß *subjektive* Einbildung der Jünger, sondern als wirkliches Neuwerden der Welt überhaupt. Beide gegensätzlichen Mißverständnisse werden von Ratzinger abgewehrt (E 256): »Die Erfahrung des Auferstandenen ist etwas anderes als das Zusammentreffen mit einem Menschen dieser unserer Geschichte, aber sie darf erst recht nicht zurückgeführt werden auf

Tischgespräche und auf Erinnerungen, die sich schließlich zu dem Gedanken verdichtet hätten, daß er lebe und seine Sache weitergehe. Mit einer solchen Auslegung wird das Geschehen nach der anderen Seite hin ins bloß Menschliche eingeebnet und seines Eigentlichen beraubt.« Bald nach Jesu Tod treten die Jünger an die Öffentlichkeit mit der provozierenden Nachricht: Ihr habt ihn nicht erledigt. Er lebt, und wir sind seine Zeugen. Weder leises Ach! hinter hohen Mauern (es *war* so schön, laßt es uns nicht vergessen) noch aufgeregtes Dennoch! an die Adresse der trägen Massen (alles muß ganz anders *werden*), sondern ein ruhiges, nicht selten humorvolles JA! (alles *ist* ganz anders, schlagt uns tot oder nicht) mitten in der Öffentlichkeit.

Das also ist der Glaube der Christen: In Jesu Leben, Tod und Auferstehung hat sich das JA des Ganzen zu sich selbst, gegen alle Furchtbarkeiten und Zweifel, im Lichte der Öffentlichkeit ereignet: unter Pontius Pilatus. Wirklich vernehmbar, und als wirklich verkündbar. Auch argumentierbar. Nicht als ließe die Osterwahrheit sich beweisen. Dann wäre Glaube unmöglich. Statt sich frei aufzuschwingen, wäre unser Herz im Käfig eines Logik-Apparats gefangen. Märtyrer sind kein *Beweis*, insoweit trifft Nietzsches grimmige Kritik zu (Antichrist, 53). Was er im Schatten der Christenheit nicht sieht, sind die hellen Gründe für die *Glaubwürdigkeit* der Osterbotschaft. Wer die bezweifelt, verweile im Tierpark vor dem Löwenkäfig, atme jenen Duft ein und frage kritisch, ob dafür, daß sich schmerzempfindliche, friedliebende Leute wie Sie und ich damals lieber von Bestien zerfleischen lassen als ihr Osterzeugnis widerrufen wollten, der wahrscheinlichste Grund nicht doch der ist, daß sie eben wußten: Ja, es stimmt.

Wer auf Kamikazeflieger und menschliche Autobomber als verdächtige Parallelen verweist, übersieht den entscheidenden Unterschied: Diese Fanatiker sterben tödend für den *Erfolg* einer Sache, die urchristlichen Märtyrer gewaltlos für die *Wahrheit* einer Verkündigung. Das Verdrängen dieser Motiv-Differenz mag solchen helfen, die den vernünftigen Anspruch der Osterbotschaft loswerden wollen – von aufrichtiger Argumentation reden sollten sie nicht.

4) DAS UNIVERSALE JA

Dasselbe Ja, das sich an Ostern mit hellster Wucht und weltgeschichtlichen Konsequenzen ereignet hat, ist auch vor und nach seiner Fleischwerdung in Jesus immer schon wirksam. Von ihm ist seit jeher jede wahre Erkenntnis und jegliche Tat der Liebe erfüllt.

Enthält dieses Bekenntnis aber nicht eine unerträgliche Anmaßung des Christentums? Heißt das nicht den Reichtum aller übrigen Traditionen für uns in Beschlag nehmen? Versucht ist die Christenheit zu dieser Sicht. Sie ist aber falsch. "Ich bin in eurer Runde wie der *Diener*", sagt nicht nur (Lk 22, 27) Jesus zu seinen Freunden, sondern in ihm auch das menschengewordene Ewige JA zu allen Einzelsituationen aller geist- und liebeserfüllten Traditionen des Erdballs. Keiner Erfahrung und keinem Verständnis tritt das Ja mit Überlegenheitsanspruch entgegen, als brächte

es tiefere Erfahrung, lichtvolleres Verständnis. Die Mitte des Christentums ist eine wahrhaft göttliche Armut. Was könnte ärmer sein als das Sterben des allseits Verlassenen am Kreuz? Zu Jesus, der auch da nicht aus dem Großen Ja herausfiel - hätte er sonst Maria, Johannes und den mitgekreuzigten Räuber trösten können? - zu ihm sagt Gott, das einfache Ganze, SEIN totales JA.

Zu ihm und zu uns, seinen Geschwistern. Vom rettenden Oster-Ja wird *jeder* Mensch in seiner tiefsten gottgeschenkten Sehnsucht mitbestätigt. Auch wer jetzt diese Zeilen liest. Sie sind gemeint – hier hat die missionarische Direktheit gewisser Christenkreise ihren Ursprung und ihr Recht. Unverschämt zudringlich treten die freilich auf, wenn die *Unmittelbarkeit des Ja* verschleiert und so getan wird, als hätten die Überbringer des Evangeliums seinen Empfängern anderes voraus, als nur eine gewisse Kenntnis der historischen Umstände des geschichtssprengenden Ja. Wer die Christusbotschaft so verkündet, daß die angesprochene Person sich ihm unterlegen fühlen muß, macht sich so lächerlich wie die Arzthelferin, die dem Wartenden den Brief mit der Nachricht »kein Krebs!« in die Hand drückt und dafür die ihre aufhält: »Ihr Leben ist gerettet. Da sehen Sie, wie gut wir sind. Wie wär's mit einem Dankeschön?«

Zum Gekreuzigten sagt Gott Ja und bestätigt so seine Verheißungen in das Herz eines jeden Menschen. Diese strahlende Mitte des Christenglaubens macht begreiflich, warum die geballte Verfolgungsmacht des römischen Imperiums ihn nicht niederhalten konnte. Mehr und mehr Menschen der Spätantike fanden im österlichen JA den Felsengrund, auf dem ihre Seele fest stand, so verwirrend alles rings umher wankte und in Nebel zerfloß. Sie waren gewiß: Mit Jesus, in Christus bin auch ich ewig, unverlierbar bejaht. Wie immer das im einzelnen zu verstehen sei. Mit Jesus? In Christus? An dieser Frage scheiden sich die Denkwege der Christen.

5) DAS NOTWENDIGE HIN UND HER ZWEIER DENKRICHTUNGEN

»Das Dilemma der neuzeitlichen Theologie: Jesus oder Christus?« ist in Ratzingers »Einführung ins Christentum« (ab S. 156) ein Hauptthema. Eindringlich stellt er »das Hin und Her des modernen Geistes zwischen Jesus und Christus« (160) dar, zwischen dem bloß menschlichen Jesus der liberalen Theologie (und allerlei populärer »Jesusanismen«³²) einerseits, dem uns

³² 1961 schon hatte er geschrieben (DV 45): »Jener Jesusanismus der Jugendbewegung, der dem Herrn die Züge des germanischen Helden beilegte, ihn zum männlichsten aller Männer hochstilisierte, an ihm das Harte, das Kämpferische feierte, hinterläßt heute nur noch einen schlechten Geschmack, auch wenn er als Reaktion auf den verweiblichten Jesus der Nazarener verständlich ist, in dem das Ideal grenzenloser Güte einen Ausdruck gefunden hatte, der heute abstoßend wirkt. Aber steht es um die Jesusanismen besser, mit denen die Theologie heute um die jungen Menschen wirbt? Wenn wir von einem Jesus erfahren, dessen ganzes Leben sich in Mahlzeiten mit Zöllnern und Dirnen zu erschöpfen scheint, von einem Jesus, der alles verstand und der (im Gegensatz zur Kirche) nichts verurteilte, kann man einen solchen Jesus ernst nehmen? Ist er wirklich so anders als der Jesus der Nazarener, von dem wir uns gerade abgewandt haben? Und wenn wir Jesus als Revolutionär kennenlernen, als den Außenseiter der Gesellschaft, der für die Unterdrückten aufstand und von den Mächtigen gehenkt wurde, reicht das aus, um davon zu leben? Zumal doch zweifelhaft bleibt, ob er wirklich Revolution wollte. Zumal ein politisches Programm, das man heute anwenden könnte, nicht erkennbar ist. Zumal er, wenn er eines hatte, offenbar weit weniger erfolgreich war als andere jüdische Freiheitskämpfer vor und nach ihm. Wenn man bloß einen idealen Menschen sucht - für diese oder jene Idealvorstellung - ist es dann nicht sicherer, sich in der Gegenwart umzusehen als im Dämmer einer

unendlich überlegenen Gott auf Erden des offiziellen Dogmas andererseits. Bevor er auf »das Christusbild des Glaubensbekenntnisses« (161) näher eingeht, führt er das volle Stereo-Signal vor. Jenes Hin und her war »nicht einfach umsonst. Ich denke, daß es sogar recht eigentlich zu einer Wegweisung werden kann, dahin nämlich, daß es das eine (Jesus) ohne das andere (Christus) nicht gibt, daß man vielmehr notwendig immer wieder vom einen aufs andere verwiesen wird, weil in Wahrheit Jesus nur als der Christus und der Christus nicht anders als in Jesus besteht« (160 f). Diese Doppel-Begründung umreißt unsere Aufgabe. Wenn ein denkender Christ »*notwendig immer wieder vom einen aufs andere verwiesen wird*«, dann muß es, und zwar in der Kirche selbst, Repräsentanten beider Pole geben: zum einen solche Theologen, die auf Christus verweisen, indem sie das Dogma hochhalten; zum andern aber auch Denker, welche die drohende Einseitigkeit der offiziellen Position anprangern und ihre Leser vom himmlischen Christus weg auf den wahren Menschen Jesus verweisen, der uns gleich nicht nur scheinen wollte sondern wahrhaft war. Daß der Chef der Glaubenskongregation mehr den Christus- als den Jesus-Pol akzentuierte, leuchtet ein; wird er als Papst tüchtigen Theologen wie Juan José Tamayo in Madrid und Roger Haight in den USA ihr Recht zurückgeben, auch den (anders einseitig akzentuierten) Hinweis auf Jesus im Namen der Kirche zu lehren? Auf beide kommen wir zurück.

»In Christus« lehrt das Dogma der Kirche. Laut ihm gilt das göttliche Ja zuerst, vor aller Zeit, der gleichewigen Person des göttlichen SOHNes und WORTes. »Und das WORT ist Fleisch geworden,« durchdringend hallt der Trompetenstoß des Johannesevangeliums (1,14) durch die christlichen Jahrhunderte. Überall auf Erden feiern die Gläubigen an Weihnachten *das* Zentralereignis der Weltgeschichte: GOTT selbst ist einer von uns geworden. Wirklich und wahrhaftig. Indem der Schöpfer das wird, *was* er gemacht, verdeutlicht er uns, *die* er gemacht, unser Mitsein in seiner eigenen unendlichen Person. »Wir haben den Sinn Christi«, jubelt Paulus (1 Kor 2,16), anders übersetzt: »Wir haben das Denken des Messias.«

Aber nicht alle, die an Weihnachten zur Kirche gehen, fühlen sich »in Christus« vor Gott. Die Mehrzahl steht dem Dreieinigkeitsdogma eher fassungslos gegenüber. Doch glauben – oder hoffen – auch sie das göttliche JA zu ihrem Leben. Sonst hätten sie keinen Grund zu eisigem Kirchengang. Nicht in Christus meinen sie aber das Ja zu vernehmen sondern mit Jesus. Von Anfang an ist dies die andere christliche Denklinie. Zeitgeistverfallenheit ist ihr nicht vorzuwerfen. Vermutlich um die erste Jahrhundertwende entstand auch das Thomasevangelium. Gemäß Johannes konzentriert sich alles Heilslicht auf Jesus, bei Thomas stellt Jesus sich zu uns in die Reihe. Laut Johannes (8,58) sagt Jesus von sich: *"Ehe Abraham ward, bin ICH"*, laut Thomas (19)

lang vergangenen Geschichte? Bieten dann nicht Ghandi, Martin Luther King, Korczak oder Pater Kolbe für die einen, Ho Chi-Minh und Che Guevara für die anderen greifbarere Vorbilder? Der bloße Jesuanismus ist eine Flucht ohne Chancen, Abklatsch einer Christozentrik, die sich selbst verfehlt. Was Christus wichtig macht, ist Gott, seine Gottessohnschaft. Wenn in ihm wirklich Gott Mensch wurde, dann allerdings bleibt er für alle Zeiten maßgebend. Dann und nur dann ist er unersetzlich.«

zu uns, den Menschen: *"Selig ist, wer war, bevor er wurde"*.^c Was ergibt sich aus diesen verschiedenen Akzenten für das jeweilige Menschenbild?

Unterscheiden wir das »dogmatische« vom »mystischen«. Das dogmatische kennen die meisten aus dem Religionsunterricht. Ursprünglich ist Gott die einzige Wirklichkeit. Dann schafft Gott die Welt und in ihr die Menschen. Jesus ist der einzige Mensch, in welchem Gott in der Welt auftritt. So ist sein Selbstzeugnis bei Johannes zu verstehen. *»Ehe Abraham ward, bin ICH«*: Bevor die Welt, dann Adam samt Eva, schließlich Abraham erschaffen wurden, bin ICH, ihr Schöpfer, immer schon derselbe. Ihr anderen Menschen hingegen seid als Geschöpfe erst nachträglich hinzugekommen und verdankt MIR zweierlei: erstens, daß es euch überhaupt gibt, zweitens, daß ihr aus Verlorenheit in Schuld und Tod durch mich erlöst und zu unverlierbarem Leben in meiner Gemeinschaft berufen worden seid. Nach dieser Logik sind die Menschen für ihr Heil auf Christus angewiesen, folglich – wenn er es so will – auch auf die Vermittlung seiner kirchlichen Stellvertreter, vom Pfarrer bis zum Papst. So steht das Johannesevangelium am Ursprung jenes imponierenden klerikalen Apparats, der viel Gutes vollbracht und Schlimmes verbochen hat. Bis heute agiert er auf der Weltbühne kräftig mit. *»Wie viele Divisionen hat der Papst?«* spottete Stalin – seine späten Nachfolger haben nach der Wahl des polnischen Papstes gemerkt, daß Divisionen nicht alles sind.

Den notwendigen Gegenakzent zum dogmatischen Menschenbild bringt das mystische des Thomasevangeliums. *»Selig ist, wer war, bevor er wurde«*, lautet Spruch 19; woanders (49 f.) spricht Jesus:

»Selig seid ihr, Eingewordene, Auserwählte,

denn ihr werdet das Königreich finden.

Da ihr aus Ihm hervorgegangen seid,

werdet ihr dahin zurückkehren ...

Wenn die Menschen euch fragen: Woher kommt ihr?

so antwortet: Wir sind aus dem Licht gekommen,

von dort, wo das Licht aus sich selbst heraus geboren ist.«

Wieso war ich, bevor ich wurde? Weil wirklich ICH aus dem Reich Gottes gekommen bin. Nicht ein fremder Schöpfer hat außerhalb seiner etwas gemacht – erst das materielle Universum, zuletzt ein Gen-Knäuel im Schoß meiner Mutter – worin sich nach langer Evolution meine flackernde Ich-Flamme gebildet hat, bis sie wieder erlischt. Dieser äußere Anschein hat seine Richtigkeit, ist aber nicht meine innerste Wahrheit. Die Evolution war nötig, um meinem Ich einen physischen Apparat zu bereiten. Sie ist die Methode, wie »Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Ackerboden formte«. Äußerlich fertig, war das aber noch tote Materie, bis Gott »in seine Nase den Lebensatem blies. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen« (Gen 2,7).

Gottes eigenes Selbstbewußtsein wird zu meinem Ich. Wer das innerlich versteht, dem löst sich alle Entfremdung in wunderbare Klarheit auf: In meinem Bewußtsein ereignet sich eine bestimmte Selbstkonzentration des einen unbegrenzten ICH des Universums. Verdeutlichen kann man sich das an *dem* Bild und Gleichnis Gottes: dem Menschen, d.h. an sich selbst.

Mit der Menschwerdung des Ewigen WORTes ist es so, wie wenn ICH mir meiner selbst, meines inneren ICH-Bewußtseins, auch sprachlich bewußt werde, indem ich etwa deutsch »ich« oder spanisch »yo« sage. (Mag ja sein, daß es auf fernen Planeten andere Selbstverendlichkeiten Gottes gibt. Unsere Erdensprache muß nicht die einzige sein. Ein schwäbischer Handwerksbursche erzählt kopfschüttelnd: Stellt euch vor, die Franzosen sagen zum Wasser »o«, es ist aber ganz normales Wasser.) Wie das Wort »ich« meine Person mit all ihren Organen bedeutet – auch meine Nase, mein Fuß bin ich – so sind in Christi göttlicher Person auch wir, die Glieder seines Leibes, dabei, obwohl Jesus, Petrus und Mutter Teresa als Individuen immer unterschieden bleiben. Ähnlich wie ich, eines Wintermorgens auf den Bus wartend, mir meines frierenden Ohrs bewußt wurde und blitzhaft merkte: O, das ist ja nicht bloß irgendein Zellverbund, dieses Ohr bin ja ICH! – so kann ein Christ vom mystischen Blitz getroffen werden: Ich, diese(r) Einzelne, gehöre nicht nur zu uns, den vielen Vergänglichen, sondern in mir lebe ICH selbst, der göttliche SINN des Ganzen in Person; derselbe, der als Jesus dem *Sinn* nach mir gegenübersteht (wie damals an der Haltestelle in meinem Gehirn das *Wort* »ICH« dem Ohr-Erlebnis) und dennoch dem *Sein* nach meine innerste Wirklichkeit ist (wie ICH die meines kalten Ohres).

Wer sich in das innere Selbstverhältnis von Ohr-Ich und ICH-Wort geduldig hineinmeditiert, wird – wahrscheinlich nicht sofort! aber – allmählich verstehen, wie Johannes- und Thomasevangelium einander zum Evangelium ergänzen. Thomas stellt Jesus neben uns, weil Ohr und Wort beides unterschiedliche Ich-Größen und als solche prinzipiell gleichberechtigt sind. Johannes sieht Christus über uns, und uns in Ihm wie Reben am Weinstock, weil ICH all meine Zellen zu ihrer höheren Einheit zusammenfasse und jeder einzelnen unvergleichlich überlegen bin. Diese dogmatische Wahrheit ist wichtig, um den stets wuchernden Egoismus der Leute niederzuhalten. Meister Eckhart (ca. 1260 - ca. 1328) war einer der erleuchtetsten Christen; an seiner Nachwirkung wird diese Spannung besonders deutlich. Damit unerleuchtete Gemüter durch die Predigt, sie seien selber Gott, nicht zu unverantwortlichen Hochmutstaten angestiftet würden, hat die Kirche später manche von Eckharts überkühnen Sätzen verurteilt. Mit der Folge, daß klerikale Arroganz den tiefen Glauben der einfachen Menschen nicht widerstandslos knechten und beschweren kann, sind diese Sätze jedoch erhalten geblieben, wurden gerade auch durch die Bannbulle für unser mündiges Nachdenken bewahrt. Der Doppelakzent ist unvermeidbar, wird

auch die künftige Kirchengeschichte prägen. Bei diesen tiefen Fragen beginnt jede Generation mit dem Verstehen neu.

Kann ein Gedankengang deutlicher sein als Meister Eckharts Fingergleichnis? Es zeigt beides: wie der leibwidrige Eigensinn eines Organs um des Ganzen willen zerstört werden muß – gerade weil das Organ nicht bloß etwas ist sondern, gesund, eine Seinsweise meiner selbst:

»Ein weiser Arzt berührt niemals den kranken Finger des Menschen, so daß er dem Menschen weh tut, wenn er nicht den Finger selbst oder den gesamten Menschen in einen besseren Zustand zu versetzen und ihm Erleichterung zu schaffen vermöchte. Vermag er den Menschen und auch den Finger zu bessern, so tut er's; ist dem nicht so, so schneidet er den Finger ab, auf daß er den Menschen bessere. Und es ist viel besser, den Finger allein preiszugeben und den Menschen zu erhalten, als daß sowohl der Finger wie der Mensch verderbe. Besser ist ein Schaden als zwei, insonderheit, wenn der eine ungleich größer wäre als der andere. Auch soll man wissen, daß der Finger und die Hand und ein jegliches Glied von Natur aus den Menschen, dessen es ein Glied ist, viel lieber hat als sich selbst und sich gern und unbedenklich freudig in Not und Schaden begibt für den Menschen. Ich sage zuversichtlich und wahrheitsgemäß, daß ein solches Glied sich selbst durchaus nicht liebt, es sei denn um dessen willen und in dem, von dem es ein Glied ist. Drum wäre es gar billig und wäre für uns naturgemäß das Rechte, daß wir uns selbst keinesfalls liebten, wenn nicht um Gottes willen und in Gott. Und wäre dem so, so wäre uns alles das leicht und eine Wonne, was Gott von uns und in uns wollte, zumal, wenn wir gewiß wären, daß Gott ungleich weniger irgendein Gebrechen oder einen Schaden zu dulden vermöchte, wenn er nicht einen viel größeren Gewinn darin erkannte und anstrebte. Wahrlich, wenn jemand darin zu Gott nicht Vertrauen hegt, so ist es nur zu billig, daß er Leiden und Leid hat.«³³

Bei Johannes wendet Jesus den biblischen Gottesnamen »ICH BIN« auf sich selbst an und wird (polemische Ironie?) ausgerechnet vom Apostel Thomas (der [20,24] bei der feierlichen Bevollmächtigung der Apostel fehlte!) mit »*mein Herr und mein Gott*« tituliert. So wird Jesus uns Menschen entrückt - mit der Spätfolge, daß jene Kleinen, zu denen Jesus sich doch selbst zählte, schließlich nicht nur ehrfürchtig vor dem goldstrahlenden Mosaik des Himmelskaisers^d niedersinken sondern sich auch von solchen herumkommandieren und ausbeuten lassen, die im Namen Gottes frech die eigene Sache betreiben. Hat Rom unter Konstantin das Christentum angenommen – oder (heuschreckenhaft) übernommen? Nicht zu Unrecht wirft der Mathematiker und Philosoph A.N. Whitehead dem Christentum schlimmsten Götzendienst vor, ein »Modellieren Gottes nach dem Bild der ägyptischen, persischen und römischen Herrscher. Die Kirche gab Gott die Attribute, die ausschließlich des Kaisers waren.«³⁴

³³ Meister Eckehart, Deutsche Predigten und Traktate, hgg. von Josef Quint, München 1963,128

³⁴ Whitehead, Process and Reality (New York 1978), 520

Damit die Reichskirche bei diesem Unternehmen nicht gestört werde, mußte das Thomasevangelium verschwinden. Als das Christentum Staatsreligion geworden war, ließen die Bischöfe um die Mitte des vierten Jahrhunderts kraft ihrer neuen Polizeigewalt alle Bücher vernichten, die sie für irrgläubig hielten. Als wahrscheinlich ein solcher Befehl das oberägyptische Kloster St. Pachomius erreichte, versteckte ein Mönch, mit anderen gebannten Schriften, auch das Thomasevangelium. Er tat alle in einen fast meterhohen Tonkrug, versiegelte ihn sorgsam und grub ihn ein. Im Dezember 1945 fand ihn ein Dung suchender Bauer.

»Ihr seid von unten, ICH bin von oben« (Joh 8,23). Diese in der Kirche bis heute herrschende »Christologie von oben« (des Johannesevangeliums) wird meistens, und das fast notwendig, so mißverstanden, als verdanke der Christ seine Erlösung einer *anderen* Person, nämlich Jesus. Nur die gewieftesten Dogmenspezialisten entgehen dieser Falle, weil sie wissen, daß Jesus nach recht verstandenem Glauben eben keine geschaffene Person ist, sondern das Ewige WORT Gottes selbst, das ohne irdische Vermittlung unmittelbar aus sich selbst »jeden Menschen erleuchtet« (Joh 1,9); ähnlich wie mein Ohr kraft seiner eigenen Würde schon im Mutterleib unmittelbar ich selber war, längst ehe in meinem Gehirn das Wort »ich« sich formte.

Der Weg der Christus-Deutung von Golgatha bis Chalkedon (wo im Jahr 451 der katholische Glaube an Jesu *eine* göttliche Person in zwei Naturen, der ewig göttlichen und der angenommenen menschlichen, feierlich definiert wurde) - war er ein Irrweg? Viele Dogmenkritiker meinen das, nicht erst heute. Die Umwandlung der Reich-Gottes-Predigt des Juden Jesus in griechisch-metaphysisches Seinsdenken gilt ihnen als Verfälschung des Evangeliums. Ratzinger zeigt (»Das Recht des christologischen Dogmas« [E 173-183]), warum – umgekehrt – Jesu Botschaft, als wirklich wahr ernstgenommen, sich bei ihrer Begegnung mit der griechischen Philosophie notwendig so entfalten mußte, daß Jesus in voller Wahrheit der *ist*, als den er sich den Jüngern zeigte: Gottes Sohn. Dadurch werden wir anderen nicht erniedrigt, sondern gerade erhöht: Wir gehören als seine Freunde zu ihm, mehr noch: als lebendige Organe in seine unendliche Person hinein: »Wir blicken hinein in die Gebetserfahrung Jesu, in jene Nähe zu Gott, die seine Gottesbeziehung von der aller anderen Menschen unterscheidet, die aber dennoch keine Exklusivität will, sondern darauf ausgerichtet ist, die anderen mit aufzunehmen in das eigene Gottesverhältnis. Sie will sie gleichsam in die eigene Weise des Stehens zu Gott hineinnehmen, so daß sie mit Jesus und in ihm ebenso wie er ‚Abba‘ zu Gott sagen können: Keine Grenze der Ferne soll sie mehr scheiden, sondern jene Intimität soll sie mit umgreifen, die in Jesus Wirklichkeit ist« (E 181). So hieß es 1967.

In einem Vortrag vor der katholischen Studentengemeinde Tübingen am 28. Oktober 1968 hat Ratzinger unsere Einheit mit Christus noch schärfer gefaßt, gleichsam vor dem Horizont der damals aufgebrochenen Emanzipationsbegeisterung verdeutlicht: »Jesus ist nicht nur der

abgestiegene Gott, er ist auch der aufsteigende Mensch ... Gottes Selbstschenkung an den Menschen ist so, daß er gerade darin den Menschen zu sich selber bringt. Daß er ihn ermächtigt, er selbst zu sein. Deshalb ist Jesus nicht nur Epiphanie Gottes, sondern wahrer Mensch. Und beides steht nicht neben- oder gegeneinander, sondern ineinander: Daß in ihm Gott sich als der Absteigende zeigt, dies eben entmündigt den Menschen nicht, sondern gibt ihn sich selbst zurück, so daß er im abgestiegenen Gott der Mit-aufsteigende, im schenkenden Gott der Opfernde und Antwortende wird« (DV 77).

In Christus, mit Jesus, ohne irgendeine Entfremdung. Nein, der Weg zum christologischen Dogma war kein Irrweg. Mir scheint jedoch: Er würde nachträglich einer, nähme die Kirche den göttlichen Hinweis nicht ernst, der sich in der Wiederentdeckung des Thomasevangeliums nach 1600 Jahren andeutet. Jede Denkweise für sich allein verkürzt den Glauben.

Die sich bewußt in Christi Tod und Auferstehung hineintaufen lassen – oder ihre damals nicht miterlebte Taufe später existentiell re-präsentieren³⁵ – diese offiziell rechtgläubigen »Osterchristen« sind in Gefahr, den ihnen so klar gegenüberstehenden Herrn Jesus, von dem ihr Heil ganz und gar abhängt, unvermerkt doch für eine fremde Person zu halten statt für die wahre Tiefe der eigenen, wodurch sie irgendwann seelisch verkrüppelt oder in aussichtslose Rebellion gegen die religiöse Enteignung ihrer selbst gedrängt würden.

Umgekehrt verstehen »Weihnachtschristen«, die sich an Jesus als unseren Bruder halten, die Kunde von Gottes Menschwerdung in ihm höchstens als märchenhaftes Kleid des eigentlich gemeinten humanisierenden Impulses. Sie wären aber, auf sich allein gestellt, bald von der tiefen Heilsquelle getrennt. »Mach's wie Gott, werde Mensch!« steht auf Weihnachtskarten. Darum geht es allerdings. Stünden wir aber nur *neben* Jesus, brächte dieser Aufruf niemanden aus der Bedrängnis, gliche dem verzweifelten Griff des im Sumpf zappelnden Barons von Münchhausen nach seinem Schopf. Weil wir aber *in* Christus bei Jesus sind und mit ihm zu Ewigem Leben auferstehen - darum ist Menschwerden kein titanisches Scheitern.

Ein Detail wirft ein Schlaglicht. Am 6. November 1979, fünf Monate vor den Todesschüssen zum Altar hin, schrieb Bischof Oscar Romero (von Rom noch nicht einmal als selig anerkannt) in sein Tagebuch über »nuestra pastoral de encarnación«. Ich hatte das als 'unsere Pastoral der Menschwerdung' übersetzt. Im gedruckten Buch von 1993 steht auf Seite 223: des Menschwerdens. Ich hielt das für eine gelungene Verbesserung. Nun merke ich, daß *keine* der beiden Fassungen für sich allein das von Romero (und implizit von jedem Christen) Gemeinde voll ausdrückt. Menschwerdung als Auftritt eines *Anderen*, Allerhöchsten bei uns macht uns die eigene

³⁵ Im Sauna-Kaltbecken untertauchend, stelle ich mir die eigene Taufe mit Eltern, Priester, Ahnen, Kerzen – als JETZT geschehend vor (weil sie ja ein ewiger Vollzug ist), vernehme die Formel auf deutsch: ... im Namen des Vaters und des Kindes und des Heiligen Atems – und empfangen beim Auftauchen diesen ATEM neu als SIE, die auch mich göttlich belebende Energie.

Niedrigkeit nur noch fühlbarer; Menschwerden ohne Hilfe von *ganz* innen (wo wir von uns aus gar nicht hingelangen) endet nach den tollsten Höhenflügen im Abgrund.

6) DURCH DIE IRR-FRAGE ÜBER SIE HINAUS

Ohne das Dogma von Jesu Gottheit schiene, wie wir bloß vergehende Menschen sind, auch Jesus nur ein vergangener Mensch. Ohne Protest gegen die Abhängigkeit jedes Menschen vom Menschen Jesus schiene nur er Gottes Sohn zu sein, niemand sonst. Indem beide gegnerischen Denkart an derselben Frage abarbeiten, wird sie als den Verstand überfordernd erkennbar, so daß sich von Zeit zu Zeit ein Durchbruch in jenes Geheimnis ereignen kann, das der christliche Glaube meint.

Ratzingers Einsicht von 1967, daß es zwischen Ja zu Jesus und Christus-Glaube ein geistiges Hin und Her braucht, daß die christliche Vernunft »notwendig immer wieder vom einen aufs andere verwiesen wird« (E 160), sie könnte dem Papst helfen, das Kirchenschiff weniger einseitig zu steuern. So ungeheuer ist die christliche Wahrheit, daß sie nur in einem Dauergespräch zwischen Johannes- und Thomas-Evangelium immer wieder aufblitzen kann. Für sich allein bleibt jedes dieser *urchristlichen* Bekenntnisse in einer Sackgasse stecken. Wer Jesus als Gott-auf-Erden bekennt, kann dessen menschliche Freiheit und echte Gemeinsamkeit mit uns anderen zwar (was das Dogma immer tat) auch *sagen*, aber nicht wirklich *denken*, nimmt sie mithin nicht ernst genug; wer jenes Bekenntnis ablehnt und Jesus nur als eben auch einen Menschen - und sei es den allervortrefflichsten - gelten läßt, verspielt die eigene unendliche Würde als Gottes Tochter oder Sohn - nicht neben sondern in IHM, dem *wahren* Gotteskind von Ewigkeit zu Ewigkeit. Kein widerspruchsfrei verstehbares Verstandeskonstrukt entspricht voll der Glaubenswahrheit; weder das amtskirchliche (»erlöst in Christus«) noch (»menschlich wie Jesus«) das angeblich undogmatische, das aber bloß einem anderen Dogma anhängt.

Ist Jesus wie wir? a) Nein, sagt das kirchliche Dogma: ER ist, ungeschaffen, Gottes Sohn von Natur; wir Geschöpfe sind nur durch Adoption Kinder Gottes. b) Doch, widerspricht mündiges Christentum solch ungeheurem Privileg: *Jeder* Person schenkt Gott ihre eigene von niemandem sonst abgeleitete Würde. c) Irrelevant Frage! heißt die Stereo-Antwort: Eben *weil* Jesus nach dem streng verstandenen Dogma Gottes ewiger Sohn ist, kann es zwischen IHM und den Geschöpfen keinerlei Rivalität geben; mithin ist die *Frage*, ob er einer wie wir sei, unheilbar falsch, weil sie keine eindeutig richtige Antwort ermöglicht. Denken wir an Meister Eckharts Finger-Gleichnis. *Bin* ich mein Daumen? Ja, wenn die Katze mich dort kratzt; nein, sollte ein Hund den Daumen verschlingen. Ist Christus du, bist du Christus? Ja, solange du kraft Glaube, Hoffnung und Liebe geistlich lebendig bist, *eine* Person mit allen Mitgeschöpfen und unserem

schöpferischen Grund. Nein, wofern du dich vom Ganzen sonderst (stammverwandt mit »Sünde«), *bloß* mit diesem Einzelnen identifizierst, den dein Paßbild zeigt.

Wichtig ist: *Um die Frage als irreleitend zu durchschauen, muß man sie stellen* und mit beiden Antworten unzufrieden sein. Damit das geschehen kann, müssen beide dem nie abgeschlossenen Kommunikationsprozeß zur Verfügung stehen. Darum braucht es sowohl die trinitarische Johannes- als auch die jesuanische Thomas-Theologie.^e Nähmen die Informanten der römischen Glaubenskongregation ihr Wächteramt nicht ernst, so vergäßen die Christen die Wucht wahrer menschlicher Gottheit; gäbe es gegen das eingeschliffene Verständnis von Dreifaltigkeits- und Menschwerdungsdogma keine Proteste, dann bliebe für unser Denken die Göttlichkeit auf das Individuum des Nazareners beschränkt. Nur wenn Trinitarier *und* Jesuaner je das Ihre verkünden, gerät ein waches christliches oder nach dem Christenglauben fragendes Bewußtsein immer wieder vor das unfaßliche Geheimnis.

Verlangt Glaube aber nicht Eindeutigkeit? Wer würde einer Kirche, die selbst nicht weiß, was sie glaubt, auch nur einen Euro Kirchensteuer zahlen wollen? – Doch, die Kirche weiß, was sie glaubt. Sie verkündet Gottes Menschwerdung, dank der auch wir zu vollem Menschwerden bestimmt sind. Auch Ratzinger erblickt im Prinzip Liebe die »einzige, einfache Mitte des Christlichen ... Nicht der konfessionelle Parteigenosse ist der wahre Christ, sondern derjenige, der durch sein Christsein wahrhaft menschlich geworden ist« (E 221). »*Mitinhaber der göttlichen Natur*« dürfen wir sein, wie das Neue Testament so aufregend formuliert (im späten 2. Petrusbrief [1,4], der nicht vom Apostel stammt aber zum biblischen Kanon gehört). Kann ein Mitinhaber der göttlichen Natur unter Selbstentfremdung leiden? Nur wenn er von seinem Glauben nichts begriffen hat.

Was die Kirche *glaubend vernimmt*, ist von klarer Eindeutigkeit: stereo jedoch, nicht mono. Vor meiner Stereo-Anlage erkenne ich nur das Gewoge der Sinfonie als eindeutig wahr an. Fällt von den Tonkanälen einer aus oder zerstört ein Kurzschluß ihre Spannung, ist das Ergebnis eindeutig falsch. Den Reichtum der Offenbarung stereo verkünden kann aber nur die ganze Kirche - keine Einzelinstanz. Was *eine* Stimme *ausdrückt*, ist jeweils mono. Niemand, auch nicht »Rom«, kann alles auf einmal sagen wollen. Die Stereo-Kurzformel »mit Jesus in Christus dem JA« kommt einem Unkundigen rätselhaft vor, wird aber, sooft ein umschaltbereites Bewußtsein sie nach und nach vollzieht, hinreichend eindeutig, auch wenn der Weg zu ihrem Verständnis kaum weniger windungsreich ist, als wir ihn auf diesen Seiten gegangen sind.

Mit dieser Einsicht ist der Weg nicht zu Ende. Das offenbarte Geheimnis, die Stereo-Einheit »Jesus Christus«, läßt sich zwar glaubend vernehmen und abstrakt verstehen – mindestens haben wir das versucht – aber in keinem Augenblick als Ganzes existentiell vollziehen. Bewußt am Leben sein kann ich je nur *entweder* mit Jesus, dem Mitmenschen gleicher Natur wie ich, *oder* vor

Gott in Christus, unendlich über und tief in mir. Auch für einen christlichen Verstand bleiben Gott und Mensch unmischbar verschieden; beide Denkinhalte können ein irdisches Bewußtsein nie zugleich prägen. Begnadeten Heiligen mag ein immer intensiveres Oszillieren geschenkt sein. Die meisten Christen sind aber auf nur einer Seite daheim und vernehmen die andere höchstens ahnungsvoll staunend, sooft sie einem Mitchristen begegnen, der anscheinend ganz anders fühlt als sie. In einem *abstrakten* Gesamtverständnis können zwar beide übereinstimmen; dann verstehen sie aber nicht eigentlich den Glauben an Jesus Christus, eher die Gemeinschaft der Kirche, der sie beide angehören und die ihnen dieses Credo zumutet, von dem die Theologen doch wissen, daß niemand es denkend begreifen kann.

III. NACHCHRISTLICHE OFFENBARUNG?

1) HOCHZEIT UND EHEKRISE

Im klassischen Liebesfilm werden sie und er durch mancherlei Fährnisse bis zum Hochzeitsfest geführt, dann ist der Film aus. Alle wissen aber: Im wirklichen Leben geht das Drama weiter. Warum folgen auch bei der Großen Liebesgeschichte auf das christliche JA (das die Christenheit seit zweitausend Jahren darstellt und bis zum Ende der Welt aufführen wird) noch weitere Akte?

Auf diese Frage gibt es weder eine wissenschaftliche Antwort noch eine des Glaubens im strengen Sinn. Die Wissenschaft verknüpft Richtigkeiten, kennt aber keine Wahrheit des Ganzen; der Glaube sieht das Ganze allein so, wie es sich in den Dramengestalten des jeweiligen Aktes repräsentiert. Im christlichen Akt ist Jesu Leben, Tod und Auferstehung das endgültige Heilsereignis; eine weitere Offenbarung, die ihn zum Vorläufer eines Größeren erniedrigen würde, kann es nicht geben.

Trotzdem muß die Frage nachchristlicher Offenbarungen nicht ganz ohne Antwort bleiben. Die tatsächliche ökumenische Situation enthält ihr eigenes Licht. Jene Forderung, die Ratzinger 1972 aufgestellt hat (NV 179), verpflichtet uns im Blick auf den Islam nach dem elften September noch drängender als zuvor: »Die Religionen der Welt sind zur Frage an das Christentum geworden, das sich vor ihnen in seinem Anspruch neu bedenken muß und damit von ihnen zumindest einen Dienst der Reinigung empfängt, der schon in einem ersten Umriß erahnen läßt, wieso auch der Christ solche Religionen in ihrem heilsgeschichtlichen Sein-Müssen begreifen kann.«

»Mußte« auch die Weltreligion Islam entstehen? Denken wir das biblische »Bild« der Hochzeit von Christus und Kirche schlicht so weiter, wie Ehe-erfahrene Partner ihren Bund seit jeher erleben: als paradoxe Einheit von Endgültigkeit und immer wieder aufbrechender Krise. Dem Glaubenden ist das Ehe-Gleichnis nicht nur ein Bild, meint vielmehr die allerrealste Wirklichkeit eben der Heilsgeschichte, auf die unsere irdischen Ehen bildhaft hinweisen, wie Ratzinger betont: »Es ist mehr als ein Bild, wenn der Glaubensabfall Israels bei den Propheten immer wieder unter dem ‚Bild‘ des Ehebruchs dargestellt wird ... Die Einheit, Endgültigkeit und Unteilbarkeit der Liebe zwischen Mann und Frau ist letztlich nur im Glauben an die Einheit und Unteilbarkeit der Liebe Gottes zu verwirklichen und zu verstehen. Wir begreifen heute immer mehr, wie wenig sie eine rein philosophisch abzuleitende, in sich stehende Aussage ist; wie sehr sie mit dem Zusammenhang des Glaubens an den einen Gott steht und fällt« (E 82).

Ein halbes Jahrtausend nach dem Christus-Ereignis ist in Arabien ein neues religiöses Sinnorgan gewachsen. Diese Tatsache läßt ökumenisch fühlende Christen ein, »im Heiligen Geist« zu vermuten, es sei auch im Drama von Gott und Menschheit auf ihre Hochzeit (vom Christentum

dargestellt) ein zu ihr kontrastierendes Ereignis gefolgt: eine Ehekrise, deren fruchtbare Bewältigung der Islam darstellt. Nach ZION im ersten Akt und KIRCHE im zweiten heißt SIE im dritten Akt etwa: FATIMA. *Beweisbar* ist diese Sicht, wie gesagt, weder wissenschaftlich noch im Glauben, sie scheint mir aber im biblischen Rahmen stimmig und hat, seit sie 1993 in der Nürnberger WCRP-Gruppe vorgestellt wurde, mindestens für einen kleinen Kreis von Christen und Muslimen ihre friedliche Beziehung mit dramatischem Sinn angereichert.

In einer Schrift³⁶ führte ich aus: »Der Islam entstand unter anderem als Reaktion arabischer Stämme auf das byzantinische Staatskirchentum von Funktionären, die mit dem Menschensohn wenig im Sinn, am Allherrscher Christus aber, dem goldschwer gekrönten himmlischen Garanten ihres Kaisers, verständliches Interesse hatten. Warum soll der menschenfreundliche Gott nicht die unchristliche Kirche gedemütigt und außerhalb ihrer wirklich Mohammed zu seinem Propheten berufen haben? Dagegen steht kein christliches Dogma! Aus Jesus, der dienenden Mitte, hat ideologische Schlauheit den strengen Pantokrator gemacht. Da erinnert der Islam uns machtvoll an den wahren Jesus von Mk 10,18 ("Was nennst du mich gut, keiner ist gut als Gott allein"). In der Kirche hat er kaum eine Chance; schon Matthäus (19,17) verschleierte: "Was fragst du mich nach dem Guten?"

Aber, kommt jetzt der Einwand, es geht doch um die einfache Frage, ob Jesus Gottes Sohn ist oder nicht, da können doch nicht beide Bekenntnisse recht haben? Nun, so einfach ist zwar die Frage, nicht aber die (stets perspektivische) Antwort. Um im biblischen Bild zu bleiben: Niemand darf es einem Prinzen verwehren, bei bestimmten Gelegenheiten gerade nicht als Königssohn aufzutreten, sondern allein als Gleicher unter Gleichen, der er ja auch sein will und deshalb ist. Solange feudalverdorbene Gemüter es für unmöglich ausgeben, daß der Prinz zugleich ein restlos solidarischer Mitmensch ohne hochgestellte Hintergedanken ist, so lange hat, wer sein blaues Blut leugnet, in seinen Augen nicht minder recht als wer es bekennt.

Damit sollte verständlich geworden sein, inwiefern das Gegeneinander von Christentum und Islam berechtigt ist: weil das Glaubensgeheimnis (Christus ist wahrer Gott und wirklicher Mensch) den begreifenden Verstand auch des klügsten Theologen überfordert (erst recht die Kapazität ideologischer Apparate), insofern hat der Widerspruch von Muslimen gegen Jesu Gottheit ebenfalls recht, so daß er eines Christen Freundschaft zu ihnen nicht beschädigt.

Verbildlichen wir das Gemeinte: Jetzt habe ich dich, sagte bald nach der Hochzeit die Frau und setzte sich auf die Kiste, darin ihr Mann war. Kein Wunder, daß ER das so fehlverstandene Ja aufkündigt, eines Tages die Kiste sprengt und sich auf sein Recht beruft, jener souveräne Herr zu bleiben, der er wesenhaft ist. Zwar ist Er dem Bund treu, trotzdem bleibt Er frei, verliert nicht durch sein Ja zur Kirche das Recht, auch fernerhin anderen Menschen unmittelbar nahe zu sein,

³⁶ Etappen einer Liebesgeschichte. Wie Christen die friedliche Achtung für Juden, Muslime und Bahais als Gottes Willen verstehen können (Nürnberg 1993), 3 u. 7

ohne kirchliche Vermittlung. Daran soll ein Christ sich mahnen lassen, sooft er Muslimen begegnet.

Freilich wird (denn das Ja ist unverbrüchlich!) die Krise gelöst, nicht ohne die neue Einsicht aber, die das dem Ja von Beginn an beigemischte Mißverständnis für dauernd zerbricht. Im Fotoalbum klebt auf einer Seite das Hochzeitsbild, auf einer späteren der Schnappschuß, wie der Gatte die Kiste sprengt. Während die Frau das Album durchblättert, kann sie sich entweder der einen oder der anderen Erfahrung existentiell erinnern, aber nie beider zugleich. Denn das Hochzeits-Ja ist ebenso überschwänglich positiv wie die Krise negativ - erst beide zusammen aber sind der Ehe Wahrheit.

Damit hat sich das Glaubensverhältnis von Christentum und Islam geklärt. Die Frau (Menschheit), die sich des einmaligen, endgültigen hochzeitlichen Jawortes ihres Gottes erinnert, ist die Kirche; dieselbe Menschheit, die sich der Krise des mißverstandenen Ja und der ebenso endgültigen Freiheit ihres Gottes erinnert, ist die muslimische Umma. Beide Endgültigkeiten kann unser Verstand nicht zusammen begreifen (das wissen Eheleute aus bitterer Erfahrung), beide fordern einander aber in unserem Herzen (das wissen sie, ohne es je voll zu begreifen, im Maße ihre Ehe gelingt ebenfalls).«

Inzwischen hat sich mir das Fotoalbum zur Rundbühne belebt, in deren Sektoren die *ungleichen* Akte *desselben* Heilsdramas *zugleich* aufgeführt werden, sowohl die gegensätzlichen *Bekanntnisse* innerhalb eines Sektors als auch, zu ihnen in Spannung, die *ökumenischen* Dialoge über Sektorengrenzen hinweg. Die Welt (die von dem *einen* Regisseur des Dramas nichts weiß) spricht abfällig von bloßen Sprachspielen; ein gläubiges Herz setzt sein Leben daran, daß seine dramatische Wahrheit keine Spielerei ist, sondern höchster Ernst und tiefstes Glück.

Der Schöpfer des ganzen Dramas (so lesen wir bei Ratzinger [NV 182]) »steht in herrischer Überlegenheit der Welt gegenüber. Er ist nicht an diesen oder jenen Ort gebunden, sondern er vermag den Seinigen zu helfen, wo immer sie sind ... Jahwe, der kein Ortsgott ist, ist so auch nie zum Gott des Jerusalemer Tempels geworden, sondern immer mehr als der Weltgott erkannt worden, der frei ist, auch den Tempel - seinen Tempel! - zu zerstören. Er ist nie zum Gott des gelobten Landes geworden, sondern der Gott geblieben, der Länder verteilen kann und an keines davon gebunden ist, keines davon braucht.«

Auch nicht die real existierende Kirche. Wenn sie gegen ihn frech wird, hebt das die dem christlichen Akt innere Endgültigkeit nicht auf (so wenig Zions Untreue Gottes Treue zerstört). Aber ER behielt sich anscheinend das Recht vor, die arrogante Christenheit zu demütigen und in Arabien einen weiteren, nachchristlichen Akt des Heilsdramas beginnen zu lassen, während die byzantinische Bürokratie auch die arabischen Stämme dem Kaiser unterwerfen wollte statt den Kaiser dem menschenfreundlichen Gott. ER sieht auch die Wüstensöhne als seine freien Kinder

an, nicht als Vasallen einer fernen Monarchie »von Gottes Gnaden«. Ratzinger ist überzeugt: »Zweifellos verdient die Frage, die der Islam an uns stellt, eine eingehende Auseinandersetzung« (GWT 70). Zu ihr sei das Folgende ein Beitrag.

2) EIN BRÜCKENMENSCH

Auch zwischen Islam und Christentum gibt es Brückenmenschen. Einer davon war mein Freund Ahmad El-Banna. Moslem aus Palästina, lebte er zusammen mit seiner katholischen Frau jahrzehntelang mit in ihrer Pfarrei. Dort kümmerte er sich um Sternsinger und Pilgerreisen ins Heilige Land, in unserer Gruppe der »Religionen für den Frieden« war er ein offizieller Vertreter des Islam, brachte uns Andersgläubigen dessen Geist und Würde nahe. Als an seinem letzten Krankbett eine fromme Christin bedauerte, daß sie im Himmel wohl auf ihn werde verzichten müssen, lächelte er: Auf Wiedersehen in Jerusalem. Die muslimische Totenfeier in seiner katholischen Kirche wurde vom Imam mit arabisch rezitierten Koranversen gestaltet. Als zuletzt von der Empore herab unerwartet Mozarts »Dona nobis pacem« trompetet wurde, wehte uns siegreich ein Neuer Pfingstgeist ins Herz.

Mancher mag meinen, ein solcher Einzelfall beweise nichts angesichts der eingewurzelten Feindschaft beider Religionen, erst recht heute, da fanatische Islamisten die ganze Erde mit blutigem Haß überziehen. Der Einwand hätte recht, wenn ich behaupten wollte, daß der tatsächliche Islam und das reale Christentum sich problemlos miteinander vertragen müßten, weil beide zum selben Gott beten. Eine derart naive These würde allerdings vom gegenwärtigen Weltzustand widerlegt. Nicht in diesem Sinn ist aber mein Friedensvorschlag gemeint.

3) SCHEINBARER WIDERSPRUCH DOCH NUR BUNTHEIT?

Vielmehr hoffe ich zu zeigen: Die Widersprüche zwischen christlichem und islamischem Glaubensbekenntnis sind zwar offensichtlich und einschneidend, hindern aber nicht eine ehrliche Ehrfurcht vor der fremden Überzeugung. Nach menschlicher Voraussicht werden Christen und Muslime nie in derselben sprachlichen Glaubenswelt leben. Die Unverträglichkeit ist wasserklar: Entweder hat Gott gezeugt oder nicht. Entweder starb Jesus am Kreuz oder nicht. Entweder hat Gott sein letztes, alles besiegelndes Wort in Jesus gesprochen oder in Muhammad. Dennoch muß kein Glaubender fürchten, daß die andere gläubige Person eine seiner Herzensüberzeugungen mit logischer Notwendigkeit für falsch hält, ihn mithin aus dem Reich der Wahrheit in das der Lüge verbannt. Wäre es so, dann litte jede Freundschaft an einem unheilbaren Knacks, das Zusammenleben der Religionen würde auf zähneknirschende Toleranz reduziert. Denn daß der Irrtum gegen die Wahrheit höchstens politische, keinesfalls aber logische Rechte hat, darin sind sich nicht nur die Fanatiker sondern durchaus die Vernünftigen aller Glaubenswelten einig.

Wie in der Einleitung dargelegt, muß ein unaufhebbarer sprachlicher Gegensatz aber keinen logischen Widerspruch bedeuten. Das Widerspruchsprinzip gilt nur unter der Voraussetzung, daß der hier behauptete und dort geleugnete Sachverhalt beiderseits in exakt demselben Sinn verstanden wird. Im Alltag ist dies die Regel. Entweder leuchtet das Rücklicht oder es leuchtet nicht. Der Radler wird dem Polizisten beteuern, es habe eben noch geleuchtet; das sei aber, meint der Polizist, eine andere Frage. Ob es jetzt leuchtet, läßt sich eindeutig klären.

Beim Gespräch zweier Religionen fehlt diese Eindeutigkeit, dieselben Wörter haben hier und dort nicht ganz den gleichen Sinn. Wird das übersehen, dann vermuten die Partner einen inhaltlichen Widerspruch, wo zwei Sprachwelten aufeinanderprallen. Ein solches begriffliches Widereinander hindert zwar die ausdrückliche Glaubens-Einheit, muß aber keinen Glaubens-Kampf zur Folge haben. »Mein Rot ist die Gegenfarbe deines Grün; mein Rot ist hell, also ist dein Grün finster«, dieser beliebte Schluß war schon immer ein Fehlschluß und gehört in der einen Welt von sämtlichen religiösen Autoritäten offiziell verworfen.

4) ZEUGT GOTT ODER ZEUGT ER NICHT?

Die Christenheit bekennt im großen Credo ihren Glauben »an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes einziggeborenen Sohn ... gezeugt, nicht geschaffen«. Dagegen vernimmt der Moslem in der 112. Sure:

»Sprich: Gott ist Einer
ein ewig Reiner
hat nicht gezeugt und ihn gezeugt hat keiner
und nicht ihm gleich ist einer.«

Wenn hier kein unüberbrückbarer Widerspruch vorliegt, wo dann? Und doch täuscht dieser Eindruck. Ginge es um einen weltlichen Tatbestand, wäre der Widerspruch eindeutig. Ein Mann hat entweder gezeugt oder nicht, denn er kann nur welthaft zeugen. Auf beiden Seiten der Trennlinie spricht man jedoch von Gott. Vom selben Gott; denn es gibt für beide Religionen nur den Einen, Einzigen. Auf arabisch nennen ihn auch Christen Allah. Spricht man von göttlichem Zeugen beiderseits aber auch im selben Sinn, so daß Muslime wirklich das leugnen, was Christen bekennen?

Daran ist mit guten Gründen zu zweifeln. Und ein begründeter Zweifel reicht zum Beweis ökumenischer Friedensmöglichkeit aus. Hier liegt der entscheidende Punkt des Vorschlags. Ließe sich der beiderseits verschiedene Sinn des Wortes »zeugen« so deutlich darlegen, daß jeder Gutwillige die Vereinbarkeit der Aussagen begreifen *muß*, dann käme es zu einer einsehbaren Horizontverschmelzung von Islam und Christentum: Beide Glaubenswelten würden zu verstehbar abgegrenzten Provinzen einer einzigen, beide nebeneinander enthaltenden Welt gemindert. Solche Einschmelzung der Gegensätze wäre nicht die Erfüllung der ökumenischen Sehnsucht sondern

Verrat an ihr. Wer zu viel beweist, beweist gar nichts. Weder christlicher noch islamischer Glaube nähme hin, daß eine neutrale dritte Instanz den einen wie den anderen besser verstünde als jeder sich selbst.

Was »göttliches Zeugen« ist und nicht ist, bleibe deshalb in einem gewissen Halbdunkel. Daß beide Seiten damit nicht dasselbe meinen, muß zwar plausibel und hoffbar werden, der unterschiedliche Sinn darf aber nicht so deutlich sein, daß der Verstand ein übergeordnetes System begriffe. Diese Forderung ist erfüllt. Zeugen bedeutet: ein anderes Individuum der gleichen Art hervorbringen. In diesem üblichen Sinn glaubt der Moslem, daß Gott nicht zeugt und nicht gezeugt wird. Und der Christ stimmt ihm zu. Gott ist Einer. Es gibt nicht zwei Götter. Gott ist nicht ein Individuum, welches ein anderes, ihm gleiches Individuum hervorbrächte.

Wenn der christliche Glaube von Gott Vater und Gott Sohn spricht, von Zeugen und Gezeugtsein, ist etwas wesentlich anderes gemeint, nicht eine irgendwie numerische Beziehung eines Individuums zu einem anderen Individuum, vielmehr die rein geistige Beziehung innerhalb des all-einfachen, ewig reinen Bewußtseins Gottes. Eine solche vollzieht sich (als unvollkommenes irdisches Abbild) auch, wenn ich am Morgen nach dem Fest mein zerknittertes Gesicht im Spiegel erblicke und feststelle: Wie siehst du denn wieder aus! Das schauende Ich und das angeschaute, ins Wort »du« gefaßte Ich sind dasselbe Individuum und dennoch zwei aufeinander bezogene Weisen seiner, so sehr, daß statt »ich« sogar »du« gesagt werden kann. Freilich fehlt hier die echte Begegnung von Ich und Du ebenso wie ihre echte Wir-Gemeinschaft. All das glauben Christen in Gott, ohne Vervielfachung des Wesens jedoch.^f Wie so etwas möglich sei, eine unendlich lebendige Beziehung ohne jedwede inhaltliche Andersheit, das begreift niemand, kein Christ kann es seinem Moslemfreund erklären, erst recht nicht bei einem Religionsdisput die gegnerische Seite überzeugen. Derlei Versuche, die es im Lauf der Jahrhunderte immer wieder gegeben hat, müssen fruchtlos bleiben.

Gemeinsame Einsicht in die Unbegreiflichkeit genügt indes, wechselseitige Achtung zu erlauben. Muslimisches »Ungezeugt« und christliches »Gezeugt« bezieht sich beides auf denselben Gott. Der radikale Widerspruch hindert auf immer, daß aus gegensätzlichen Akten des Heildramas ein einziger werde. Weil aber wegen des wohlbegründeten Zweifels am selben Sinn nicht feststeht, daß dem sprachlichen Widerspruch ein logischer entspricht, deshalb muß keine Seite die andere eines Irrtums zeihen, mehr: darf das nicht.

5) ISLAMISCHES FARBWUNDER JESU

Neben den gegensätzlichen Organen desselben Leibes und den gegensätzlichen Akten desselben Dramas bietet der Gegensatz von Farben im selben weißen Sonnenlicht ein drittes packendes Grundgleichnis. Durch die rote Brille scheint Grün finster und umgekehrt. Viele Menschen, die

miteinander zu einer gewaltigen bunten Glaskuppel emporschauen, sehen alle die gleichen objektiven Farben, doch strahlt jedem ein anderes Sonnenfunkeln ins Auge.⁸ Am eigenen Himmelsrot zu zweifeln, nur weil der andere schwört, die Sonne leuchte grün, wäre nicht nur dumm sondern - im optischen Gleichnis - auch einsehbar falsch. Beim Glaubensdisput fehlt diese neutrale Einsehbarkeit. Trotzdem darf ein Glaubender keinem anders Gläubigen das Glaubensauge absprechen, soll sich aber auch selbst nicht ausreden lassen, was er – nicht für sich allein sondern um davon Zeugnis zu geben - funkelnd erblickt.

Sowohl in der Bibel als auch im Koran gibt es Hinweise auf die von Gott gewollte Friedensfunktion der Farben. Im Epheserbrief (3,10) wird »Gottes vielbunte Weisheit« gepriesen. Die Übersetzung ist unüblich, aber schöner als »vielfach« oder »mannigfaltig« (was sind Schubladen-Fächer oder Tuchfalten gegen Frühlingsfarben!); richtig ist sie, weil das griechische Wort in einem antiken Text einmal einen Blütenkranz beschreibt. Und in Sure 30,21 kann man lesen: »Und zu seinen Zeichen gehört die Schöpfung der Himmel und der Erde und die Verschiedenartigkeit eurer Zungen und eurer Farben. Siehe, hierin sind wahrlich Zeichen für alle Welt.«

Für Christen wie Muslime gleichermaßen bezaubernd und zudem höchst symbolisch ist die folgende Legende über Jesu Lehrzeit. Sie stammt aus dem muslimischen Andalusien des Mittelalters:³⁷

»[Jesu] Mutter besuchte den Lehrer und fragte ihn: ‘Lernt mein Sohn etwas?’ Der Lehrer sagte zu ihr: ‘Dein Sohn weiß mehr als ich. Er ist es, der mich belehrt. Dein Sohn braucht keinen Lehrer. Er ist schon klüger als alle, die ich je kannte. Darum nimm ihn mit.’ Seine Mutter ging mit ihm fort, brachte ihn zu einem Färber. Er war der beste Färber, den es zu jener Zeit gab. Maria sagte zu ihm: ‘Schau, das ist mein vaterloses Kind. Ich möchte, dass du ihm etwas von deinem Beruf beibringst. Du wirst den Lohn bekommen, den Gott dir geben wird.’ Der Färber sagte zu ihr: ‘Lass ihn unter meiner Aufsicht und ich lehre ihn den Beruf.’ Daraufhin zog Jesus bei dem Färber ein, und er lehrte, was er zu tun habe. Jesus passte bei allem gut auf. Dann ging der Färbermeister wieder in seinen Laden. Sodann machte sich Jesus an die Kessel und Eimer, nahm alle Kleider im Laden und tat sie alle zusammen in die Kessel und Eimer. Das war ein Befehl Gottes, des Allmächtigen. Dann betete Jesus zu Gott - er sei gelobt. Gott erhörte sein Gebet, so dass die Leinenstücke mit der Farbe herauskamen, die sie haben sollten, denn Gott wollte den Leuten dieses Wunder zeigen.

Als der Färber zu dem Hause kam, wo die Kleider waren, fand er kein Gewand vor und schrie los: ‘Ach, Leute, kann jemand mir bei diesem Unglück helfen? Ich bin verloren.’ Er meinte, ein Räuber habe ihm alles gestohlen, was im Laden war. ‘Meister’, sagte Jesus, ‘schrei nicht! Man hat

³⁷ Mikel de Epalza, Jesus zwischen Juden, Christen und Muslimen (Frankfurt/M 2002), 184 ff

dir nichts gestohlen.’ ‘Und wo sind die Kleider der Leute, die hier in den Kesseln und Eimern waren? Ach, welch ein Unglück hast du angestellt? Welch ein Verlust für mich! Die Kleider sollten verschiedene Farben haben, und du hast sie alle gleich gefärbt. ‘Nimm den Zipfel von irgendeinem Gewand, welches du willst’, sagte Jesus, ‘und schau, welche Farbe sein Eigentümer bestellt hat, und du wirst es mit seiner passenden Farbe sehen.’ Da nahm der Färbermeister eines der Gewänder und fragte nach seiner Farbe. Jesus tauchte seine gesegnete Hand ein und betete zu Gott, und jedes Kleid kam mit der Farbe heraus, die es haben sollte, mit den schönsten aller Farben. Als der Färber die Kleider herauskommen sah, jedes mit seiner Farbe, rief er aus: ‘O gute Leute, ich habe noch keinen größeren Zauberer gesehen als diesen Jungen. So etwas habe ich noch nie gehört.’ Als die Leute aus demselben Eimer die Kleider in so viel verschiedenen Farben herauskommen sahen, verständigten sie sich miteinander. ‘Gehen wir zum Fluss und waschen sie. Wenn es sich um Hexerei handelt, werden die Farben verschwinden und die Kleider dieselbe Farbe wie vorher haben. Das müssen wir tun.’

Schnell liefen sie mit all den Leinenstücken zum Fluß. Je mehr sie dort aber wuschen, um so strahlender traten die Farben hervor. Voller Staunen sagten sie: ‘Wenn wir diesen Hexer und seine Mutter nicht aus der Stadt werfen, werden wir alle mit ihren Hexereien angesteckt und selber Hexer.’ Deshalb nahmen sie Jesus und seine Mutter und verwiesen sie aus der Stadt.«

Als Christ sehe ich im tüchtigen Färberjungen Jesus ein packendes Symbol für Christus, den Schöpfer und Schutz geistlicher Buntheit in allen Glaubensweisen. Was Ratzinger in einer Augustinuspredigt von der Welt der katholischen Heiligen sagte, dürfen wir im heutigen Klima der Großen Ökumene ausweiten auf den Reichtum der menschheitlichen Spiritualitäten. Da »wird gleichsam das einfache, unanschauliche Licht Gottes zerlegt in das Prisma unserer menschlichen Geschichte hinein, so daß wir der ewigen Herrlichkeit und dem Lichte Gottes mitten in unserer menschlichen Welt, in unseren menschlichen Brüdern und Schwestern begegnen können« (DV 421).

6) IST JESUS AM KREUZ GESTORBEN ODER NICHT?

Jesu Tod am Kreuz, der in seine Auferweckung mündete, ist die zentrale Botschaft des Christentums und das Herz seiner Liturgie. »Deinen Tod, o Herr, verkünden wir und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit,« sprechen die Gläubigen nach der Wandlung. Müßte ein Moslem um seines Glaubens willen Jesu Kreuzestod leugnen, würde dies den Dialog schwer belasten. Auch hier ist ein Widerspruch aber keineswegs erwiesen. Weil es um Korandeutung geht, führe ich zwei Fachleute an: einen englischen Islamwissenschaftler³⁸ und einen muslimischen Gelehrten. Es geht um Sure 4, Vers 157.

³⁸ W. Montgomery Watt, Kurze Geschichte des Islam (Berlin 2002), 72

„Die koranischen Verse sind hier recht vage. Eine mögliche Übersetzung wäre: »Sie (die Juden) haben ihn nicht getötet und nicht gekreuzigt. Vielmehr schien ihnen so.« Das Hauptziel dieses Verses besteht darin, zu leugnen, daß die Kreuzigung Christi ein jüdischer Sieg war; damit können die Christen einverstanden sein. Sie können aber unmöglich die Behauptung hinnehmen, daß der Tod am Kreuz gar nicht stattgefunden habe. Für die Zukunft der Beziehungen zwischen Islam und Christentum ist es daher wichtig, daß eine andere Interpretation des Verses gefunden wird, die den Kern christlichen Glaubens nicht leugnet. Versuche in dieser Richtung wurden von einigen muslimischen Gelehrten unternommen, insbesondere von Mahmoud Ayoub in seinem Artikel »The Death of Jesus: Reality or Delusion« (in: Muslim World, LXX, 1980, S. 91-121). Die letzten Sätze dieses Artikels sind es wert, zitiert zu werden:

Der Vorwurf an die Juden, »(weil sie) sagten: ‚Wir haben Jesus Christus, den Sohn Marias und Gesandten Gottes, getötet‘«, mit dem der Vers beginnt, richtet sich nicht gegen die Verbreitung einer historischen Lüge oder gegen das falsche Zeugnis. Vielmehr richtet er sich, wie aus dem Zusammenhang klar wird, gegen menschliche Anmaßung und Torheit, es geht um die Haltung gegenüber Gott und seinem Gesandten. Die Worte für Jesus sind besonders signifikant. Sie wollen Jesus töten, den unschuldigen Mann, der auch der Christus ist, das Wort und Gottes Stellvertreter bei ihnen. Indem er Christus in diesen Zusammenhang stellt, richtet sich der Koran nicht nur an das Volk, das auch einen anderen Propheten hätte töten können, sondern der ganzen Menschheit wird mitgeteilt, wer Jesus ist. Der Koran spricht hier nicht von einem gerechten oder fehlgeleiteten Menschen, sondern vom Wort Gottes, das in die Welt entsandt wurde und wieder zu Gott zurückkehrte. Insofern ist die Leugnung der Tötung Christi die Zurückweisung der Macht des Menschen, das göttliche Wort, das immer siegreich bleiben wird, zu besiegen und zu zerstören. Daher reichen die Worte »Sie haben ihn nicht getötet und nicht gekreuzigt« tiefer als nur bis zum Geschehen der vergänglichen menschlichen Geschichte. Sie treffen ins Herz und in das Gewissen des Menschen. Die Anmaßung der Menschen (hier beispielhaft vertreten durch die jüdische Gesellschaft im frühen Dasein Christi), diese Macht gegenüber Gott zu haben, kann nur illusorisch sein. »Sie haben ihn nicht getötet ... Vielmehr schien ihnen so.« Sie bildeten sich das nur ein.“

Dieses Gespräch mit dem Islam macht Christen auf eine innere Spannung ihres eigenen Glaubens aufmerksam. *Heute* noch, versprach Jesus sterbend seinem Gefährten in der Qual, wirst du bei mir im Paradiese sein. Wie verträgt sich damit das Mysterium des *Karsamstags*, der langen Zeit zwischen Karfreitag und Ostern, an die in allen Kirchen liturgisch erinnert wird? Es gilt einzusehen, daß bei der Begegnung von Zeit und Ewigkeit alle weltlichen Kategorien versagen. Wir können nicht wissen, was sich damals begab, mehr noch: wir können nicht einmal die Frage angemessen stellen. In der h-moll-Messe des großen Bach gibt es zwischen »sepultus est« und »et

resurrexit« nicht die winzigste Pause; gute Dirigenten fügen auch keine ein. »Wenn ich erhöht bin von der Erde, werde ich alle zu mir ziehen. Das aber sagte er, um anzuzeigen, welchen Tod er sterben sollte« (Joh 12,32 f). »Erhöht werden und verherrlicht werden sind gleichbedeutend«.³⁹ »Es ist vollbracht«, sagte der sterbende Jesus (Joh 19,30), in diesem Augenblick war sein Leben nicht erledigt, wie seine Henker meinten, sondern in Gott vollendet. Deshalb ist die Kernbehauptung des fraglichen Koransatzes gemäß meiner Übersetzung richtig: »Sie ermordeten ihn nicht.« Die Vorsilbe er- bedeutet den Erfolg einer Tat; etwas ergibt, ereignet sich, wird ersonnen. Die Mörder haben ihr Ziel nicht erreicht, im Augenblick ihres Scheinsieges ist ihr Vorhaben gescheitert.

Allerdings dürfen Christen nie vergessen, daß Jesus wirklich gestorben ist und auch uns als Sterbende bei sich wissen will. »Die Erniedrigung gehört ihm ebenso wesentlich an wie die Erhöhung. Wer ihn also nur in seiner Hoheit lieben könnte, dessen Blick ist verwirrt; er kennt Christus nicht, liebt ihn also auch nicht; er mißbraucht ihn.«⁴⁰ Deshalb gedenken wir am Karfreitag seiner äußersten Erniedrigung im Grab (die Vorsilbe Er- ist auch hier genau, in Ewigkeit will Jesus niedrig bleiben, einer von uns). Das Kirchenjahr ist eines der bedeutendsten Kunstwerke dieser Erde. Durch die Liturgie teilt der Schöpfer uns seine innersten Gedanken mit. Botschaft steckt in beidem, in den Tatsachen wie in ihrer rituellen Deutung. Auch diese ist authentisch, hat denselben göttlichen Verfasser wie das Reale, ist also nicht weniger *wahr* als dieses, auch wenn ihre Schematisierungen keine *richtige* Beschreibung des damals Geschehenen enthalten. Auch die Geschichte von Jonas und dem Walfisch ist wahr (Jesus beruft sich auf sie), obwohl kein Mensch die Magensäfte eines Wals überleben könnte. Wer aber je in einer meerestiefen Depression steckte und aus ihr herausfand, kennt die Wahrheit des Gleichnisses. Feiern wir deshalb die Liturgie mit, lassen wir uns aber von jenem Koranvers auch die ebenso entscheidend wichtige Gegenwart sagen.

7) JESUS - MUHAMMAD

In den vergangenen Jahren hat sich Entscheidendes verändert. Noch 1950 sprach der Musterkatholik Paul Claudel in einem offenen Brief an Papst Pius XII. vom Islam als »dieser Lügenmauer, die der Falschprophet zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf zu errichten versucht«.⁴¹ Inzwischen hat Papst Johannes Paul II. beim Besuch der Moschee in Damaskus dem Glauben von Millionen unserer Mitbürger seine Achtung erwiesen.⁴² Scharfe Kritik an bestimmten

³⁹ Rudolf Bultmann, Das Evangelium des Johannes (Göttingen 1959), 331

⁴⁰ Kierkegaard, Einübung im Christentum, zitiert von Bultmann, ebendort

⁴¹ Vorwort zu: Charles de Foucauld, Nouveaux Écrits Spirituels (Plon 1950), II

⁴² Der Reporter Andreas Englisch war dabei: »Als der Papst begann, sein Gebet zu sprechen, hoben die Scheichs und der Großmufti, alle muslimischen Würdenträger, die aus allen Teilen Syriens und des Libanons herbeigereist waren, die Hände und beteten, beteten mit dem alten Feind, einem der Nachfolger Petri, die von Rom aus ganze Armeen

Ausprägungen des Islam muß es weiterhin geben; *der* Islam als solcher wird nur mehr von solchen Kreisen der Christenheit verworfen, die ähnlich fanatisch gesinnt sind wie ihre islamistischen Gegner.

Nach einem Religionsgespräch trat ein Nürnberger Imam lächelnd auf mich zu und sagte: »Also, ich glaube, daß Jesus ein Prophet war. Glauben Sie auch, daß Muhammad ein Prophet war?« Ich ergriff seine Hand und sagte spontan: »Ja. Nicht der Prophet, aber ein Prophet.« Später wurde ich unsicher: Darf ich als Christ solches sagen? Beim Heimradeln unter Gottes Sternen habe ich gespürt, daß die Antwort recht war. Denn er hatte mich zwar als Christen gefragt (und nicht nur als toleranten Menschen oder friedlichen Mitbürger), nicht aber den abstrakten, allgemeinen Christen in mir (an den der Katechismus sich wendet), sondern mich, diesen bestimmten Christen in der jetzigen Begegnungssituation. Als das eine Mitglied dieser lebendigen Minigruppe unter Gottes Blick hätte ich sie mit einem Nein! getötet, mit zweifelndem Achselzucken schwer verwundet, beides hat das Gewissen mir damals verboten.

Daß derselbe Satz in der einen Situation wahr, in der anderen falsch ist, habe ich später erfahren. Beim WCRP-Treffen im Nebenraum einer Moschee stellte mir jemand die Frage: Glauben Sie persönlich an Muhammad als Propheten Gottes? Er fragte das aber nicht freundschaftlich unter vier Augen, sondern schneidend-rechthaberisch in der Öffentlichkeit der großen Runde. Deshalb brachte ich kein Ja über die Lippen, konnte vielmehr nur antworten: Ich glaube an Jesus Christus und ich rechne damit, daß die Muslime mit Recht an Muhammads Offenbarung glauben. Zu beiden Reaktionen stehe ich, zu diesem Ausweichen und zum eben geschilderten Ja.

Ist das aber nicht schäbige Doppelzüngigkeit? Nein. Meine Sinn-Funktion war beide Male verschieden. Bei der ersten Begegnung wurde ich *als* Mitglied einer ökumenischen Zweiergemeinschaft gefragt, bei der zweiten *als* Zeuge Jesu Christi in muslimischem Umfeld. Beide Funktionen fordern je eine andere Sprache. Sooft es darum geht, göttliche Offenbarung mit menschlichen Worten wiederzugeben, ist schlichter Biedersinn nicht die einzige Weise, aufrichtig zu sein. Eindeutig und hier wie dort dieselbe muß menschliche Rede hingegen sein, wenn sie die Entscheidung in einer praktischen Frage betrifft. Denn die kann, vor aller Augen, nur auf eine bestimmte Weise verwirklicht werden, die alle sonst möglichen ausschließt. *Erklären* mag ich dieselbe Entscheidung hier mit gegensätzlichen Motiven als dort; das *Warum* speist sich aus dem Geheimnis und bleibt mehrdeutig. Das *Was* hingegen sei klar ja oder nein, wo immer ich es sage. Gefragt, ob er die im Interview vertretene Unterscheidung zwischen der Kritik am Staat Israel und rassistischen Haltungen gegen die Juden auch vor den Tausenden seiner jugendlichen Anhänger

gegen die Anhänger Mohammeds geschickt hatten ... Damals wurde eine Tatsache geschaffen, ein Fixpunkt der Geschichte: Sie haben damals zum ersten Mal zusammen gebetet, in einer Moschee, zu dem gleichen Gott Abrahams am Grab eines Heiligen [Johannes' des Täufers], den sie beide anerkennen, am frühen Abend des 6. Mai 2001« (Johannes Paul II. [Berlin 2004], 329 f).

wiederhole, antwortete der Genfer Islam-Repräsentant Tariq Ramadán: »Die Juden und den Staat Israel zu koppeln ist unzulässig. Ich habe nur *eine* Rede, sowohl in der Moschee wie draußen.«⁴³

»Siegel der Propheten« wird Muhammad im Koran genannt (33,40). Widerspricht dieser Anspruch dem christlichen Glauben an Jesus, das endgültige JA? Nicht unbedingt. Wird ein zwischen Personen gültiges Ja später von einem Herrschafts-Apparat verwässert, angefochten, mißdeutet, kann durchaus eine Initiative notwendig werden, jenes Ja neu zu besiegeln.

8) ISLAM UND MENSCHENRECHTE

Ökumenischer Friedenswille schließt Kritik nicht aus sondern verlangt sie. Zu vieles, was Muslime denken und tun, ist unannehmbar. Haßpredigten, Selbstmord-Attentate, Zwangsverheiratungen, Todesstrafe wegen Konversion – die Liste ist lang. Bedenken wir jedoch: Hexenverbrennung^h und Zwangstaufe waren in der Christenheit übliche Bräuche. Wie solche offiziell gutgeheißenen Verbrechen nicht die Falschheit des Christentums beweisen, so widerlegt die scheußliche Ideologie vieler, die als vorbildliche Muslime posieren, nicht den Islam überhaupt.

Allerdings hat er es wegen der Umstände seines Beginns schwerer als andere Religionen, zwischen engagiertem Glauben an die Wahrheit und aggressivem Fanatismus eine vernünftige Grenze zu ziehen. Leicht fällt das keinem Glauben, auch heutigen Christen nicht. Kurz nach der Wahl Papst Benedikts legte der Dominikaner Timothy Radcliffe in einem Londoner Vortrag den Finger auf unser aller Wunde: »Die nächste Herausforderung für die Christenheit ist es, die Europäer daran zu erinnern, daß wir zum Suchen der Wahrheit berufen sind. Doch sobald Religionsführer anfangen, über Wahrheit zu reden, werden die Leute nervös. Und das ist verständlich. Über die Welt hin denkt man an Gewalt, wenn der eine Glaube mit dem andern über die Wahrheit streitet. Christen erheben Ansprüche für Jesus, Muslime für den Koran, Hindus für Krishna. Diese können nicht alle wahr sein, und so fangen Gläubige an, einander umzubringen. Wahrheitsansprüche werden mit Intoleranz und Indoktrination assoziiert.«⁴⁴

Mit der so notwendigen Unterscheidung zwischen Einsatz für die Glaubenswahrheit und Ablehnung Andersgläubiger tun sich alle Glaubenden hart, Muslime aber noch härter als andere. Darauf machte Ignaz Döllinger bereits 1838 aufmerksam: »Haß gegen die Bekenner anderer Religionen ist zu allen Zeiten das Lebenselement des Islamismus gewesen, und darf man von dem Vergangenen auf das Zukünftige schließen, so möchte man behaupten, daß, wenn einmal dieser Haß abgestumpft sein wird, auch der Verfall des ganzen Systems unaufhaltsam hereinbrechen,

⁴³ EL PAIS, 27.03.2005, 10

⁴⁴ THE TABLET, 7 May 2005, 10

oder daß duldsame Gesinnung gegen Andersgläubige und religiöse Indifferenz bei den Mohammedanern Hand in Hand gehen werde.«⁴⁵

Das sehen die Islamisten ebenso, hoffentlich erweist es sich als falsch! An jenem Satz fällt zum einen das frühe Auftreten des Wortes »Islamismus« auf, vor allem aber die Beiläufigkeit, mit welcher der Katholik Döllinger – 32 Jahre darauf wird er wegen der Unfehlbarkeitsdefinition mit der Papstkirche brechen – zwischen guter duldsamer Gesinnung und verderblicher religiöser Indifferenz zu trennen mußte. Anscheinend war ihm, mit 39 Jahren, völlig klar, was jede Generation unter Schmerzen neu lernen muß: daß jegliches von Gott belebte Sinnorgan seine besondere Aufgabe auf der Organ-Ebene kraftvoll erfüllen und *so* auf der Leib-Ebene in Eintracht mit den anderen Organen für das gemeinsame Ganze tätig sein soll. Sobald eingesehen wird, daß Sinn-Wahrheit nicht Systemklotz ist, sondern in sich gegliederter Organismus, muß niemand mehr erschrecken, wenn Religionsführer im Vatikan oder anderswo von Wahrheit reden; nur darum geht es dann, betend, liebend und auf das Gewissen lauschend jeweils herauszufinden, wie ich als Zelle dieses Organ ihm, dem Ganzen und dessen anderen Organen in Wahrheit dienen soll.

Mit wünschenswerter Deutlichkeit hat Ratzinger 1968 das Gewissen als die Instanz bezeichnet, der im Widerstreit gegensätzlicher Lebensprogramme die letzte Entscheidung gebührt: »Seit Newman und Kierkegaard steht das Gewissen mit neuer Eindringlichkeit im Mittelpunkt der christlichen Anthropologie; im Werk beider vollzieht sich zugleich in einer vordem nicht gekannten Weise die Entdeckung des Einzelnen, der unmittelbar von Gott angerufen ist und der in einer Welt, die Gott kaum noch erkennen läßt, durch den Ruf des Gewissens Gottes unmittelbar gewiß zu werden vermag. Zugleich stellt bei Newman das Gewissen die innere Ergänzung und Begrenzung des Prinzips Kirche dar: Über dem Papst als Ausdruck für den bindenden Anspruch der kirchlichen Autorität steht noch das eigene Gewissen, dem zuallererst zu gehorchen ist, notfalls auch gegen die Forderung der kirchlichen Autorität. Mit dieser Herausarbeitung des Einzelnen, der im Gewissen vor einer höchsten und letzten Instanz steht, die dem Anspruch der äußeren Gemeinschaften, auch der amtlichen Kirche, letztlich entzogen ist, ist zugleich das Gegenprinzip zum heraufziehenden Totalitarismus gesetzt und der wahrhaft kirchliche Gehorsam vom totalitären Anspruch abgehoben, der eine solche Letztverbindlichkeit, die seinem Machtwillen entgegensteht, nicht akzeptieren kann.«⁴⁶ Auf diesen Text des Professors berufen sich viele Katholiken, die der Präfekt der Glaubenskongregation an den Rand der Kirche gedrängt hat. Wird der Papst ihnen – zugunsten eines leuchtenderen Zeugnisses - wieder in die lebendige Mitte helfen?

⁴⁵ Johann Joseph Ignaz Döllinger, Muhammed's Religion nach ihrer inneren Entwicklung und ihrem Einfluß auf das Leben der Völker (München 1838), 14

⁴⁶ Kommentar zu Art. 16 von »Gaudium et Spes« (LThK – II. Vat. Konzil, III [1968], 328 f)

Zurück zum Thema Islam. Die gottlos aufgewachsene junge Sächsin, die einen lauen Moslem heiratete, ihn zur Moschee zurückführte und Ende 2004 vor bayerischen Schulbeamten als islamische Religionslehrerin glänzte, sie verwirft alle islamistischen Untaten und ist doch ihres Glaubens froh. »Islam für Europa. Neue Perspektiven einer alten Religion«⁴⁷ heißt das Buch, in welchem der bosnische Gelehrte Smail Balic seine Sicht darlegt. Inzwischen ist er gestorben. Bei einer Tagung saß ich ihm am Mittagstisch gegenüber und spürte die herzliche Verbundenheit derer, die an denselben Gott glauben, auch wenn ER ihnen nicht das gleiche Antlitz zeigt.

Zwei Zitate zeigen, wie die sprachlich und politisch unvereinbaren Gottesverständnisse sich dennoch zu einer stimmigen Utopie ergänzen. Weil Einheit und Beziehungsreichtum im Unendlichen kein Widerspruch sind, können beide Ideale auch nur miteinander unsere Mühe um eine lebenswerte Erde anleiten. Bassam Tibi stellt fest:⁴⁸

»Im Gegensatz zum Christentum zeichnet sich der Islam durch eine ganzheitliche Weltsicht aus, in welcher Politik, Recht und alle anderen Lebensbereiche zu einer untrennbaren organischen Einheit der Allmacht Allahs verschmolzen sind. Das Leitprinzip dieser Totalität ist die *Tauhid* (die Einheit Gottes), die dem Islam seine unverwechselbare Prägung gibt, denn *Tauhid* bedeutet, daß die Welt, und folglich auch das gesamte Leben der Muslime, in einer ganzheitlichen Weise durch die Einheit Gottes, der obersten Autorität, gelenkt wird. Daraus folgt, daß es für Muslime im Prinzip keine Trennung zwischen politischer und religiöser Autorität geben kann. Entsprechend muß politische Autorität auf einer religiösen Basis fußen, d. h. der Kern ihrer Legitimität muß sich auf das *Tauhid*-Prinzip beziehen.«

Sehr anders erklärt Leonardo Boff⁴⁹ das christliche Gesellschaftsprinzip: »Im Kapitalismus vollzieht sich - in profanierter Form - die Herrschaft von Einem aus: Man versucht, ein einziges Totalkapital zu schaffen, einen einzigen Markt, eine einzige Konsumentenwelt, eine einzige rechtmäßige Weltanschauung, eine einzige Form der Beziehung zur Natur, eine einzige Weise, dem Absoluten zu begegnen. Die Unterschiede werden als pathologische Abweichungen von der einzigen Norm angesehen; entweder werden sie ausradiert oder nur eben noch toleriert ... Vor allem die Christen, die sich im Sinn der großen armen Mehrheit für strukturelle Änderungen der Gesellschaft einsetzen, finden in der Dreieinigkeit ihre ewige Utopie. Jeder der drei Unterschiedenen bejaht die Unterschiede der anderen; dieses Ja zum anderen und die völlige Hingabe an ihn macht jeden zum Unterschiedenen in Gemeinschaft. In der Dreifaltigkeit gibt es nicht die Herrschaft eines Pols, sondern die Konvergenz der Drei in Schenkung und Annahme. Sie sind unterschieden, doch keiner ist größer oder kleiner, früher oder später als der andere. Deshalb darf eine Gesellschaft, die sich von der dreieinigen Gemeinschaft inspirieren läßt, nicht die

⁴⁷ (Köln, Weimar, Wien 2001)

⁴⁸ Der wahre Imam (München 1996), 28

⁴⁹ Der dreieinige Gott (Düsseldorf 1987), 174 f

Klassen dulden, nicht die Herrschaft von seiten einer Macht (sei sie wirtschaftlich, geschlechtlich oder ideologisch bestimmt), welche die übrigen Unterschiedenen unterjocht und verrandet.«

In die innermuslimische Streitfrage der Verbindlichkeit des ganzen Korans für alle Menschen und Zeiten brauchen wir von außen nicht einzutreten. Es genügt, daß hier überhaupt ein Spielraum besteht. Islamische Theologen wissen, daß Gott manche Koranverse in eine bestimmte Situation hineingesprochen, später wieder zurückgenommen und dennoch im heiligen Text belassen hat. Auch einem Moslem ist es deshalb erlaubt, seinen Glauben zu den Gewißheiten seiner aufgeklärten Zeit in belebender Spannung zu spüren, wie es seit Jahrhunderten das Schicksal der Christenheit ist. In diesem Punkt werden Muslime hoffentlich von Christen lernen.

Umgekehrt kann der Islam die Christenheit zu mehr Mühe um die Geltung des Glaubens in der Öffentlichkeit anspornen. Nicht als totalitärer Zwang soll die Religion auftreten aber als selbstbewußtes Sinnangebot für alle. Sooft Muslime während einer Besprechung um eine Pause für ihre Gebetszeit bitten, und jährlich während des Ramadan-Fastens, erlebt die Öffentlichkeit Menschen, die sich ungescheut zu Gottes Anspruch bekennen. Das tun wir Christen zu wenig.⁵⁰ Was spricht gegen ein stilles Tischgebet in der Kantine? Warum hat die katholische Kirche sogar das Gebot des Fleischverzichts am Freitag abgeschafft? Mancher durchaus liberale Gläubige wünscht es sich zurück. Vielleicht bringt die Beschämung durch westliche Muslime der verwestlichten Kirche wenigstens Teile ihrer früheren öffentlichen Strahlkraft zurück. Islamisches Lernziel ist, daß Religion und Öffentlichkeit nicht dasselbe sein dürfen – sie auch nicht voneinander zu scheiden, darin seien die Muslime den Christen Vorbild. Mögen KIRCHE und FATIMA einander anspornen, daß in beiden Gestalten SIE IHM treuer sei.

⁵⁰ »Oft verlassen Muslime den Dialog mit mehr Fragen als Antworten. Erstens verstehen sie nicht die Fähigkeit liberaler Christen, zur Kirche zu gehören und doch bedeutende Teile des Glaubens zu leugnen. Zum Beispiel ist es für Muslime immer ein Schock, wenn sie entdecken: Zwar glaubt jeder ‚praktizierende‘ Moslem an Jesu jungfräuliche Geburt, die Hälfte der Christen aber nicht ... Zweitens rätseln sie darüber, wie wenig das Christentum anscheinend fordert. Bei vielen liberalen Protestanten beschränkt ihr Glaube sich buchstäblich auf Sonntags eine Stunde. Fragen sie nach täglichen Übungen oder Fasten, dann geben viele Christen zu, daß diese Praktiken verschwunden sind ... Ein Dialog von Muslimen mit Evangelikalen und traditionellen Katholiken ist dringend nötig ... Auf ihn kommt es an, denn Muslime müssen Formen des Christentums finden, die klar anspruchsvoll sind, aber zugleich fürs Zusammenleben engagiert. Ziel eines solchen Dialogs ist nicht wechselseitiges Feiern oder Liebe, sondern Respekt und Toleranz« (Ian Markham, in THE TABLET 6 August 2005, 8-9). Führt die Achtung zur Liebe, um so besser!

IV. RELIGIÖS ODER ATHEISTISCH?

1) DIE ANDERE EHEKRISSE

FATIMA ist noch nicht IHR letzter Name, das Drama setzt sich fort. Im nächsten Akt heißt die Menschheit ELIZA, stellt sich in der hinreißenden Fair Lady dar, die ihrem »Schöpfer« zornig die Pantoffeln ins Gesicht wirft, weil er nach ihrem großen Erfolg bloß sich rühmt: *Ich* hab's geschafft. Daß sie selbst es geschafft hat, gewiß dank seiner Mühe, aber doch wahrhaft sie selbst, davon will er nichts wissen. Dabei ist die Wahrheit so einfach: Man kann eine Lady nicht werden, wenn man es nicht immer schon ist!

Unbeachtet steht sie da. Zu Ende ist das Experiment, durch Sprachverbesserung aus einem Gossennichts eine vollendete Dame zu schaffen. Im selben Moment, da sie es vor aller Welt endlich ist, soll sie vor ihm wieder nichts sein und zurück zu ihrem Blumenstand? Ein so mißgünstiger Schöpfer verdient nur Zorn und Hohn, wütend verläßt die Dame Menschheit ihren unsensiblen Herrn.

Gott ist nicht mißgünstig. Juden preisen seine ewig währende Güte, Christen beten ihn an als die Liebe in Person, Muslime rühmen den All-Erbarmen. Seine angeblich von ihm bevollmächtigten Funktionäre jedoch, die tonangebenden Kleriker aller Religionen, haben es in Jahrhunderten geschafft, daß den von ihnen im Mund geführten »Gott« Milliarden auf der ganzen Welt nur mehr als Vogelscheuche empfinden, als Popanz, den man am besten auslacht und nicht weiter beachtet.

ELIZA ist die dramatische Wahrheit eines großen Teils der heutigen Menschheit. Der neue Papst weiß das. Vor 33 Jahren gebrauchte er, als Konzilskommentator vom Atheismus sprechend, sogar das hohe biblische Wort »Zeugnis«: »Auch der Atheist hat ein Zeugnis zu verwalten, das den Christen angeht, ihn zum Hören und Nachdenken zwingt.« (NV 122). Und in der Predigt bei der Amtsübernahme sprach Benedikt XVI. von dem Sinn-Vakuum, an dem die verlorenen Lämmer leiden. Beim erregten Spaziergang am Abend der Papstwahl war mir in den verregneten Pegnitz-Auen ein solches verirrtes Lamm fast vor die Füße gelaufen; jammervoll blökend suchte es nach der Herde, von der ringsum nichts zu sehen noch zu hören war. Werden die Unzähligen, in deren Seele ELIZA ihren Zorn auf IHN durchlebt, weil (in seinen Stellvertretern) er sie so schändlich mißachtet, wird SIE in Finsternis und Kälte irgendwann merken, daß es für IHN keinen Ersatz gibt, daß zur ganzen ELIZA auch die freie Hingabe an IHN gehört, den ihr Herz liebt?

Solche Heimkehr wäre keine Abkehr vom verkosteten Selbststolz der echten Lady, aber dessen Einbau ins vollere Gefüge der Liebes-Spannung Eins-Du-Ich. Zu ihm beitragen können auch Elizas Gespräche mit Zion, Kirche und Fatima. Wenn die ihr das Recht ihres Zornes bestätigen,

sie dann aber beschwören, daß zur Wahrheit des Dramas das Vernehmen auch der anderen drei Figuren nötig ist: dann könnte, wie zuletzt die Bühnengestalt Eliza, so auch das in ihr auftretende wirkliche Menschenkind (dessen Milliarden Namen Gott allein kennt) sein erstickendes Sinn-Vakuum überwinden.

»Es geht nicht anders: Vernunft und Religion müssen wieder zueinander kommen, ohne sich ineinander aufzulösen« (GWT 117). Im Dauergespräch der vier gegensätzlichen Gestalten von Gottes einer Freundin konkretisiert sich jene »Komplementarität aller aufeinander hin«, die dem neuen Papst so am Herzen liegt. »Um zum Ganzen zu kommen, bedürfen alle aller.« Anders als in beständigem Hin und Her zwischen den Stereo-Polen Humanismus und Religion läßt sich ins Sinn-Vakuum des zeitgenössischen Bewußtseins keine Frischluft pumpen. Ratzinger weiß, »daß unrecht hat, wer in den Religionen der Erde nur tadelnswerten Götzendienst sieht, daß aber auch unrecht hat, wer die Religionen nur positiv werten möchte und plötzlich die Religionskritik vergißt, die uns bis vor kurzem nicht nur von Feuerbach und Marx, sondern von so großen Theologen wie Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer in die Seele gebrannt war« (GWT 54).

Deshalb lade ich des Lesers beide Seelen KIRCHE und ELIZA zum folgenden Dialog ein; sollten ZION und FATIMA sich beteiligen wollen, sind sie willkommen.

2) VIELERLEI FRAGEN

a) Gift oder Arznei?

Vom Judentum waren wir zu seiner christlichen Tochterreligion gegangen und von dort weiter zum Islam, der dritten Weltreligion, die sich auf Abraham zurückführt. Die Denkart, der wir uns jetzt zuwenden, steht im äußersten Gegensatz zum Glauben eines Moslem. Der wirft sich täglich mehrmals vor Gott auf die Knie und berührt mit der Stirn den Boden; denn »Gott hat Macht über alle Dinge. Er straft, wen er will, und erbarmt sich, wessen er will« (Sure 29,20). Der überzeugte Atheist hingegen hält Gottesfurcht für eine seelische Krankheit. Weil eine religiöse Erziehung Kinder in solches Unglück zwingt, spart der Begründer der antiautoritären Erziehung nicht mit schärfsten Worten. 1960 schrieb A.S. Neil in seinem Buch »Summerhill«:

»Für ein Kind bedeutet Religion praktisch immer nur Furcht. Gott ist ein mächtiger Mann mit Löchern in den Augenlidern: Er kann dich sehen, wo du auch bist. Für das Kind heißt das oft: Er kann auch sehen, was unter der Bettdecke geschieht. In das Leben des Kindes Angst zu bringen ist das schlimmste Verbrechen überhaupt. Es wird für immer nein zum Leben sagen, wird sich immer minderwertig fühlen, immer feige sein. Wem in seiner Kindheit mit dem Leben in der Hölle gedroht wurde, der kann in diesem Leben unmöglich frei von neurotischer Angst um seine Sicherheit sein. Und das ist selbst dann so, wenn ein solcher Mensch verstandesmäßig erfaßt hat,

daß Himmel und Hölle infantile Phantasiegebilde sind, denen nichts als menschliche Hoffnungen und Ängste zugrunde liegen.«⁵¹

Die Botschaft kam an, vom deutschen Taschenbuch wurden im ersten Vierteljahr fast zweihunderttausend Exemplare verkauft. Heute ist unsere Gesellschaft in der Religionsfrage tief gespalten. Die einen leben ihren Glauben, beten von Herzen und finden in heiligen Schriften Weisung und Trost, die anderen werden in ihrer Verachtung aller Religion durch manipulatorische Machenschaften der angeblich Frommen bestärkt, von katholischen Kondom-Verboten trotz Aids bis hin zu den Koranschulen, die Kinder zu Dschihad-Kämpfern ausbilden, und US-Fernsehpredigten, die (ohne das Wort) zu heiligen Kriegen in umgekehrter Richtung aufrufen. Eine treffende Kurzformel stammt von einem Londoner Rabbi. »Sie müssen nur eine Zeitung durchblättern und stellen fest: Mag Religion auch die Antwort auf die Weltprobleme sein, ist sie doch ebensosehr einer ihrer Gründe.«⁵²

Wie weit kommt menschlicher Verstand bei der Aufgabe, beide Weisen von Religion zu unterscheiden? Die eine gehört mit zu den Problemen, die andere trägt zu deren Lösung bei. Da definitionsgemäß beide Arten von Religion die Menschen auf Gott hinweisen, müßten diese mithin um ihrer seelischen Gesundheit willen beides werden: gottlos im einen Sinn des Wortes »Gott«, auf Gott bezogen im anderen Sinn. Solches Werden ist offenkundig ein langer, schwieriger Prozeß; beide Sinne des Wortes »Gott« sind, in der Menschheitsgeschichte ebenso wie in der Lebensgeschichte der Einzelnen, von Anfang an miteinander verfilzt. Kann geduldige Arbeit sie entwirren? In der Medizin entscheidet zwischen Gift und Arznei die Dosis; Religion fragt nach dem Unendlichen, da kann ein Mehr oder Weniger keine Lösung sein.

b) Die zwei Grundformen der religiösen Frage

Eine vernünftige Antwort muß aus der Einsicht erwachsen: Weil die Frohe Botschaft des Christentums im JA des Ganzen zu *jeder* seiner Verheißungen besteht, deshalb fehlt der Christenheit so lange Wichtiges, wie sie sich nicht selbstkritisch auf die Wahrheiten der Religionskritik einläßt. Auch in den gottlosen Propheten lodert verheißungsvolles Geistfeuer. Einer der für das christliche Selbstverständnis notwendigen interreligiösen Dialoge ist deshalb das Gespräch mit dem »*religiösen Atheismus*« - so nennt Ludwig Feuerbach seine revolutionäre Lehre.⁵³

Als Ansatzpunkt wähle ich einen bemerkenswerten Sachverhalt, der meines Wissens in der bisherigen Diskussion noch nicht thematisch geworden ist. Die religiöse Frage tritt, entsprechend

⁵¹ A.S. Neill, *theorie und praxis der antiautoritären erziehung* (Reinbek 1969), 230 f.

⁵² Lionel Blue, *THE TABLET* 12 March 2005, 11

⁵³ »Während die Könige sich zu Betbrüdern, zu Pietisten erniedrigen, erheben sich die Handwerker zu Atheisten, und zwar Atheisten nicht im Sinne des alten, nichtssagenden, leeren, skeptischen, sondern des modernen, positiven, tatkräftigen, religiösen Atheismus.« (Brief v. Herbst 1844, *Sämtl. Werke*, Band 13, Stuttgart 1964, S. 139)

den beiden von Kant untersuchten reinen Anschauungsformen Raum und Zeit, in zwei Grundformen auf: »quasi-räumlich« als Frage nach Gott (da oben oder da innen) und »quasi-zeitlich« als Frage nach dem Ewigen Leben (danach). Beide Fragen gelten üblicherweise als eine einzige. Das ist leicht zu verstehen: Wer anders als Gott hätte die Macht, uns Sterbliche und bald Tote zu retten? Und wie anders als durch seinen Sieg über unseren grausamsten Feind, den Tod, erwiese Gott sich wahrhaft als unser Gott? Somit ist es begreiflich, daß die Kluft zwischen Religiösen und Atheisten in den allermeisten Fällen beide Fragen betrifft. Religiöse sagen zu Gott und zum Ewigen Leben ja, Atheisten leugnen beides.

Es gibt jedoch erstaunliche Ausnahmen. Sie bieten einen Ansatz, ins Begriffsgewirr um Gott und Ewiges Leben Klarheit zu bringen. Sehen wir uns die beiden Ausnahmen näher an.

c) Religion ohne Ewigkeitshoffnung

Zur Zeit Jesu gab es, wie heute, zwei große Gruppen. Bei Markus (12,18) lesen wir »von den Sadduzäern, die behaupten, es gebe keine Auferstehung.« Auch sie konnten sich auf die Bibel berufen. Im Psalm 88 klagt der Beter: »Ich bin zu den Toten hinweggerafft, wie Erschlagene, die im Grabe ruhen; an sie denkst du nicht mehr, denn sie sind deiner Hand entzogen.« Dann kommt aber doch die bange Frage: »Wirst du an den Toten Wunder tun, werden Schatten aufstehn, dich zu preisen? Erzählt man im Grab von deiner Huld, von deiner Treue im Totenreich? Werden deine Wunder in der Finsternis bekannt, deine Gerechtigkeit im Land des Vergessens?«

Das Buch Kohelet (auch Prediger genannt) stammt wahrscheinlich aus dem Jerusalem des dritten Jahrhunderts vor Christus. Dort begegnen wir einer tief pessimistischen Stimme: »Jeder Mensch unterliegt dem Geschick, und auch die Tiere unterliegen dem Geschick. Sie haben ein und dasselbe Geschick. Wie diese sterben, so sterben jene. Beide haben ein und denselben Atem. Einen Vorteil des Menschen gegenüber dem Tier gibt es da nicht. Beide sind Windhauch. Beide gehen an ein und denselben Ort. Beide sind aus Staub entstanden, beide kehren zum Staub zurück.« Auch hier mischt sich aber die Frage in die scheinbare Gewißheit: »Wer weiß, ob der Atem der einzelnen Menschen wirklich nach oben steigt, während der Atem der Tiere ins Erdreich hinabsinkt?« (3,19-21) Zuletzt scheint wieder alles klar: »Alles, was deine Hand, solange du Kraft hast, zu tun vorfindet, das tu! Denn es gibt weder Tun noch Rechnen noch Können noch Wissen in der Unterwelt, zu der du unterwegs bist«(9,10).

Tatsächlich war der jüdische Glaube an Gottes Treue viele Jahrhunderte lang ohne die Hoffnung auf persönliche Auferstehung ausgekommen. Wichtig war das Volk, sein Leben in Gottes Licht. Psalm 115 schließt:

»Tote können den Herrn nicht mehr loben,
keiner, der ins Schweigen hinabfuhr.

Wir aber preisen den Herrn
von nun an bis in Ewigkeit. Halleluja!«

Man versteht, daß die Sadduzäer nicht an die Auferstehung glaubten.

d) Ewigkeitshoffnung ohne Religion

Der Philosoph Ernst Bloch (1885-1977) hat von sich gesagt: »Ich bin Atheist um Gottes willen.« Sein Buch »Atheismus im Christentum« hat 1968 eine ganze Generation elektrisiert mit der These, »daß Christimpuls leben kann, auch wenn Gott tot ist« (231). Es lohnt sich, Blochs raunende Sätze notfalls auch mehrmals zu lesen. Christi Himmelfahrt deutet er als Revolution: »Ganz zuletzt freilich ließ sich auch durch so scharfe Himmelfahrt im Bewußtsein der Gläubigen der Nicht-Herr nicht wegnehmen, ja dies ganze pneumatisch-steigende Hochwesen, mit dem besonderen Pathos des *Oben im Raum*, wurde am Ende lediglich Vordergrund für ein ganz und gar nicht nobilitiertes, vielmehr ins Oben *einbrechendes* Wesen. Eben dadurch kam der Jesus-Satz: ‚Ich und der Vater sind eins‘ buchstäblich nach Hause, mit schlechthin *usurpierendem* Sinn, so auch durch Himmelfahrt. Der Menschensohn schlug genau hier nicht nur durch den Gottessohn-Mythos durch, sondern genau auch durch den Thronsitzen-Mythos ‚zur Rechten des Vaters‘: ein Tribun sitzt nun auf dem Thron, hebt ihn so auf.«

In alten Trambahnen gab es lange noch den Schaffnersitz, obwohl längst schon kein Schaffner mehr mitfuhr. Zuweilen saß dort ein Schulkind und markierte den großen Herrn, lachend, weil ja jeder weiß, es ist ein Spiel. Die Kameraden verneigten sich, voller Freude, daß einer der Ihren dort oben ist und dadurch offenbart, daß die Gewalt wenigstens dieser Obrigkeit vorbei ist. »Jesus ist der Herr«, dieses ehrwürdige Bekenntnis hat zuerst zu den Martyrien in der Arena geführt, später zu Scheiterhaufen und Millionen gequälter Gewissen. Sollte sein wahrer Sinn nicht eher im gelösten Kinderspiel aufscheinen als im blutigen Ernst der Großen?

Im folgenden Abschnitt zeigt Ernst Bloch dreierlei: daß die Frage nach dem Überleben des Todes wissenschaftlich unentscheidbar ist, daß es in der Neuzeit gute Gründe gab, sie zu verneinen, daß Liebende jedoch Grund zur Hoffnung haben. »Das gegebene Material reicht für beide Antworten nicht aus, um mehr als ein *Peut-être* fürs Überdauern wie aber auch fürs Nicht-Überdauern herauszuschlagen. Mit dem wissenschaftlichen Unterschied aber, wie ihn Kant in den »Träumen eines Geistersehers« angibt: daß bereits das kleinste festgestellte Zeichen postmortalen Art genügen würde, um die ganze Sphäre zu retten, während die pure Abwesenheit solcher Zeichen noch nicht ausreicht, um die ganze Sphäre dogmatisch zu verneinen. Ideologisch tritt überdies das durchaus nicht nur wissenschaftliche Interesse hinzu, das das Bürgertum seit der Renaissance (Pomponazzi, *De immortalitate animae*, 1516) sehr oft am leibseelischen Tod hatte; zum Zweck, dem Untertan die entnervende Höllenfurcht zu nehmen und vor allem dem heiligen Rom seine lösende Schlüsselgewalt. Von daher das längerwährende Befreiungsgefühl, die revolutionär gewor-

dene, keinesfalls auch niederdrückende Reproduktion des Koheleth-Satzes, der Mensch gehe dahin wie das Vieh; das politische Bonum von damals überdeckte den tiefen, nicht einmal tiefen Pessimismus dieses Satzes. Samt der Entwertung, die ja nicht nur, mit wieviel Recht, den oppressiv gebrauchten Jenseitsschreck wegnimmt, sondern auch jede versuchte Sinngebung über den Tod hinaus. Und nun auch, weit über die individuelle Vernichtung hinaus, das gesamte Menschheitswerk einsam, sinnlos, vergeblich macht - mit dem schließlichen Hintergrund kosmischer Entropie oder vorher des Atomtods auf Erden. Also kein Grund mehr zum Jubel über ein rein mechanistisches Plädoyer schlechthinigen Tods, wohl aber Grund für Stärkung alles Vermögens zu einem noch offen gebliebenen, undogmatischen *Non omnis confundar, non omnia confunduntur*. [Ich werde nicht, alles wird nicht zugrundegehen.] Und für ein gar nicht veraltetes Grundbefinden seiner selbst wie an geliebten Menschen, vorab der Frau aus Beatrices Gegend: dieses Wesen und was seine Aura hervorruft, kann nicht vergehen, leuchtet auch im Tod, der erst erwartet, oder schon geschehen ist« (340 f).

e) Vier Spiritualitäten

Jetzt heißt die Aufgabe so: Wie sind die Begriffe »Gott« und »Ewiges Leben« zu denken, damit alle vier Spiritualitäten, je für sich und miteinander, sinnvolles menschliches Leben erlauben? Der Normalfromme sagt zu Gott und Ewigem Leben ja, der Normalatheist zu beidem nein, Kohelet und die Sadduzäer verehrten Gott ohne Ewigkeitshoffnung, Ernst Bloch lehrt solche Hoffnung, aber ohne Gott. Lassen sich im geistlichen Raum (bei »Gott«) und in der geistlichen Zeit (bei »Ewigkeit«) jeweils zwei gegensätzliche Sinne unterscheiden, deren einer von der Vernunft bejaht und der andere verneint gehört? Sollte uns das gelingen, besäßen wir ein tragfähiges logisches Netz, das uns gestattet, Gottgläubigen wie Atheisten, Ewigkeitshoffenden wie -leugnern gleichermaßen recht und unrecht zu geben. Gewiß wäre so nicht gleich »alles klar«, doch würden Linien sichtbar, auf denen sich weiterdenken läßt.

Nachdem das Ineinander der räumlichen und der zeitlichen Frage-Richtung deutlich geworden ist, wenden wir uns einer nach der anderen im einzelnen zu.

3) STEREO-LOGIK BEI DER FRAGE »EXISTIERT GOTT ODER NICHT?«

Zunächst fragen wir, wie der einerseits so unversöhnbare Ja/Nein-Widerspruch bei der Frage »Existiert Gott?« andererseits doch auch als Komplementarität einander ergänzender Wahrheitspole gelebt werden kann.

a) Mittelbegriff und Unterscheidung

Es geht darum, die Struktur der Logik zu verstehen, nach der Stereo-Denken sich richtet. Wer sie erfaßt hat, kann selbständig weitere Sinnspannungen bearbeiten. Wie unterscheidet Stereo-

Logik sich von sonst üblichem Verständnis? Seit der Antike wird die Logik anhand dieses Beispiels gelehrt:

Alle Menschen sind sterblich (Obersatz).

Gaius ist ein Mensch (Untersatz).

Also ist Gaius sterblich (Folgerung).

Von derselben Form ist dieser Schluß:

Wer einen besonderen Sachverhalt unter eine allgemeine Regel bringt (subsumiert), denkt logisch.

Nun aber bringt die Ärztin ein Krankheitsbild, der Jurist einen Rechtsfall, der Ingenieur einen technischen Sachverhalt unter eine allgemeine Regel.

Also denken Ärzte, Juristen und Ingenieure logisch.

Überhaupt handeln so *alle* Menschen, die in irgendeinem Bereich verständig wirken. Jener Begriff, der im Ober- und Untersatz vorkommt aber nicht in der Folgerung, heißt Mittelbegriff. Soll die Frage, ob Gaius sterblich sei, mit Hilfe der Logik gelöst werden, heißt es, einen passenden Mittelbegriff zu finden. »Lebewesen« z.B. bringt nicht weiter; denn manche sind sterblich, Bakterien dagegen galten bis vor kurzem als unsterblich; sie teilen sich zwar, doch leben beide Teile weiter.⁵⁴ »Mensch« aber ist eine richtige Lösung. Sobald man sich klar macht, daß jeder Mensch sterblich und Gaius ein Mensch ist, hat man die Sterblichkeit des Gaius logisch bewiesen.

Gültig ist der Schluß freilich nur, wenn der Mittelbegriff in Ober- und Untersatz exakt dieselbe Bedeutung hat. Wird er beide Male in verschiedenem Sinn gebraucht, kann es zum Trugschluß kommen. Beim gestrigen Spaziergang fragte mich ein Grüppchen lustiger Jugendlicher: »Haben Sie zufällig Feuer?« Das war die Kurzform des Schlusses: Wer Feuer hat, kann Zigaretten entzünden. Vielleicht hat dieser Mensch Feuer. Dann kann er uns rauchen helfen. Ein Ja als Antwort hätte die Fragenden in diesen Irrtum fast gezwungen. Deshalb legte ich die notwendige Unterscheidung sogleich offen und eine Hand aufs Herz: »Im Herzen ja, aber nicht in der Tasche.« - »Dann tragen Sie Ihr Feuer weiter!« war die grimmige Erwiderung.

Der Vorfall macht den logischen Mechanismus sichtbar. Die Frage hieß: Kann er uns zum Rauchen verhelfen? Sie zu lösen, mußte ein passender Mittelbegriff her. »Feuer« bot sich an. Problematisch wurde jedoch die Sinnweite dieses Begriffs. Was einem passionierten Nichtraucher bei »Feuer« in den Sinn kommt, könnte den Wunsch der Raucher nicht erfüllen. Dank der Unterscheidung zwischen Herzens- und physikalischem Feuer war das logische Problem eindeutig gelöst, ohne dunklen Rest. Solche Klärungen ereignen sich überall und jederzeit, sooft bei einer Streitfrage zuerst ein passender Mittelbegriff entdeckt und dieser dann durch eine genau angesetzte Unterscheidung in zwei verschiedene Begriffe zerlegt wird.

⁵⁴ Erst seit kurzem weiß man, daß auch Bakterien altern und zuletzt als tot angesehen werden können (FAZ v. 02.02.2005, N1)

b) Mittelalterliche Kunst der Unterscheidung

Vor achthundert Jahren erlebte diese Kunst eine Blüte. Bei Zahnweh würde der ärmste Zeitgenosse mit dem Stauferkaiser Friedrich II. nicht tauschen wollen. Die Geschichte kennt aber auch Rückschritt. Die Streitkultur war damals höher entwickelt als heute. Es galt das Ideal, man solle den Standpunkt des andern zunächst klarer ausdrücken als dieser selbst, und dann erst antworten. 1958 erzählte der Gregoriana-Professor Dezza folgende Legende:

Vor einer »disputatio quodlibetalis«, was eine ziemlich große Sache war (weil aus dem Publikum heraus unangekündigte Fragen an den Prüfling gestellt werden durften), gab der heilige Albertus Magnus einer Versuchung geistigen Übermuts nach und sprach zu sich selbst: Ich beherrsche den Stoff. Käme selbst ein Engel und stelle eine Frage, könnte ich ihm antworten. Am nächsten Morgen ging alles gut; auf einmal aber kam von einem Unbekannten eine Frage. St. Albert wußte, daß er die Antwort nicht wußte. Er kämpfte noch einige Zeit, gab aber endlich auf und versprach die Antwort für den nächsten Tag. Nachts konnte er nicht schlafen, wandelte hilflos im Klostergang auf und ab. Da erschien ihm plötzlich der Fragesteller vom Vormittag und sprach: Albert, Albert, ich bin ein Engel, gekommen, dich zu demütigen. Jetzt aber will ich dir helfen. Soll ich dir die Lösung sagen? Hier hast du sie. Und er sagte ihm den Mittelbegriff.

Den richtigen Mittelbegriff zu finden und mit der richtigen Unterscheidung zu zerlegen, war das Herz der scholastischen Methode. Sie hat großartige Denkgebäude hervorgebracht; nach der Methode des hl. Thomas von Aquin (1225-1274) wurde in katholischen Hochschulen noch vor fünfzig Jahren unterrichtet. Doch hat die Methode ihre Mängel. Empirie und Wissenschaft kommen zu kurz: Statt sich um die konkrete Erfahrung (den Untersatz) und die allgemeine Regel (den Obersatz) zu mühen, jonglierte man zuletzt nur mehr mit Begriffen, aus Scholastik war Scholastizismus geworden.

c) Am Begriff »Gott« scheitert diese Logik

Vor allem überschätzte man die Klarheit der Begriffe. »Mensch« ist im Fall des sterblichen Gaius eindeutig; bei »Feuer« liegt die Zweideutigkeit auf der Hand, erlaubt eine problemlose Klärung. Wird hingegen nach dem SINN des Ganzen gefragt, nach Gott und Ewigem Leben, nach Glaube, Hoffnung und Liebe, nach Christus oder Nirwana, dann ist es mit jener Klarheit vorbei. Gott fällt nicht unter menschliche Begriffe. Deshalb ergeben »Gott« und seine Namen (LEBEN, LIEBE; ...), in ein Schlußverfahren eingesetzt, kein eindeutiges Resultat. Mit klassischer Logik gelangt man immer zu einem in sich widersprüchlichen Doppelergebnis: Etwas sei einerseits so, andererseits nicht so.

Damit würde alles Denken über letzte Fragen zerstört, wäre nicht mit der ganzen Welt auch unsere Vernunft von der unendlichen Güte geschaffen und aus Nichtigkeit erlöst. Wo der monoarbeitende Verstand bloß einander vernichtende Widersprüche und somit sein Scheitern einsieht,

muß ein vernünftiges Herz dennoch nicht verzweifeln, kann vielmehr die Widersprüche der niederen Verstandesordnung »digital« zu Stereo-Polen auseinanderlegen, die sich gegenseitig nicht aufheben sondern zu geistigem Vollsinn ergänzen – ähnlich, wie (im sinnlichen Gleichnis) unser hörendes Bewußtsein die gegensätzlichen Tonsignale zu in sich gespanntem Raumklang verbindet. Der ergibt sich erst im Bewußtsein. Verschwänden die Widersprüche schon durch Kurzschluß auf der elektrischen oder akustischen Stufe, dann klänge die wertvollste Stereo-Anlage ebenso mono wie das Küchenradio. Sogar was biologisch im Gehirn abläuft, muß noch doppelt sein, *ein* Signal wäre bloß als Mono-Lärm deutbar. Allein unser Selbst, d.h. Gottes eigener Hauch im lebendigen Wesen (Gen 2,7), vollbringt das Dauerwunder, gegensätzliche Signale nicht als sinnlosen Lärm sondern als *einen* spannungsreich gegliederten Sinnraum zu vernehmen.

Im Geistigen sind die Widersprüche auf der niederen Ebene gleichfalls unvermeidbar.ⁱ Nicht nur verstandessüchtige Rechthaber bestehen auf ihrer eindeutigen Wahrheit und erklären sämtliche Gegenpositionen für falsch, auch hochdifferenziert denkende und friedlich gesinnte Menschen treten, zu Wächtern der Rechtgläubigkeit bestellt, erstaunlich mono auf, reden von Irrtümern und Defiziten, wenn sie Verstöße gegen die eigene Orthodoxie anprangern. Zu einem solchen bemerkte 1942 anrührend christlich – obwohl noch ungetauft – Simone Weil (1909-1943):^j »Sie haben mir auch sehr weh getan, als Sie eines Tages das Wort 'falsch' gebrauchten, als Sie 'nicht-orthodox' sagen wollten ... Sie haben es sogleich zurückgenommen. Meiner Ansicht nach gibt es da eine Begriffsverwirrung, die mit vollkommener geistiger Redlichkeit unvereinbar ist. Es ist unmöglich, daß dies Christus gefällt, der die Wahrheit ist.«⁵⁵

d) Vom Widerspruch zur Stereo-Spannung

Wie findet die Vernunft aus den Widersprüchen des Verstandes hinaus? Indem auch sie bei einer umstrittenen Frage zunächst einen Mittelbegriff und für diesen dann eine passende Unterscheidung sucht. Auch eine gelungene kann jedoch, weil Gott unter keinen Begriff fällt, die Frage nie so glatt lösen wie die Unterscheidung zwischen physikalischem und Herzens-Feuer die Frage jener Raucher. Bei theologischen Fragen über Systemgrenzen hinweg besteht die erreichbare Klarheit nicht in einer deutlichen Grenze zwischen Wahrheit hier und Falschheit dort, sondern die geglückte Unterscheidung macht *ahnbar*, warum im einen Sinn des fraglichen Begriffs die eine, im andern Sinn die andere Partei recht haben könnte. Ahnbar, nicht einsehbar, wohl aber dank hinkender Vergleiche in etwa vorstellbar, wofern man vom Hinken kühn absieht. Solche Kühnheit erlaubt der Glaube, fordert sie aber auch, denn jeder Vergleich muß hier hinken. Das in der Sinnfrage Angezielte steht uns ja nicht objektiv gegenüber, so daß wir seine Hinsichten ähnlich sauber unterscheiden könnten, wie ein Apfel sich spalten läßt. Vielmehr kann, wenn es um mich und das Ganze geht, bei einer existentiellen Frage also, auch die tüchtigste Unterscheidung

⁵⁵ Attente de Dieu (Fayard 1966), 78

den Mittelbegriff nur so in verschiedene Hinsichten zerlegen, daß ich dennoch auf beiden Seiten vorkomme und insofern das Unterschiedene trotzdem auch dasselbe ist. Dies ist die Definition einer Paradoxie. Theologisches Denken und Sprechen ist entweder existentiell (hier *oder* dort) oder paradox (hier *und* dort verbindend). »Ewig« und »zeitlich« sind Gegensätze, aber auch dasselbe, weil wir uns eine unzeitliche Ewigkeit nicht vorstellen können und eine Ewigkeit ohne uns, die Zeithaften, für uns sinnlos wäre. Der Mensch ist nicht Gott, Mensch und Gott sind Gegensätze, dennoch ist Gott, weil die Fülle des Seins, der Seinsgrund eines jeden Menschen, also sind Gott und Mensch auch dasselbe, dafür steht das Christus-Symbol.

Wie geht man mit Paradoxien um? Entweder man achtet sie als Ausdruck des Großen Geheimnisses und verzichtet auf den närrischen Anspruch, das Geheimnis zu begreifen. Möchte ein Schwimmer den Ozean *begreifen*? Vernünftiger nimmt er ihn wahr, indem er sich in ihm tummelt. So nehme ich das Geheimnis wahr, indem ich gläubig die Seite lebe, die ES mir zuwendet (z.B. als Katholik Eucharistie feiere) oder bei einer ökumenischen Begegnung von eh' unbegreiflichen Gegensätzen absehe und mit anders Gläubigen zusammen den Gott des Friedens preise.

Man kann eine Paradoxie aber auch, statt sie als Ort des Geheimnisses anzusehen, dadurch aufzulösen suchen, daß man das Unbegreifliche durch Gebrauch einer verstehbaren Unterscheidung an eine andere Stelle verschiebt. Dadurch liefert ES sich dem Verstand nicht aus, doch strahlt die bisher dunkle Stelle so in einem neuen Licht, daß gläubiges Denken daran seine Freude und gläubiges Sprechen dankbare Zuhörer findet.

e) Das Dogma macht die Paradoxie lebbar

Wie wird die Unbegreiflichkeit verschoben? Lesen wir den hier zuständigen Niklas Luhmann: »Die paradoxe Formulierung hat eigentlich wenig Sinn, wenn man nicht zugleich eine Überführungsformel hat, also eine Auflösungsformel des Paradoxes ... Wenn etwas zugleich unterschieden und nicht unterschieden, also dasselbe sein soll, steht man vor einer Paradoxie. Ich möchte noch einmal von der Frage ausgehen, wie man mit Paradoxien umgehen kann, wenn man sie bemerkt. Es gibt viele Paradoxien, die man nicht bemerkt. Zum Beispiel war ich vor einigen Monaten in einem kleinen Appartementhotel in Brisbane direkt am Brisbane River, in dem ein Telefon an der Wand hing, auf dem, wenn man es abnahm, ein kleiner Zettel mit dem Text ‚If defect, call ...‘, dann die Nummer, befestigt war. Das heißt: ‚Wenn du nicht handeln kannst dann handle.‘ Was macht man mit einer solchen Paradoxie? Man löst sie durch die Unterscheidung von defekten und nichtdefekten Telefonen auf, schreibt sich die Nummer ab, geht zu einem anderen Telefon und ruft die angegebene Nummer an. Man geht mit Paradoxien um, indem man

eine für sie passende Unterscheidung sucht, Identitäten fixiert - dies Telefon, andere Telefone - und auf diese Weise zumindest handlungsfähig bleibt.«⁵⁶

Nach diesem Rezept hat die Kirche sich immer wieder verhalten. Jene griechischen Wörter, aus denen das dogmatisch so wichtige Begriffspaar Natur/Person wurde, bedeuteten ursprünglich dasselbe: die konkrete Substanz. Erst als Streitigkeiten um das Christusverständnis die Kirche zu zerreißen drohten, weil jede Partei an einem anderen Zipfel des Unbegreiflichen zerrte, erst damals wurde es notwendig, die rettende Unterscheidung von Wer (Person) und Was (Natur) auf Gott und Christus anzuwenden und die Paradoxie solcherart aufzulösen – obwohl man natürlich wußte, daß beim Menschen, und erst recht beim absolut einfachen Gott, Wer und Was in Wirklichkeit auch dasselbe sind. Ahnbar, sogar vorstellbar ist es jedoch, daß in Christus ein Person-Punkt die Mitte zweier Natur-Kreise sein könnte und in Gott drei Person-Punkte sich innerhalb desselben Natur-Kreises aufeinander beziehen. Damit war das organisatorische Sprachproblem gelöst: Die von der Einheit Begeisterten wurden bei Gott an das Was, bei Christus an das Wer gewiesen, die von der Unterschiedenheit Überzeugten umgekehrt bei Gott an die drei Wer, bei Christus an den Gegensatz des ewigen und des geschöpflichen Was. Der Friede war hergestellt und hat anderthalb Jahrtausende gehalten.

Inzwischen sind neue Abgründe aufgebrochen, sie sollten sich ähnlich überbrücken lassen. Jetzt aber nicht wie damals von den großen Konzilien durch politischen Machtspruch, der eine flüssige, taktisch kluge Stereo-Unterscheidung *zweier* zulässiger Denkweisen zum Begriffsgehäuse *einer* allgemein verbindlichen Mono-Ideologie verhärtet hat. So wurden aus der das welterschöpfende Geheimnis *als* unbegreiflich aussagenden Beziehung der Begriffe Natur und Person sozusagen zwei weltlich allerhöchste Sachstrukturen: die drei Personen desselben göttlichen Wesens und die zur menschlichen hinzugefügte göttliche Natur Christi. Gegen beides richtet sich bis heute der muslimische, neuerdings auch christlicher Protest.

Was jetzt ansteht, ist auf breiter kirchlicher Front die Rückverwandlung der offiziellen Mono-Ideologie in den vernünftigen Rat, im Interesse des Friedens und wachsender Weisheit doch endlich wieder stereo zu denken, jede zum Streit aufreizende Paradoxie durch kluge Unterscheidungen organisatorisch kontrollierbar und geistlich fruchtbar zu machen.

4) UMGANG MIT DER SPANNUNG RELIGION/ATHEISMUS

Die Spannung zwischen Religiösen und Atheisten entlädt sich in gefährlichen Funken. Selbstmörderische Islamisten hassen den gottlosen Westen; in manchen ostdeutschen Gegenden sind vier Fünftel der Bevölkerung von den Sinn-Erregenschaften ihrer christlichen Vorfahren abgeschnitten, der nachdrängende »ersatz« (in Europa ein verbreitetes Fremdwort) ist zum Teil

⁵⁶ Einführung in die Systemtheorie (Bielefelder Vorlesung 1991/92), Heidelberg 2002, 88.91f.

minderwertig wie Muckefuck statt Kaffee, zum Teil fatal wie Methylalkohol statt Lebenswein. Können beide Parteien trotz der scheinbar so messerscharfen Grenze in ein versöhnliches Gespräch kommen – nicht von ihrem Gegensatz absehend, sondern *durch* dessen tieferes Bedenken? Kann die Kluft zwischen gottlos und fromm sich zur belebenden Stereo-Spannung wandeln, die beide Seiten an ihrer langgewohnten Einseitigkeit mehr und mehr zweifeln und gerade so zu vernünftigerem Glauben finden läßt?

a) Zwei deutliche Texte

Vergleichen wir zwei Texte und achten darauf, wie ein Kirchenvater und ein Epoche machender Atheist von je ihrer Seite aus *dieselbe* Spannung darstellen. Augustinus betet: »Wie soll ich anrufen Ihn, meinen Gott und Herrn? Denn in mich rufe ich Ihn, wenn ich Ihn anrufe ... So ist also, Herr mein Gott, etwas in mir, das dich zu fassen vermag? Fassen Dich denn Himmel und Erde, die Du gemacht hast und in deren Bereich Du mich geschaffen? Oder faßt Dich deshalb alles, weil ohne Dich nicht wäre, was ist? Da nun auch ich bin, was bitte ich Dich denn, in mich zu kommen, der ich nicht wäre, wenn Du nicht wärst in mir? ... Denn nicht wär ich, mein Gott, gar nicht wär ich, wenn Du nicht wärest in mir. Oder vielmehr wär ich nicht, wenn ich nicht wär in Dir, 'aus dem alles, durch den alles, in dem alles'? Auch so ists, Herr, auch so. Wohin soll ich Dich rufen, da ich in Dir doch bin? Oder von wo kämest Du in mich?«⁵⁷

Ludwig Feuerbach grübelt: »Der Mensch will, und doch hat er Willen ohne seinen Willen - wie oft beneidet er die willenlosen Wesen! Er ist bewußt, und doch ist er ohne Bewußtsein zum Bewußtsein gekommen - wie oft bringt er sich selbst um sein Bewußtsein, und wie gerne sinkt er am Schlusse des Tagwerks in die Bewußtlosigkeit zurück! Er lebt, und doch hat er weder den Anfang noch das Ende des Lebens in seiner Gewalt; ... er bekommt mit jeder Freude einen Lohn, den er nicht verdient, aber auch mit jedem Leiden eine Strafe, die er nicht verschuldet hat; er empfindet das Leben in glücklichen Momenten als ein Geschenk, das er sich nicht erbeten, aber in unglücklichen als eine Last, die ihm wider seinen Willen aufgebürdet worden ist; er fühlt die Qual der Bedürfnisse, und doch befriedigt er sie, ohne zu wissen, ob er es aus eigenem oder fremdem Antrieb tut, ob er sich oder ein fremdes Wesen damit befriedigt. Der Mensch steht mit seinem Ich oder Bewußtsein an dem Rande eines unergründlichen Abgrunds, der aber nichts anderes ist als sein eignes bewußtloses Wesen, das ihm wie ein fremdes Wesen vorkommt. Das Gefühl, das den Menschen an diesem Abgrund ergreift, das in die Worte der Be- und Verwunderung ausbricht: Was bin ich? Woher? Wozu?, ist das religiöse Gefühl, das Gefühl, daß ich nichts bin ohne ein *Nicht-Ich*, welches zwar von mir unterschieden, aber doch mit mir innigst verbunden, ein *anderes* und doch mein eigenes Wesen ist.«⁵⁸

⁵⁷ Confessiones I 2

⁵⁸ Vorlesungen über das Wesen der Religion (Berlin 1981), 349 f (Zusatz 1851)

b) Die Wahrheit der Gottlosen gilt heute weithin

Wer beide Aufschwünge kurz nacheinander mitmacht, spürt die knisternde Spannung. Damit sie nicht ergebnislos wieder verschwindet, müssen wir an der Steckdose ein Gerät anschließen, das unserer Vernunft Wärme und Licht spendet. »Gott und ich« ist das Thema dieses Logik-Apparats. Der von Feuerbach gewählte Mittelbegriff heißt »Wesen«. Er schließt so:

Was die Religiösen für Gott, den fremden Anderen, halten, ist in Wahrheit mein eigenes Wesen.

Ein Wesen, das mein eigenes und mir dennoch fremd wäre, gibt es nicht.

Also gibt es Gott den fremden Anderen nicht.

Deshalb verdient die Religion keine Gnade. Die Projektion meines Wesens an einen illusionären Himmel ist zurückzunehmen, die Spiegelung aufzulösen, die Entfremdung zu beheben. Der Mensch hat vor seiner Tiefe nicht länger als vor einem fremden allmächtigen Du zu kuschen, sondern soll sich ihrer als seines eigenen geheimnisvollen Wesens herzlich erfreuen. Nur im Atheismus besteht die wahre Menschlichkeit.

Davon sind heute sogar im ehemals so christlichen Spanien immer mehr Zeitgenossen überzeugt, obwohl die wachsten wissen, wie problematisch auch ihre Einseitigkeit ist. Auf seiner letzten Weltreise begegnet der Meisterdetektiv Pepe Carvalho in Indien einem atheistischen Religionsgeographen (mit dem voltairischen Namen Paganel) im Dienst des Opus Dei, das ihn zwar (schlecht) bezahlt, die Ergebnisse seiner Arbeit aber nicht zur Veröffentlichung sondern zum Eigengebrauch vorsieht. Der sagt zu Carvalho: »Sie sind, ich auch, verdorben durch die liberale Kultur ohne Vorschriften. Aber wir, die mit dem Nichts kommunizieren, sind eine Minderheit. Der Mensch wird grausam und gierig geboren, weil er nur so überlebt. Die Religionen verwandeln die Defizite in Tugenden, und ich traue mich nicht zu behaupten, daß die luziden Atheisten glücklicher sind als die entfremdeten Religiösen ... Erinnern Sie sich, wie Lukrez die Religion bestimmt? Nein? Für Lukrez ist die Religion ein System von Drohungen und Versprechen, das den ängstlichen Grund der Menschennatur kultiviert und entwickelt, das den Menschen verdüstert und zur Revolte gegen die Religion anstachelt, wenn er tapfer ist, und diese Revolte kann triumphieren, wenn der Rebell mit wissenschaftlicher Erkenntnis und philosophischer Weisheit bewaffnet ist. Der Durchblick von Lukrez ist erstaunlich. Die große Neuigkeit dieser These ist: Wenn der Mensch aus der religiösen Fehlprogrammierung aussteigt, kann er allem, was als Religion auftritt, jegliche Funktion nehmen, und in dieser Situation bin ich. Übrigens glaube ich wie Marx, daß die Religion das Opium des Volkes ist.«⁵⁹ Diese verbreitete Haltung ergibt sich aus Feuerbachs atheistischer Logik von selbst.

⁵⁹ Manuel Vázquez Montalbán, Milenio Carvalho (Barcelona 2004), 372 f

c) Zwei religiöse Logiken

Wie funktioniert die Logik des heiligen Augustinus? Er schließt so:

DU, Gott, bist selbst auch mein unendliches Wesen.

Mein Wesen ist mir nichts Fremdes sondern innerlicher als ich mir selbst.

Also bist DU, Gott, mir nicht fremd sondern mein Leben, meine Liebe, mein Heil, mein Alles.

Dies ist eine reife christliche Logik, weit übersteigt sie das übliche religiöse Denken. Das argumentiert eher so:

Gott, Du bist mein allmächtiger Schöpfer.

Ein Geschöpf ist schlechthin abhängig.

Also bist Du, Gott, der unendliche Andere, von dem ich absolut abhängen, jenseitig letztes Glied der hart erlebten Reihe: Herr Polizist – Herr Lehrer – Herr Direktor – Herr Richter – Herr Präsident – HERR.

Recht angewandt, sind Logik und Vorbild der Atheisten für Fromme eine Hilfe, den Sprung aus solch entfremdender Religiosität in erlösenden Glauben zu schaffen. Notwendig sind sie dazu nicht. »Die vollkommene Liebe wirft die Angst hinaus« (1 Joh 4,18). Je heller Gott als die LIEBE in Person ein Herz erleuchtet, um so klarer wandelt sich, auch ohne gottlose Etappen, die Angst vor dem übermächtigen Großen Fremden zur vertrauensvollen Gewißheit, daß DU mein Bestes willst: nicht es mir wegzunehmen, sondern es mir zu schenken.

d) Christlich-emanzipatorisches Denken

Ein Atheist soll sich nicht aus Isolierung in entfremdende Abhängigkeit zurückflüchten. Vielmehr gehört seine Wahrheit »Einen fremden Gott über mir gibt es nicht« vom mündigen Christen zuerst grundsätzlich bejaht und dann vertieft durch die Frohe Botschaft: Aber DU, Gott, bist unser nicht nur wahres sondern wirkliches Wesen und kannst uns deshalb aus egoistischer Enge und Todverfallenheit retten. Grundsätzlich zustimmen sollen wir der gottlosen Leugnung eines Großen Fremden über uns. In welchem Sinn »grundsätzlich« - warum nicht voll und ganz? Weil wir real vorfindlichen Menschen leider so sind, daß wir einen strengen Richterblick brauchen: dann nämlich, wenn wir schwächere Menschengeschwister rücksichtslos niedertrampeln. Wie antiautoritäre Erziehung schnell ans Ende gelangt, sobald eine kleine Schwester vor dem Wüten des eifersüchtigen Bruders bewahrt werden muß, ebenso darf die christliche Rede von Gottes Zorn wider alle Lieblosigkeit nicht schweigen.^k Wer sich gegen seinen Nächsten zum unbetroffenen Fremden macht, den trifft aus der Tiefe von dessen Antlitz DEIN ewiger BLICK, der das eigensüchtige Ich niederzwingen, zur Heimkehr in den Wir-Raum einladen will. Dies allein ist der wahre Sinn jenes fatalen Dreiecks mit dem Riesenaugenauge, das die Katechetin (noch immer?) an die Tafel malt.

Wenn sie den entscheidenden Kontext Liebe zu wenig betont, wird die Botschaft falsch, erzeugt religiöse Entfremdung. »Gott sieht's, Gott hört's, Gott straft's«, gegen dieses Schreckbild eines blutsaugerischen Götzen erinnert der belgische Christ Adolphe Gesché an Gottes Rücksicht, als ER für Eva und Adam Kleider machte (Gen 3,21). »Gott selbst bekleidet sie, als wolle er ihnen das Recht geben, sich zu verstecken.« Das Kleid verbirgt mich, damit ich mich vor Seinem Blick nicht fürchte. Dieselbe diskrete Höflichkeit Gottes nimmt Gesché auch bei Jakobs Ringkampf wahr (Gen 32,25), »wo der eine dem andern verborgen bleibt im nächtlichen Dunkel, erst dann werden die Namen ausgetauscht und es kommt zur wechselseitigen Erkenntnis seiner selbst und des andern.« Erst dann geht die Sonne auf. »Wie weit weg sind wir von diesen ärgerlichen Dreiecken, die ein wimpern- und gesichtsloses Auge umgeben, das uns beibringt: ‚Gott sieht dich‘! ... Kann vielleicht auch Gott den Menschen nicht sehen, ohne zu sterben? Aber welcher rein spekulative Theologe traut sich, so etwas zu sagen?«⁶⁰

Wir dürfen es uns trauen. Ein Gott, der seine Kreatur allmächtig anstarrt, kann in ihrem Herzen nicht leben.¹ Wofern es nicht um ihre Bosheit gegen Mitgeschöpfe geht, hat sie sehr wohl das Recht, vor dem vernichtenden Götzenblick ins eigene Zimmer zu fliehen und die Tür zu verriegeln. Nur innerhalb der LIEBE ist Nacktheit vor fremdem Blick keine Schande. Solange Eliza zu solcher Liebe noch unterwegs ist, irrt sie nicht, wenn sie sich in ihr Zimmer sperrt und allein sein will. Der wahre Gott gesteht ihr dieses Recht zu. Er will sie nicht überrumpeln, wartet auf ihr freies, angstloses Ja.

Ratzingers Gegenwahrheit stimmt hingegen für Kirche, *sie* darf in der Brautnacht ihre Tür nicht versperren. »Gebet ist ... Mitte des menschlichen Selbstvollzugs: Anerkenntnis, und zwar Realvollzug von Anerkenntnis dessen, daß der Mensch nicht allein steht, sondern nur im Angeschautwerden und Geliebtwerden existiert und dieses Angeblicktwerden, die Unverdeckbarkeit, diese Nicht-Isolierbarkeit seiner Existenz aktiv annehmen muß, um nicht im Selbstwiderspruch, im Abgeschnittensein von seinen eigenen Wurzeln zu versanden. Dieses wesentliche Nicht-allein-sein-können des Menschen, diese wurzelhafte und totale Offenheit, Bloßgelegtheit seiner Existenz, die wird zugleich zum eigentlichen Grund, weshalb er unverschlossen, sozusagen mit unversperrten Türen leben muß und auf die anderen verwiesen ist« (DV 121 f).

Weil Gottlosigkeit ohne Hoffnung eine vielleicht ehrenwerte aber trübe Sache ist, deshalb legen manche hervorragenden Atheisten Wert auf Freundschaft mit Gläubigen. Bestenfalls spüren dann beide, daß sie dem anderen nicht nur Gutes sondern Entscheidendes verdanken. Zwar kann ich im Meer der Zeit auch blind auf Rettung hoffen, doch tue ich mich leichter, wenn ein Leuchtturm mir den Weg durch die Klippen weist. Und wohl kann ein Frommer auch ohne gottlosen Umweg in

⁶⁰ Adolphe Gesché, *Le Sens* (Paris, Cerf 2003), 177 f

reifes Vertrauen hineinwachsen, deutlicher wird ihm der Gegensatz zwischen religiöser Entfremdung und echtem Glauben aber dank der Einsicht, daß Augustins und Feuerbachs Logik in der Tat dieselbe ist, wenngleich mit existentiell konträrem Akzent.

Wievielen Christen ist denn bewußt, »daß die Welt in die Liebe des Vaters zum Sohn hineingeschaffen ist, welche der Heilige Geist ist« (Peter Knauer)? Hineingeschaffen, nicht erst draußen (wo?) geschaffen und dann gnadenhaft hineingenommen! Leider ist von dieser zweiten Vorstellung das normal-christliche Bewußtsein besetzt. Kein Wunder: selbst Peter Knauer, der gegen sie mehr als die meisten ankämpft, läßt sie im mündlichen Vortrag anklingen: »Wir sind in eine Liebe von Gott zu Gott *aufgenommen*.« Eben nicht! Aufgenommen werden kann nur, was schon besteht – außerhalb der innergöttlichen Liebe aber besteht gar nichts. Von Anfang an sind wir in IHR geschaffen und zur Vollendung in IHR bestimmt. Evolution, Sünde, Leid sind Wege und Umwege *im* »göttlichen Milieu«, nicht zu ihm. Deshalb hat Feuerbach recht mit dem, was er meint: Der Mensch soll sich *unentfremdet* an seinem Wesen freuen. Dieses Wesen ist – setzt der Christ hinzu – die unendliche, todüberwindende LIEBE selbst.

Nicht anders sieht es der neue Papst. In einem Abschnitt seiner Tübinger Vorlesung führt er aus, daß weder Kinderreichtum noch Ruhm unsere Sehnsucht nach Fortdauer erfüllt. Meine Kinder sind nicht ich; was im Gedächtnis der Menschen bleibt, »ist nicht das Selbst, sondern nur sein Echo, ein Schatten ... Wenn es so ist, dann könnte nur *einer* wahrhaft Halt geben: derjenige, der ‚ist‘, der nicht wird und vergeht, sondern mitten im Werden und im Vorübergang bleibt: der Gott der Lebendigen, der nicht nur den Schatten und das Echo meines Seins hält, dessen Gedanken nicht bloße Nachbilder des Wirklichen sind. Ich selbst bin sein Gedanke, der gleichsam ursprünglicher mich selber setzt, als ich in mir bin; sein Gedanke ist nicht der nachträgliche Schatten, sondern die Ursprungskraft meines Seins. In ihm kann ich nicht nur als Schatten stehen, sondern in ihm bin ich in Wahrheit näher bei mir, als wenn ich bloß bei mir zu sein versuche« (E 250 f).

Daß »*die Ursprungskraft meines Seins*« mir nichts Fremdes, Unterdrückerisches ist, leuchtet ein. Eine Seele, der diese Heilswahrheit durch pseudoreligiöse Erziehung beschädigt, gar zerstört worden ist, tut mithin gut daran, freimütig Eliza zu sein, fleißig Feuerbach und Camus zu lesen und jeden auszulachen, der ihr vor Gott Angst machen will. Erinnern wir uns der Einsicht von Shaftesbury: Gott ist entweder überhaupt nicht, oder vollkommen gut.^m

Gott sei »*eine Weise der Mitmenschlichkeit*«, diese Auskunft einer emanzipatorischen Theologie vor vierzig Jahren war deshalb keineswegs so lächerlich, wie viele sie gern machen. Wahrer als der Himmelsvampir und lähmende Chefblick ist dieses Verständnis, und bestimmt nicht weniger streng! Jesus hat es vorgelebt und seine Freunde von jenen Angstbildern befreit – die allerdings nicht durch den Kuschelgott heutiger Harmlosigkeit ersetzt, sondern durch den unsere Ewigkeit

radikal bestimmenden Anspruch auf herzwarmer Nächstenliebe. Wahre Mitmenschlichkeit hat das Maß ihres Seins nicht an unseren schwachen, immer wieder ermattenden Bemühungen, aus dem eingeübten Egoismus auszubrechen. Sie ist - weil Gott für uns - wirklich und erweist sich zuletzt als siegreich. Dagegen kann eigentlich auch der sympathische Pepe Carvalho nichts haben, so viel weiß inzwischen wohl auch der bekennende Atheist, sein 2003 verewigter Verfasser. Wird er in dem 2004 erschienenen Buch deshalb als Copyright-Inhaber genannt?

e) Die Gnade der Unterscheidung

Trotz der immer wieder einmal eingesehenen Unterscheidung zwischen der vernünftigen Überzeugung *von* beiden Gegensätzen einer Wahrheitsspannung (in Drama, Leib, Sonnenlicht) und dem entschlossenen Bekenntnis *zu* je einem davon (als Akt, Organ, Farbe) ist ein begrenzter Menschenverstand nie für dauernd vor Verwirrung geschützt. Eine Weile war ich wieder ratlos, als ich in derselben Nummer der Zeitschrift »Christ in der Gegenwart«⁶¹ zwei Sätze las, die ich für wahr erkannte und nicht zusammendenken konnte. Ein Bischof in der Ex-DDR weiß, wozu mitten in der dort üblichen Gottlosigkeit die Kirche taugen soll: nicht in erster Linie für soziale Belange oder Werte-Vermittlung. Auch solches sei richtig, aber: »Wir Gläubige und jene, die es noch werden sollen, brauchen die Kirche als geistliche Mutter, damit Seele und Geist, Verstand und Gemüt ausgerichtet bleiben auf den ewigen Gott und das Leben mit ihm in Zeit und Ewigkeit. Die Kirche soll Wegweiser auf Gott hin sein«.

Fünf Seiten weiter mahnt ein westdeutscher Philosoph: »Der Intellekt wendet sich dem Atheismus zu, der ein Ort der 'Läuterung' sein kann, ein reinigendes Feuer, in dem die unzureichenden Begriffe von Gott, die wir gebildet haben, geprüft werden ... Verloren ist der Mensch, welcher vor sich den ‚falschen Gott‘ sieht, von dem in katechetischer Monotonie berichtet wird, zu dem man aus Gewohnheit mit gleichförmigen, nichtssagenden Worten betet. Dieses Gottesbild, das dem ‚wahren Gott‘ gleichzukommen scheint, versperrt für immer den Zugang zu dem verborgenen Gott, der sich in mystischer Versenkung erfahren läßt.«

Kein Zweifel, Bischof wie Philosoph sagen beide Wichtiges. Was folgt daraus aber praktisch für Menschen, die von Gott wahr denken und sprechen wollen? Wenn *dieselben* Worte, je nachdem, Wegweiser auf Gott hin oder nichtssagende Sperren vor dem Zugang zu Gott sind - was sollen wir da tun? Der Unterschied zwischen geistlicher Mutterschaft und katechetischer Monotonie liegt ja nicht in dem, was gesagt wird, sondern in der Art und Weise, wie es zu wem gesagt wird. Selbst Jesus, das WORT Gottes in Person, wurde von seinen religiösen Autoritäten als Gotteslästerer mißverstanden und von späteren christlichen als Anstifter zu Morden im Namen Gottes. Gibt es demnach, statt deutlichem Stereo, auf Dauer bloß chaotischen Lärm?

⁶¹ 6. Februar 2005. Bischof Joachim Wanke von Erfurt (41), Thorsten Paprotny (46)

Ich glaube: nein. Priesterliche Frömmigkeit und prophetische Religionskritik treffen sich in dem einen Satz: »Gott ist größer.« Das ist auch der exakte Sinn des ehrfürchtigen moslemischen Rufes »Allahu akbar«. Diesen Glauben lebend, lernt ein Mensch langsam, sich automatisch richtig zu schalten, nimmt jeden frommen Satz als Wegweiser zum wahren Gott und jede gottlose Äußerung als Abtun selbstgemachter Götzen, seien die auch durch träge Gewohnheit im eigenen verschlammten Herzen fixiert. »Verehere!« und »Entrümple!«, beide Weisungen widersprechen sich nicht sondern scheiden zwischen Götzendienst und Glauben. Der Unterschied zwischen Chaos und Stereo liegt im lebendigen Glauben des Einzelnen. Sprechend und schreibend können wir nur durch behutsames Abwechseln von rechtem und linkem Kanal zum heilsamen Stereo-Effekt beitragen, auch durch das persönliche Zeugnis, trotz begrifflicher Zerrissenheiten ganz – nicht zu sein (geistliche Stereo-Fülle ist Ereignis, nicht Zustand) aber dank der Gnade immer wieder neu zu werden.

Wer das Wort »Wissen« so *definiert*, daß es nur intersubjektiv kontrollierbare Richtigkeiten bedeutet, hat natürlich mit der Behauptung recht, daß sich über Gott, den Sinn des Ganzen, nichts wissen läßt. Er sagt dabei aber lediglich $A=A$, d.h. nichts. »Ich weiß, wem ich glaube,« ruft Paulus aus, und Milliarden andere Menschen wissen es auch. Daß es nirgends in oder über dem All so etwas wie Götter gibt, ist zwar richtig, beweist aber nichts gegen einen christlichen Gottesglauben. Seit wann ist denn nur das wirklich, was es gegenständlich gibt? Im Konzertsaal geschieht mitunter ein Kratzen von Pferdehaaren über Katzendärme. Mehr gibt es objektiv nicht. Dennoch ist das Violinkonzert wirklich. In einer Ehe mag es so sein, daß beide bloß miteinander geschlechtlich verkehren. Mehr gibt es objektiv nicht. Trotzdem sind die Beiden ganz gewiß, daß ihre Treue wirklich ist. Wissenschaftlich gesehen gibt es nicht Treue, sondern nur eine de facto exklusive Geschlechtsgemeinschaft. Auch Gott gehört nicht zu dem was es gibt. Trotzdem betet der Glaube nicht ins Leere.⁶² Gibt es Gott? Es gibt Gott nicht; aber Gott ist wirklicher als alles, was es gibt.

Der Verstand ist bei Gläubigen nicht tüchtiger als bei anderen, kann im Seinsbegriff ebenso wenig wie sie den Gegensatz *begreifen* zwischen WIRKLICHKEIT (des wahren Gottes) und Realität (die den bloß projizierten Götzen abgeht). »Es gibt Gott nicht, aber Gott ist wirklicher als alles, was es gibt«, dieser Stereo-Satz kann wohl die Vernunft anleiten, klingt dem Verstand aber vorerst wie inhaltloses Gestammel. Als bloß dialektischen Trick sollte man ihn jedoch nicht abtun. Im Dienst einer klareren Erkenntnis wird hier vielmehr ein zunächst einheitlicher Begriff (daseiend = existierend = es gibt = wirklich) in zwei Pole zerlegt, deren einer (»es gibt«) auf die

⁶² »Fälle wahrer Widersprüche. Gott existiert, Gott existiert nicht. Wo ist das Problem? Ich bin völlig gewiß, daß es einen Gott gibt, insofern ich völlig gewiß bin, dass meine Liebe keine Täuschung ist. Ich bin völlig gewiß, daß es keinen Gott gibt, insofern ich völlig gewiß bin, daß nichts Wirkliches dem gleicht, was ich mir vorstellen kann, wenn ich diesen Namen ausspreche. Doch das, was ich mir nicht vorstellen kann, ist keine Täuschung« (Simone Weil, *Schwerkraft und Gnade* (München 1954), 210

empirisch erforschbaren Gegenstände beschränkt bleibt, während der andere (»wirklich«) jene unendlich intensivere Bedeutung erhält, die es erlaubt, mit seiner Hilfe (nur!) Gottes eigene Wirklichkeit auszusagen.

Was bei solchem Sprachgebrauch »wirklich« positiv heißt, fällt allerdings nicht mehr in den Bereich *natürlicher* Erkenntnis. Diese nimmt vielmehr, was sie positiv *begreift*, stets von den endlichen Dingen her, wenngleich sie, in einem äußersten Aufschwung, sogar Gott selbst noch damit *meint*. So, wie unser Verstand den Sinn der Gottesnamen (dazu gehört auch: der Wirkliche) allein auffassen kann, erreichen sie Gott nicht eigentlich, lehrt Thomas von Aquin.⁶³ Was in obigem Sätzlein »wirklich« bedeute, versteht der gläubige Leser also nur, soweit er alles gegenständliche Denken übersteigt und sich seiner Innenerfahrung bewußt wird, in die hinein der wirkliche Gott sich *gnadenhaft* schenkt.

Verglichen mit wissenschaftlicher Klarheit ist solche Erkenntnis bloß negativ. »Das ist das Letzte, was wir bezüglich der Gotteserkenntnis in diesem Leben erreichen können: daß Gott über allem ist, was von uns gedacht werden kann; darum ist das negative Sprechen über Gott das eigentlichste«, lehrt Thomas, und klassisch lapidar: »Eben das heißt Gott erkennen, daß wir bewußt nicht wissen, was Gott ist.«⁶⁴

In ihrem eigenen Licht beurteilt, ist die Erkenntnis der göttlichen Wirklichkeit (welcher jemand buchstäblich "inne ist") ganz und gar positiv - wenngleich Worte nicht mitteilen können, wie es ist, wenn einer "in sich den Geschmack der göttlichen Süße empfindet" oder "von Gottes Instinkt bewegt wird"⁶⁵. Zwischen "es gibt" und "wirklich" zu unterscheiden ist somit weder wissenschaftlich noch unsinnig. *Vorstellen* aber läßt sich diese Differenz nicht. Daß in »Aida« kein Verdi auftritt,ⁿ versteht man gut – nicht aber, was die entsprechende Wahrheit über das Universum für uns Figuren des Großen Welttheaters *existentiell* bedeutet. Da ist Aida nicht nur in Radames sondern als ZION auch in ihren Komponisten verliebt, als KIRCHE feiert sie mit ihm Hochzeit, als FATIMA verhüllt sie sich demütig, als ELIZA hat sie ihr Selbst entdeckt und schreit ihm ihren Zorn gegen seine Übermacht ins Gesicht – wie lange noch?

Keine Verstandesakrobatik macht uns heil. Was not tut, ist Liebe. Sie verlangt Respekt vor der Überzeugung des Mitmenschen. Da bei uns jeder sowohl mit religiös Auftretenden als auch mit angeblich Gottlosen zu tun hat, führt schlichte Alltagsfreundlichkeit immer tiefer ins Stereodenken. Ich muß nur von Herzen ahnen, wie heute dieser Fromme und morgen jener Atheist (nicht nur sein Recht sondern) im Grunde recht hat: dann klärt sich allmählich auch das Denken, und ich merke mehr und mehr, worin beide sich mißverständlich ausdrücken und somit unrecht haben.

⁶³ Summa Theol. I q12 a2 ad2; a3

⁶⁴ Kommentar zu den "Göttlichen Namen" des Dionysius, cap. I, lect.3, Nr.83, und ebenda, cap.VII, lect.4, Nr.731

⁶⁵ Summa Theol. II-II q97 a2 ad2; I-II q68 a4

Folgen beide widersprüchlichen Einsichten allzu dicht aufeinander, kann es zum Kurzschluß kommen; die Sicherungen fliegen heraus und ich weiß eine Zeitlang nur noch, wie damals Sokrates, daß ich nichts weiß. Da dies aber für einen Glaubenden kein Dauerzustand sein soll, schaltet der Himmel die Sicherungen wieder ein und in neuer Klarheit erstrahlt fromm-kritisches Doppel-Licht.

f) Schuldgefühl oder Schuld?

»Jetzt rennt sie schon jahrelang zum Therapeuten, anscheinend läßt der sie aber nie fragen, was *sie* vielleicht falsch gemacht hat. Alle sind schuld: Eltern, Geschwister, Mann, Kinder, alle, nur sie nicht. Dabei ist auch sie als Kind zum Beichten geschickt worden – den ihr so eingepfunden Schuldkomplex habe sie jedoch, wie sie jedem erklärt, inzwischen überwunden.«

An dieser nicht seltenen Situation zeigt sich, wie lebenswichtig die Du/Ich-Spannung ist. Beide Einseitigkeiten machen eine Seele krank. Seelsorger, die nur mit dem göttlichen Zeigefinger drohen, der auf die Hölle weist, sind keine guten; auch Therapeuten sind es nicht, die nur Schuldgefühle bekämpfen, nach Schuld aber nicht einmal fragen können. Gute Therapeuten wissen, daß zu seelischer Reife auch die Anerkennung ethischer Verantwortung vor anderen gehört; gute Seelsorger wußten immer, was Nikolaus von Kues einmal als Gottes Wort vernahm: Sei du dein, dann werde ich dein sein.

5) DIE ANDERE ZWEIDEUTIGKEIT: HOFFNUNG ODER ILLUSION?

a) Vergänglichkeit muß sein

Alle Menschen müssen sterben, also auch ich. Damit muß jeder fertig werden, so oder so. Nicht mehr können, was man gekonnt hat, wieder ein Zahn weniger, im früher so glatten Gesicht Runzeln - jedes solche Zeichen der Vergänglichkeit ist eine SMS des Todes: BIN UNTERWEGS EINTREFFE DEMNÄCHT SEI BEREIT

Einer der ersten überlieferten Sätze europäischer Philosophie packt dieses Problem so beherzt an, daß es verschwindet. Anaximander von Milet († ca 545 v.Chr.) schrieb: »Ursprung der Dinge ist das Unendliche. Woraus aber den Dingen das Werden kommt, dahinein geschieht ihnen auch das Vergehen nach der Schuldigkeit. Denn sie zahlen einander Sühne und Buße für ihr Unrecht nach der Ordnung der Zeit.«

Dieser Rätselspruch hat, entschlüsselt, etwas wunderbar Befreiendes. Jedes Wesen ist geneigt, sich gewaltsam im Sein zu erhalten, indem es andere am Werden hindert. Es versperrt ihnen den Lebensraum und wird an ihnen schuldig. Auch gegen die schöpferische Unendlichkeit kehrt es sich; könnten aus ihr nicht stets junge, andere Wesen entstehen, wäre sie ja selber wie tot. Deshalb

ist es gerecht, daß jegliches Wesen bald neuen Platz machen muß. Stellen wir uns vor, Cäsar wäre immer noch am Ruder: wie viele bedeutende Herrscher hätten nie zum Zug kommen können.

So auch im Kleinen. Wer gegen seine Vergänglichkeit protestiert, benimmt sich kindisch; nie hätten wir unsere Chance gehabt, wären nicht alle Früheren dahingesunken. Und müßten wir nicht gleichfalls vergehen, hätten unsere Urenkel keine Chance. Damit das Unendliche lebendig bleibt, muß das Endliche sterben und darf, will es vernünftig sein, gegen seinen Untergang nichts haben. Friede den Runzeln!

b) Die Flamme der Hoffnung

Und doch! Kindisch? Meinetwegen, dann will ich kindisch sein. Fort ist die Weisheit von eben, weggesengt von der Stichflamme der Hoffnung. Läßt mein Vater mich ins Nichts stürzen? Nimmermehr! Wenn ich mit winziger Kraft für meine Kleinen Sorge, dann erwarte ich dasselbe im Großen, mein Gott, von Dir.

Solches Zutrauen lebt im Herzen vieler Religionen. Mit ihm beantworten sie eine der menschlichen Grundfragen. Was kommt nachher? fragen Tiere nicht. Stoßen Forscher auf Spuren von Lebewesen, die ihre Toten begraben, so wissen sie: Das waren Menschen. Die glaubten: Mit diesem geliebten Wesen kann es doch nicht aus sein! – Gewiß war diese schlichte Mitte des Totenkults von manch anderem überwuchert: Angst vor Wiederkehr der Geister, pharaonischem Hochmut, priesterlicher Geschäftstüchtigkeit. Solche Verschmutzungen der gesunden Mitte konnten diese in vielen Gläubigen jedoch nicht zerstören.

c) Es kommt nichts nachher

Andere hingegen haben sich die Frage »was kommt danach?« radikal anders, ganz und gar negativ beantwortet: Danach kommt nichts. Da wissenschaftlich feststeht, daß die Menschheit auf der Erde nicht unbegrenzt leben können, erscheint diese Aussicht allerdings trostlos. Wenn zuletzt alles so sein wird, als wäre es nie gewesen, ist es dann nicht jetzt schon nichtig, gleich der Kielspur eines Bootes im Ozean?⁶⁶ Woher rührt dann der triumphale Ton, mit dem eine derart bedrückende Nachricht in den folgenden beiden Gedichten auftritt? Ihr siegreicher Klang verdankt sich – Ernst Bloch wies darauf hin – dem Durchbruch im Krieg gegen pfäffische Höllendrohungen, die seit Jahrhunderten die Gemüter verdüstert hatten. Ist mit dem Tod alles aus,

⁶⁶ Jene universale Vernichtung, die Günther Anders als Folge der Atombombe beschwor, wäre auch ohne sie immer schon unser Schicksal. Nur des Schöpfers Treue zum Zeitlichen rettet es – nicht in der Zeit aber aus ihrem Nichts. 1957 schrieb Anders (FAZ v. 13.07.): »Ist nämlich die heutige Menschheit tötbar, so erlischt mit ihr auch die gewesene; und die künftige gleichfalls. Das Tor, vor dem wir stehen, trägt daher die Aufschrift 'Nichts wird gewesen sein'; und von innen die Worte: 'Die Zeit war ein Zwischenfall.' Aber zum Zwischenfall wird sie werden nicht zwischen zwei Ewigkeiten, wie es unsere Ahnen erhofft hatten, sondern zwischen zwei Nichtsen: zwischen dem Nichts dessen, was, von niemandem erinnert, so gewesen sein wird, als wäre es nie gewesen; und dem Nichts dessen, was nie sein wird. Und da es niemanden geben wird, die zwei Nichtse zu unterscheiden, werden sie zusammenwachsen zu einem einzigen Nichts. Dies also ist die völlig neue, die apokalyptische Art von Vergänglichkeit, unsere Vergänglichkeit, neben der alles, was bis heute 'Vergänglichkeit' geheißen hatte, zur Bagatelle geworden ist.«

dann braucht man sich nicht bei jedem unkeuschen Blick vor gräßlichen Qualen zu ängstigen. Der Zürcher wie der Augsburger Dichter waren in ihrer Jugend jenem Terror ausgesetzt – kein Wunder, daß sie ihm voller Lust seine Hauptwaffe entrissen!

Ich hab' in kalten Wintertagen,
in dunkler hoffnungsarmer Zeit
ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
o Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
nun seh' ich, daß ich wohl getan;
ich habe neu das Herz umkränzet,
im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
er rinnt mir kühlend durch die Hand;
ich schau' hinauf zum blauen Dome -
und such' kein bessres Vaterland.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
o Lilie, deinen stillen Gruß,
ich weiß, wie hell die Flamme glühet,
daß ich gleich dir vergehen muß!

(Gottfried Keller)^o

Gegen Verführung

Laßt euch nicht verführen!
Es gibt keine Wiederkehr.

Der Tag steht in den Türen;
Ihr könnt schon Nachtwind spüren:
Es kommt kein Morgen mehr.

Laßt euch nicht betrügen!
Das Leben wenig ist.
Schlürft es in vollen Zügen!
Es wird euch nicht genügen
Wenn ihr es lassen müßt!

Laßt euch nicht vertrösten!
Ihr habt nicht zuviel Zeit!
Laßt Moder den Erlösten!
Das Leben ist am größten:
Es steht nicht mehr bereit.

Laßt euch nicht verführen!
Zu Fron und Ausgezehr!
Was kann euch Angst noch rühren?
Ihr sterbt mit allen Tieren
Und es kommt nichts nachher.

(Bert Brecht)

»Laßt euch nicht verführen«, im Kontext dieser Mahnung steht die Abwehr postmortalen Existenz. Das heißt: Laßt euch nicht durch Jenseits-Illusionen von dem einzigen ablenken, was es für euch wirklich gibt: dem Hier und Jetzt. Die euch vom Himmel predigen, haben allzu oft selbst Irdisches im Sinn. Auf »etwas nach dem Tode« weisen sie euch hin, weil sie vor dem Tode gern das eine oder andere hätten, was euch zusteht und was ihr euch erkämpfen könntet, wären eure Augen nicht auf den leeren Himmel und jenes illusorische Etwas gerichtet, das es nie und nirgends geben wird, weil seine einzige Realität im Realitätssinn derer besteht, die es euch vorgaukeln.

d) Eine unmögliche Wette

Wetten wir, um eine Flasche Himmelssekt? Was auftrumpfend klingen sollte, kommt kleinlaut heraus; schon während ich den Vorschlag mache, merke ich, wie unfair er ist. Hätte nämlich sie recht, daß nach dem Tod nichts kommt, dann könnten wir nie wissen, daß sie die Wette gewann - eine Wette aber, die nur einer gewinnen kann, ist nicht ehrlich.

Das Problem läßt mich nicht los. Ich spüre: Es darf nicht sein, daß bei dieser entscheidenden Frage bloß der Fromme recht *hat*. Wehe euch ihr Reichen, warnt Jesus - welcher Reichtum wäre

aber größer als in der Frage aller Fragen allein die Wahrheit zu *haben*? Es mag verrückt klingen, aber mich entsetzt der Gedanke, meine freundliche Gegnerin käme DANN mit ihrer Sektflasche an und gäbe demütig zu, im Gegensatz zu mir habe sie sich geirrt. Das darf nicht sein. So einseitig soll es nicht zugehen im Ewigen Leben. Wenn christliches Stereo-Denken irgendwo verlangt ist, dann hier. Rechts hofft mein Osterglaube auf Erfüllung ohne Ende. Und was ist die Wahrheit des linken Kanals?

»Laßt euch nicht verführen! Es gibt keine Wiederkehr ... Ihr sterbt mit allen Tieren und es kommt nichts nachher.« Kann ein Christ Bert Brechts Trompetensignal so verstehen, daß es irgendwie stimmt? Ich meine: ja. Es kommt deshalb nichts nachher, weil es genau genommen überhaupt kein Nachher für uns geben kann! Was ist der Mensch? Ein Lebewesen zwischen Zeugung und Tod. Meine begrenzte Lebenszeit gehört zu meiner Definition, vor und nach ihr gibt es viel, nicht aber dieses Individuum, das ich bin. Auf die Auferstehung des *Fleisches* hoffen wir Christen; jedes Stück Fleisch, auch unser lebendiges, ist aber in Raum wie Zeit eingespannt, lebt jeweils hier und jetzt, sonst gar nicht. Mein Fleisch in hundert Jahren: das ist eine Zeichenfolge, aber kein Begriff, läßt sich so wenig denken wie ein blauer Akkord.

Wissen läßt sich bei dieser Frage tatsächlich nichts. Sogar Bischöfe scheuen sich mittlerweile vor genauen Auskünften. Eine Mutter, die bei einem Unglück zwei Töchter verloren hatte, fragte während eines Empfangs den Erzbischof von Liverpool: »Können Sie mir sagen, wo meine Töchter Sarah und Vicky sind?« Es folgte ein leerer Blick, ein tiefer Atemzug, schließlich die überlegte Antwort: »Ich weiß es nicht. Und wer Ihnen etwas anderes sagt, weiß nicht, wovon er redet.« Zuerst war die Mutter enttäuscht, dann verglich sie die Antwort mit einer anderen, die sie von wohlmeinender Seite gehört hatte (»keine Sorge, sie sind jetzt zwei Engelchen im Himmel«) und schätzte die bescheidene Weisheit des Bischofs.⁶⁷

6) STEREO-LOGIK BEI DER FRAGE »EWIGKEITSHOFFNUNG JA ODER NEIN?«

a) Das Begriffsgerüst

Gibt es einen Ausweg aus dem Tretrad der Widersprüche? Versuchen wir es mit derselben Art von Logik, die schon bei der Frage nach Gott erlaubt hat, die Positionen auseinander- und so zusammen zu halten. Bei den folgenden Formulierungen scheinen beide Seiten unvereinbar:

Zum Menschen gehört seine Zeit.	Der Mensch ist zum Ewigen Leben bestimmt.
Mit dem Tod endet die Zeit des Menschen.	Das Ewige Leben kommt nach dem Tod
Also endet der Mensch mit dem Tod.	Also beginnt mit dem Tod das eigentliche Leben des Menschen.

⁶⁷ THE TABLET, 29 Jan 2005, 15

Zwischen diesen Auffassungen gibt es keine Verständnisbrücke. Wie ist es, wenn wir jede mit anderen Begriffen wiedergeben?

Was es gibt, ist das Leben.	Worauf es ankommt, ist das wahre Leben.
Das Leben ist nur jetzt, nicht nach dem Tod.	Das wahre Leben kommt erst nach dem Tod.
Also ist ein Leben nach dem Tod bloß eine Illusion.	Also kommt es auf das Jetzt nicht an

Das ist immer noch ein schneidender Widerspruch. Aber die Begriffe nähern sich auf beiden Seiten an. Sobald wir beide Logiken mit denselben Worten ausdrücken, wird der Doppelsinn des entscheidenden Mittelbegriffs deutlich, so daß der Widerspruch verschwindet und nur die unaufhebbare Polarität bleibt:

Worauf es ankommt, ist das wahre Leben.	Worauf es ankommt, ist das wahre Leben.
Das wahre Leben geschieht nur je jetzt, nicht irgendwann in einem eingebildeten Dann.	Das wahre Leben ist DANN die ewige Fülle aller Zeiten.
Also kommt es jeweils auf das JETZT an (nur immer für einen Moment der entschwindenden Zeit? Oder kann – wie mein gläubiger Freund es mir bezeugt - vielleicht auch dieses Jetzt ewig bewahrt werden, DANN im Zusammenhang mit allen Jetzt aller Wesen?)	Also kommt es DANN auf die ewig aktuelle Fülle aller Zeiten an (zu der ja aber auch dies mein Jetzt gehört, auf das allein ich Einfluß habe, so daß ich gut daran tue, auf meinen jenseitskritischen Freund zu hören und mich lieber unabgelenkt auf das zu konzentrieren, was JETZT meine Aufgabe ist?)

Versuchen wir, diese *einsehbaren* Begriffe mit vorstellbarem und darum *fühlbarem* Inhalt anzureichern.

b) Zwei Zeit-Dimensionen

Wie sollen wir Menschen, die ganz und gar in die Zeit eingetaucht und von ihr durchflutet sind, ihr ewiges Geheimnis begreifen? All unsere Worte und Vorstellungen stammen von Wirklichkeiten *innerhalb* des raumzeitlichen Universums her und taugen deshalb nicht dazu, es als ganzes in den (Be-)Griff zu nehmen und gegen jene (Über-)Wirklichkeit abzusetzen, aus der Raum und Zeit entspringen. Schon der Wortlaut der Frage »kommt etwas nach dem Tod?« ist verräterisch. Nach »etwas« fragen wir und wissen doch genau, daß jegliches Etwas im großen All ähnlich aufgebaut ist wie die Dinge der uns näher bekannten Raumzeitprovinz Terra.

Nicht um irgendein postmortales, gar parapsychisches *Etwas* also geht es; die häufig *so* gestellte Frage leitet irre. »Nach dem Tod« ist nicht zeithaft gemeint, von keiner Distanz innerhalb der Zeitdimension ist die Rede, sondern von der Distanz der gesamten Zeitlichkeit zum Ewigen Sein, die wir freilich, weil wir zeitliche Wesen sind, uns nicht anders als zeithaft *vorstellen* können. *Denken* aber sollen wir sie nicht in der Verlängerung unserer Lebenslinie oder auch jener Jahrtausenden, die der Erde vermutlich noch zugemessen sind, sondern (sozusagen als vertikale Zeit) unmittelbar von jedem Moment aus.

c) Erstes Gleichnis: die Digitaluhr

Zu diesem Verständnis hilft der Blick auf eine Digitaluhr.^p Hier gibt es keinen Zeiger, der am Ende eines langen Weges vielleicht auf ein *anderes*, sog. ewiges Ziffernblatt versetzt wird und dort wiederum zeithaft kreist. Solche ins Weglose drängende Vorstellung kommt erst gar nicht auf. Sondern jede ins Sein springende Sekundenziffer ist sogleich auch wieder verschwunden. Wohin? Ins Nichts, ängstet sich die Verzweiflung. Der Christ glaubt: In Gottes Ewigkeit, die jede Gegenwart sämtlicher Welten in den unvergänglichen Leib des mystischen Christus aufnimmt. Jede solche Sekundenziffer steht für mich selbst und meine Welt, wie sie gerade in diesem Augenblick ist. Ihre »Verewigung« geschieht nicht irgendwann später, sondern sofort, Nu für Nu: Der von eben vorhin *war* ich nicht bloß, sondern *bin* ich, gewesen zwar, das heißt aber nicht vernichtet, vielmehr in Gottes Gesamtleben bleibend aufgehoben, auch mir selbst aufgehoben, und zwar zum einen in der Zeit, zum anderen im ewigen DANN.

d) Mystische Erfahrung laut Marcel Proust

In seltenen mystischen Augenblicken tut sich plötzlich der Zugang zu einem bestimmten Moment der Vergangenheit auf, der als verewigter ja immer da ist, uns Werdewesen aber normalerweise entzogen. Solches »Wiederfinden der Zeit«, das zu beschreiben Marcel Proust als sein Lebenswerk erkannte, ereignet sich uns Menschen »auf der Suche nach der verlorenen Zeit« dann und wann in Blitzen der Seligkeit, und zwar nicht »rein geistig« (was sollte das sein?) sondern so leibhaftig, prall sinnlich (die griechischen Kirchenväter sprechen von »göttlicher Sinnlichkeit«!), wie wir Erdengeschöpfe Gott sei Dank geschaffen sind. So reißt zuweilen ein Geschmack aus der Kindheit, ein seltsam vertrauter Duft oder Klang einen Spalt in jenen Vorhang, der mich von einem verewigten Gestern trennt.

»Das Wesen, das in mir wiedergeboren war, ... dieses Wesen nährt sich einzig von der Essenz der Dinge und findet in ihr allein seinen Bestand und seine Beseligung. Es kümmerd traurig dahin bei der Beobachtung der Gegenwart, in der die Sinne ihm jene Essenz nicht zur Verfügung zu stellen vermögen, bei der Betrachtung einer Vergangenheit, die der Verstand ihm ausgedörrt verabfolgt, bei der Erwartung einer Zukunft, die der Wille aus Bruchstücken der Gegenwart und der Vergangenheit zusammensetzt, denen er noch dazu ihren Wirklichkeitsgehalt entzieht, da er von ihnen nur beibehält, was dem utilitaristischen, eng auf Menschliches beschränkten Zweck entspricht, den er ihnen zuerkennt. Sobald aber ein bereits gehörtes Geräusch, ein schon vormals eingeatmeter Duft von neuem wahrgenommen wird, und zwar als ein gleichzeitig Gegenwärtiges und Vergangenes, ein Wirkliches, das gleichwohl nicht dem Augenblick angehört, ein Ideelles, das dennoch nichts Abstraktes bleibt, wird auf der Stelle die ständig vorhandene, aber gewöhnlich verborgene Wesenssubstanz der Dinge frei, und unser wahres Ich, das manchmal seit langem tot schien, aber es doch nicht völlig war, erwacht und gewinnt neues Leben aus der göttlichen Speise,

die ihm zugeführt wird. Eine aus der Ordnung der Zeit herausgehobene Minute hat in uns, damit er sie erlebe, den von der Ordnung der Zeit freigewordenen Menschen wieder neu erschaffen. Man kann aber wohl verstehen, daß dieser nun Vertrauen zu seiner Freude faßt, selbst wenn der einfache Geschmack einer Madeleine nicht logischerweise die Gründe für diese Freude zu enthalten scheint, verstehen auch, daß das Wort Tod keinen Sinn für ihn hat; was könnte er, der Zeit enthoben, für die Zukunft fürchten?«⁶⁸

e) Äußere und innere Zeit

Solch mystische Momente in der Zeit sind stärkende Ahnungen des erhofften DANN, wenn unser im Tod endlich ganz gewordenes Selbst alle früheren Augenblicke er-innernd umfaßt. Nur in diesem Sinn einer dem Bewußtsein inneren Zeit kommt die Ewigkeit »nach« dem Tod - das Wort »nach« meint hier überhaupt nicht die (von Uhr und Kalender gemessene) physikalische Zeit. Sozusagen senkrecht zu ihr nach innen (irgendwie vorstellen müssen wir es uns) erstreckt sich eine andere, eben innere Zeit. Sie besteht aus der Spannung zwischen dem äußeren Jetzt jedes Augenblicks meiner Lebenszeit und dem inneren DANN. Jetzt konzentriert mein individuelles Bewußtsein sich auf das raumzeitlich und inhaltlich Bestimmte, das ich als *Werdende(r)* erlebe. DANN, in der inneren Zeitdimension also nachher (der Uhrzeit nach aber JETZT), ereignet sich für mich – nicht mehr als getrenntes Einzelwesen, aber – in uns dem von Gott aufbewahrten Gesamtbewußtsein das Ewige Leben als *gewordenes* Ganzes.

Von der physikalischen, objektiven Zeit sehen wir jetzt ab; als leerer gleichmäßiger Zeitfluß ist sie die notwendige materielle Voraussetzung für Werden, Vergehen und Abwechslung, stellt aber selbst kein Sinnproblem dar. Problematisch ist die Zeit vielmehr, insofern unser Werdeleben scheinbar ins Vergehen und zuletzt ins Nichts läuft. Ich kann meine Momente nicht zusammenhalten, jeder Augenblick ist im nächsten schon verloren. Was wird aus mir, wenn *ich* doch nichts anderes *bin* als diese Reihe flüchtiger Momente?

Gott, DIR sei Dank, ich bin nicht nur mein ohnmächtiges Ich, sondern auch Dein Du. Und »DU hältst meine Zeiten in deiner Hand«,⁶⁹ der lieben und treuen, wo ich sie DANN alle wiederfinde. Das Je-Jetzt der Ich-Zeit ist etwa jeder der 16 Takte eines Flötenstücks oder die Entstehungsgeschichte eines Gemäldes Strich um Strich. Diese Zeit ist ein vielfaches Werde-Kontinuum, ihr Sein besteht im Werden und Vergehen nach und nach (beim Bild vergeht zwar nicht die Farbe auf der Leinwand, wohl aber der jeweilige partielle Schöpfungsakt). Ganz anders

⁶⁸ Marcel Proust, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, übersetzt von Eva Rechel-Mertens, Band 10 (Frankfurt am Main 1985), 3943 f. Ausführlicher dargestellt in meinem Büchlein »Ewig Leben jetzt« (auch auf der CD).

⁶⁹ Den Vers 16 aus Psalm 31 hat auch Jesus gebetet. Der Satz ist ein Juwel. Martin Buber übersetzt: »In deiner Hand sind meine Fristen.« Martin Luther betet: »Meine Zeit steht in deinen Händen.« England tröstet sich seit 1611: »My times are in thy hand.« In der Bible de Jérusalem lesen wir: »Mes temps sont dans ta main.« Nur die Einheitsübersetzung mußte auch dieses Juwel der Offenbarung grau verschleimen: »In deiner Hand liegt mein Geschick.« Stimmt ja auch, gewiß, läßt aber den befeuernden Triumph über die Vergänglichkeit nicht einmal ahnen!

das DANN meiner Zeit in DIR. Sie ist kein vielfaches Kontinuum von Werden und Vergehen sondern dessen unvergängliches Gewordensein. Jetzt übt die Flötistin Takt für Takt, dann kann sie das Stück als ganzes. Jetzt setzt der Maler Strich an Strich, dann tritt er zurück, beurteilt und genießt sein ganzes Werk.

f) Ereignis und Inhalt

Unterscheiden wir zwischen Ereignis (Daß) und Inhalt (Was). *Daß* der Anbruch der Ewigkeit sich für mich ereigne, das erwarte ich vom Augenblick des Todes. Erst dann wird sich alles total ändern, vorher nicht. Ich sehe die Ziffern meiner Uhr, und die Gewißheit durchrieselt mich: ultima latet, eine dieser Stunden wird es sein, dann endet das dunkle Werden und beginnt das SEIN. Lassen wir uns auch diese Botschaft von einem Dichter zurufen. Hermann Hesse ist ganz Erwartung:

Auch zu mir kommst du einmal,
Du vergißt mich nicht,
Und zu Ende ist die Qual,
Und die Kette bricht.

Noch erscheinst du fremd und fern,
Lieber Bruder Tod,
Stehst als ein kühler Stern
Über meiner Not.

Aber einmal wirst du nah
Und voll Flammen sein.
Komm, Geliebter, ich bin da,
Nimm mich, ich bin dein!

Das reine Daß bedeutet absolutes Gericht und totale Erfüllung. Solange ich diesen Gedanken festhalte, ist der Blick auf die Analoguhr angebracht: scharf erinnert der eilende Zeiger ans letzte Ziel.

Sobald die vorwitzige Neugier aber wissen will, *was* wohl der Inhalt solcher Ewigkeit sei, worauf denn meine Spannung sich richte: dann gelten allein die jäh erscheinenden Ziffern. Denn die Zeiger müßte ich nun auf irgendein märchenhaft-himmlisches Ziffernblatt in einer Jenseitswelt versetzen, wo sie weiter laufen. Der Glaube soll sich aber keine Hinterwelten malen. Diese Welt, hier und jetzt, wird im selben Augenblick, da sie vergeht, auch schon in Gott hinein verewigt: dieser Augenblick eben, von der gerade verschwundenen 37 bedeutet, geht nicht verloren und ich werde ihn DANN unverwelkt finden. Deshalb fort mit zuchtlosen Himmelsträumereien und der Erde treu geblieben, nichts anderes als unsere endlich ganz heile Erde erwartet uns im Himmel.

Beide Zeitdimensionen beziehen sich aufeinander: als Ich-Pol und Du-Pol des einen Menschen. Beide haben denselben Inhalt: einen bestimmten Teil des objektiven Universums, während die

Beziehung beider Zeitpole die Tiefe der Person ausmißt, innerhalb des Bewußtseins ihr Werden auf ihr Gewordensein bezieht. Subjektives Werden jetzt in mir und subjektives Gewordensein DANN in DIR haben es aber mit *demselben* objektiven Inhalt zu tun; beide Spannungspole der Lebens-Zeit beziehen sich, als das eine Subjekt, auf dasselbe Stück der physikalischen Sach-Zeit.

g) Spannung von Realismus und Hoffnung

Diese Einsicht ist entscheidend, wenn wir die christliche Hoffnung mit der Wahrheit der Jenseitsankläger versöhnen wollen. Denn wer von einem Jenseits nichts wissen will, hat schlicht die Ich-Zeit des Werdens im Blick; wer aufs Ewige Leben hofft, dagegen die Zeit des Seins in DIR. Deshalb haben beide Seiten recht – und unrecht, wofern sie der fremden Wahrheit widersprechen. Das können Zeitwesen, deren Vorstellungskraft das volle DANN nie von jedem Rest eines zeithaft *anderen* Dann säubern kann, freilich nicht vermeiden. Auch bei dieser Frage kann jemand die Stereo-Einheit zwar ahnend vernehmen aber nie allein ausdrücken.

Ich bin jeweils hier und jetzt im objektiven Raumzeituniversum, jegliche Phantasie von Himmelswiesen und Nektarparties wäre ablenkender Aberglaube. Ludwig Thomas Bayer im Himmel (»Luja! sag' i«) gehört ins kritische Religionsbuch. Alle Diesseitsmahner unserer Kultur, von Epikur über Heinrich Heine (»den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen«) und den dies beifällig zitierenden Sigmund Freud bis hin zu Herrn und Frau NN, die jeder von uns kennt, sie alle kommen mir wie jener Klavierlehrer vor, dessen Schüler - er hatte für einen Wettbewerb ein 256-Takte-Stück zu üben - dies zwar tat, immer wieder ließ er sich aber durch ein seltsames Gerücht ablenken. Man munkelte nämlich in Schülerkreisen, das Stück sei in Wahrheit viel gewaltiger, enthalte noch Milliarden weiterer Takte. Sooft die quirligen Läufe dem Schüler lästig wurden, ließ er die Hände sinken und träumte von jenen anderen Takten. Da fuhr der Lehrer ihn an: Laß dich nicht verführen. Dein Stück sind diese 256 Takte, nicht einer mehr. Mit dem letzten Takt ist es aus, nach ihm kommt keiner mehr. 47 kannst du schon ordentlich, mach dich jetzt an Takt 48.

Haben die Engel damals nicht dasselbe gesagt? »Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel hinauf« (Apg 1,11)? Nicht aus der Situation weg, nicht fort von meiner Raumzeitstelle hin zu einem irgendwie, irgendwo und irgendwann phantasierten *anderen* Etwas will die Osterhoffnung uns leiten. Wofern sie das täte, wäre sie Aberglaube. Nicht weg von dem mir anvertrauten Stück Schöpfung, sondern tief in sein geheimnisvolles Herz hinein strebt die christliche Erwartung; nicht verdrängt sie die eben laufende Minute und harrt auf eine spätere, jede spätere wird nämlich gleichfalls ein bloßes Jetzt sein und keineswegs das DANN der eschatologischen Hoffnung. - Soviel zur Ich-Wahrheit des Diesseits.

h) Zweites Gleichnis: das Konzert

Sofern ich jedoch »in diesem Leben« durch und durch eine werdende Person bin, brauche ich meine radikale Gespanntheit auf die Endgültigkeit nicht zu verdrängen. Sie wird zwar objektiv keine andere Zeit sein als eben die meine zwischen Zeugung und Tod - denn »in meinem Fleisch werde ich Gott schauen« (Ijob 19,26), zu meinem Fleisch aber gehören dessen Raum- und Zeitkoordinaten unwegdenkbar hinzu - doch wird die Weise, wie ich vom selben objektiven Jetzt aus subjektiv-DANN ALLES erlebe, sich vom engen subjektiv-Jetzt ähnlich strahlend abheben wie der Schmetterling von der Raupe und die Begeisterung einer Geigerin bei der festlichen Aufführung des Weihnachtsoratoriums von ihrem Frust während der mühseligen Herumproberei an der objektiv identischen Passage der zweiten Violine.

Mit der Verewigung der Zeit ist es wie mit einem Sänger im engen Kämmerchen. Sobald sein Lied vorbei ist, tritt er durch die schwarze Tür, findet sich in einem gewaltigen Raum und hört, millionenfach verstärkt, Ton für Ton sein eigenes Lied, von einem kunstvoll erdachten Echo lebendig bewahrt. Er weiß: keine Aufnahme spult sich hier ab, stets live ist das LEBEN, wirklich mein Original selbst ist es, das NUN im Ganzen klingt. Das JETZT lebt. Und Vergangenheit gibt es keine. So ungeheuer ist das Echo, daß dank seiner ALLES aktuell ist.

Nur den eigenen Part trägt der Sänger zum Konzert aktiv bei, vernehmen aber darf er das Ganze, vom Beginn lange vor seinem Auftritt bis zum Ende lange nach ihm. Zwar ist, *was* er singt, nichts anderes als das Geprobte; *wie* er DANN sein Lied erlebt, die Stimmung und Inbrunst unterscheidet sich im Konzert allerdings von der Probenzeit. Die Melodie ist dieselbe, Dynamik und Gesamteindruck unendlich schöner. Wie ein neues Chormitglied während der ersten Stimmproben keine Ahnung vom Glück eines gelingenden Konzertes mit vollem Orchester hat, so ist »in keines Menschen Herz gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben«(1 Kor 2,9).

So ähnlich (stelle ich mir vor) könnte jede begrenzte Lebenszeit – und wäre es die kurze und zuletzt so bittere einer abgetriebenen Leibesfrucht – DANN voll bewußt in alles frühere, spätere oder hier ferne Leben einbezogen sein. Wenn sie auch auf Erden nie die anmutige Frau werden konnte, die in ihren Genen angelegt war: warum sollte sie es im Himmel nicht sein? Im Gedicht »Pearl« (Perle) aus dem englischen Mittelalter⁷⁰ wandert der Dichter traurig durch einen Garten, wo er eine kostbare Perle verloren hat: seine Tochter, die nicht einmal zwei Jahre alt wurde. Neben einem Fluß schläft er ein und erblickt am anderen Ufer eine wunderschöne junge Frau, fast ganz in Perlen gekleidet. Es ist seine erwachsene Tochter. Erstaunt fragt er sie, womit sie solche Ehre verdient habe, wo sie doch beim Tod kaum zwei war. Sie erinnert ihn an das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg und die freudige Gleichheit des Himmels, wo jeder dasselbe, nämlich Alles erhält.

⁷⁰ Vorgestellt in: THE TABLET 3 September 2005, 25

Aus solchem Traum erwacht, könnte der Vater dann vielleicht – zwischen Schmerz und Trost schwebend – erkannt haben, daß seinem Kind trotz himmlischen Erwachsenseins doch das irdische Erwachsenwerden abgeht. Sollte er Arzt sein, wird er sich deshalb trotz seiner Vision um das Leben jedes Kindes mit vollem Einsatz mühen. Daß ohne Was führt leicht zum Aberglauben, Was ohne Daß wäre Unglaube. *Daß* aber dann *alles, was* jetzt wird, wahrhaft auch für uns SEIN wird, diese Hoffnung belebt den Christen sowie – durch Freundschaft mit ihm – auch die »anderen«. Dann sagt uns die Uhr nicht mehr nur (im Büro) »früher als du denkst« oder »später als du denkst« (morgens im Bett). Dann heißt die Botschaft des wandernden Zeigers wie der erscheinenden Ziffern: JA, es ist anders als du denkst. Alles Gewesene kommt!

7) ZUSAMMENFASSENDE ÜBERBLICK

Denken wir nun beide Fragerichtungen – die nach Gott und die nach dem Ewigen Leben – zusammen. Beide Logiken entsprechen sich. Sehen wir sie uns zuerst in ihrer ideologisch-exklusiven Form an, wo also die Behauptung der einen Seite die Leugnung der anderen in sich schließt:

Atheistisch	Fromm
Was die Frommen für Gott halten, ist mein eigenes Wesen, also kein fremdes = kein anderes: Gott als Anderen gibt es nicht.	Gott ist ein anderes = fremdes Wesen, also nicht meines: ER IST im Vollsinn, ich bin nur sein ihm total ausgeliefertes Geschöpf.

Gegenwartsbezogen	Zukunftsorientiert
Jetzt gilt es zu leben, nicht irgendwann später = nicht in einer eingebildeten Ewigkeit: Es gibt kein ewiges Leben.	Auf die Ewigkeit kommt es an = auf später; jedes irdisch-zeitliche Jetzt ist nichtig.

Erwägen Sie aufmerksam die vier Gleichheitszeichen, sie bilden den Schlüssel zum Rätsel. Die Gleichungen ANDERS = FREMD = NICHT EIGEN und EWIG = SPÄTER = NICHT JETZT sind falsch. Solange sie nicht als irrig entlarvt sind, gibt es bei unserer Doppelfrage keinen vernünftigen Frieden.

Er wird möglich, sobald wir zwischen ANDERS und FREMD sowie zwischen EWIG und SPÄTER ausdrücklich unterscheiden. Dann behalten die vier Überzeugungen zwar ihre gegensätzlichen Akzente, schließen einander aber nicht mehr aus, sondern lassen zuletzt die Frage nach dem Recht der Gegenseite zu:

Atheistisch	Fromm
-------------	-------

Mein tiefstes Wesen ist mir nicht fremd (trotzdem, weil LIEBE, auch anders, so daß ES mich gar retten kann?)	DU bist ein zu mir anderes Wesen (trotzdem nicht fremd sondern, weil LIEBE, wirklich auch meines?)
--	--

Der klärende Mittelbegriff »Wesen« bringt »Gott« und »mich« in jene Stereo-Beziehung, die allein den christlichen Glauben ausdrückt. »Wesen« wird sodann durch die Unterscheidung fremd/anders in zwei Begriffe zerlegt. Nach derselben Methode wird der Mittelbegriff »Dann« durch die Unterscheidung später/ewig in zwei Begriffe zerlegt:

Gegenwartsbezogen	Zukunftsorientiert
Jetzt gilt es zu leben, nicht irgendwann später (trotzdem, rät die HOFFNUNG, vielleicht DANN auch ewig?)	Auf die Ewigkeit kommt es an (trotzdem nicht nur auf Dann später, sondern kraft der HOFFNUNG wahrhaft auch auf jedes Jetzt?)

Sie sehen: Werden die klärenden Unterscheidungen fremd/anders und später/ewig verweigert, so stehen sich statt Stereo-Polen unvereinbare Ideologien gegenüber. Werden sie hingegen getroffen, so ist – obwohl der Gegensatz bleibt – dank Liebe und Hoffnung doch der Widerspruch verschwunden und jede Partei kann mindestens *fragen*, ob die andere irgendwie auch recht habe, dies – wenn sie will – sogar ahnen und hoffen.

Stellen wir nochmals die vier wahren Logiken zusammen:

	Atheistisch	Religiös
Gegenwartsbezogen	Normal-Atheist	Wie Kohelet und Sadduzäer
Zukunftsorientiert	Wie Ernst Bloch	Normal-Religiös

Je mehr uns Menschen eine Liebe gelingt, um so beglückter erleben wir, daß du mein(e) andere(r) mir dennoch nicht fremd sein muß. Weil du es allzu oft plötzlich wieder bist, deshalb wird die versöhnende Einsicht nie so selbstverständlich, daß es Glaube und Hoffnung nicht mehr bräuchte. Für raumzeitlich voneinander geschiedene Individuen bleibt *anders* notwendig immer auch *fremd*. Nicht wirklich aufgelöst wird die Paradoxie durch diese Unterscheidung, lediglich verschoben. Wohin? Sagen wir, in die Spannung Zeit/Ewigkeit. Jetzt ist jeder andere mir auch fremd, DANN nicht mehr, deshalb bist DU DANN mein offenes Leben. Weil die Spannung jetzt/DANN gleichfalls paradox ist (denn DANN = JETZT), deshalb sei die Paradoxie wieder zurückverschoben: Schon jetzt bist DU, Gott, mein Anderer, mir doch nicht fremd, weil DU die LIEBE bist. Was mein Gefühl nicht fassen kann – wie sollte ein eigensüchtiges Wesen DICH den so ganz anderen Heiligen nicht fürchten! – da hinein stürzt sich bedenkenlos Ekklesias Vertrauen und Elizas blinde Hoffnung auf DICH die LIEBE selbst.

V. GOTTESGLAUBE ODER BUDDHISMUS?

1) TRANSGESCHICHTLICHER RAHMEN DER HEILSGESCHICHTE

Ein letzter Sprung führt aus dem Gespräch über Gott und die Menschheit hinaus in die allerweiteste Spannung. Sie schwingt zwischen nahöstlichem Glauben an Gott und Asiens Verehrung der allumfassenden Einheit. Diese Polarität ist strenggenommen nicht ein nächster Akt des Heilsdramas, sondern betrifft es als ganzes. Aus zwei Gründen wird sie hier gleichwohl als weiterer Akt vorgestellt: zum einen, weil die Kapitel eines Buches eins nach dem andern gelesen werden; zum andern, weil die Christenheit erst in unserer Zeit die Botschaft Buddhas wahrnimmt. Zu Begegnungen einzelner Christen mit seiner Geisteswelt ist es wahrscheinlich fast von Anfang an gekommen, seit dem achten Jahrhundert fand Buddhas Lebensgeschichte in abgewandelter Form, als Legende von Barlaam und Josaphat, weite Verbreitung unter Christen. In dieser Fassung war von der Fremdheit einer »Religion ohne Gott« allerdings nichts zu spüren. Seit westliche Religionswissenschaft diese erkannte, trennt für das öffentliche Bewußtsein ein Abgrund die buddhistische von der christlichen Religion. Wer ihn überbrücken möchte, wird von beiden Seiten beargwöhnt. Doch stimmt hoffnungsvoll, daß Kardinal Ratzinger einräumte: »Das zweite Gebot, das den Namen Gottes schützen soll, folgt nicht von ungefähr direkt dem ersten, das uns ihn anzubeten lehrt. Insofern ist von der Gottesrede der ‚mystischen‘ Religionen mit ihrer rein negativen Theologie immerfort und immer neu zu lernen, und insofern gibt es Wege hin und her.«⁷¹ Tatsächlich teilt auch die Spannung Buddhismus / Christentum eine in sich gegensätzliche Heils-Botschaft mit; voll wahr ist sie nur als ganze, während man bei absichtlichem Ausblenden des einen oder anderen Pols in die Irre häretischer Verlorenheit wegrutscht.

In die Heils-Geschichte fügt unser jetziges Thema sich deshalb schlecht ein, weil es gerade die Wahrheit der *Ungeschichtlichkeit* akzentuiert. Was im Rahmen dieses Buches und der Kirchengeschichte als »später Akt« erscheint, kommt in Wirklichkeit nicht nach der bisherigen Geschichte, sondern umfängt sie als Ur-Anfang und letztes Ziel, gilt EINST. Dieses edle Wort bedeutet ja die Nicht-Zeit sowohl »vor« als auch »nach« jeder Zeit. Was einst gewesen ist und einst sein wird, verneint nicht das, was gestern geschah, heute geschieht und morgen geschehen wird, relativiert es aber, setzt es in Spannung zu der übergeschichtlich alles in sich bergenden Großen Einheit, ohne die das bunte Reale nichts wäre als ein sinnlos verglühendes Feuerwerk.

In den fünfziger Jahren wurde ich in diese Spannung hineingerissen. Buddha war kein Thema, hat jedoch im Hintergrund gewirkt. »Das macht es nicht,« pflegte der Jesuit Wilhelm Klein (1889-1996), langjähriger Spiritual im römischen Priesterseminar Germanikum, gern zu sagen,

⁷¹ Vorwort zur Neuauflage 2000 der Einführung ins Christentum (Weltbild 2005), 20

wenn man mit irgendeinem tollen oder weniger tollen Projekt zu ihm kam. »Es ist aber auch nicht nichts«, setzte er dann oft hinzu und man ging wieder, zwar nicht schlauer aber mitunter doch klüger als zuvor, weil die Heilsspannung geschichtlich / ungeschichtlich klar im Bewußtsein stand. Von Zen und buddhistisch-christlichem Dialog wußten wir nichts – wohl unser »Sprit«. Später erfuhren wir, daß er zwanzig Jahre zuvor als Provinzial während einer Japanreise seinen Schüler Lassalle (1898-1990) gefragt hatte: Hugo, würdest du bereit sein, hier Oberer zu werden? Er wurde es, war dann viele Jahre lang Provinzial der neugegründeten japanischen Ordensprovinz und entpuppte sich schließlich als der bedeutendste kat-holische Brückenmensch hinüber zum Zen-Buddhismus, wird von Zen-Meistern hoch verehrt - und bat sterbend die Krankenschwestern, »Großer Gott wir loben dich« zu singen.

War das seine persönliche Auflösung der unbegreiflichen Sinnspannung, der er sein Leben geweiht hatte? 1972 hatte er sie so beschrieben: »Der Buddhist urteilt, daß der Christ auf seinem Wege noch nicht bis zu Ende gekommen ist, solange er Gott noch als Person erfährt. Der Christ sagt dagegen, daß der Buddhist noch einen Schritt weitergehen müsse, um zum Letzten, nämlich dem persönlichen Gott zu kommen.«⁷² Beide haben insofern recht, als niemand *in* der Zeit begreifen kann, wie die *ewigen* Sinndimensionen DU und EINS ineinander wahr sind. Auf der Weltbühne bleiben die Akte des Heilsdramas gegensätzlich. Weder wird der Dalai Lama je katholisch, noch der Papst zu Buddha seine Zuflucht nehmen.

Was also sehen wir im »fünften Akt«? Wir sind einbezogen in die Große Einheit vor und nach allem Geschehen. Der Urbeginn sei symbolisiert als Erleben einer Leibesfrucht in IHR, der sie im Schoß bergenden Mutter, die Ruhe zuletzt im Einheitsgefühl eines uralten Menschen auf seiner Bank in der Sonne, der wieder in IHR, jetzt der ihn umfächelnden Brise seiner immergeliebten Windsbraut, sich und alles gut aufgehoben erfährt. Vom UR-EINST vor und nach der Geschichte wird deren Geltung nicht verneint sondern überhaupt erst ermöglicht: indem die je hier und jetzt geschehenden Episoden zum Großen Zusammenhang des universalen EINS=WIR verbunden werden. Ohne IHRE all-bergende Huld wäre jedes Ich nichts als ein verlorenes Staubkorn und wärest DU – den die Frommen Gott nennen – ein an den leeren Himmel projizierter Wahn. Umgekehrt ist es nicht anders: Ohne die Wahrheit je meiner Geschichte mit DIR, dem Gott des Heils, wäre die große Einheit vor und nach allem Bestimmten nichts als sinnlose Leere. Christlich-trinitarisch zu sprechen: Nur ineinander *sind* die ewigen Sinn-Dimensionen DU (Vater), ICH (Logos-Kind in jedem Ich) und EINS=WIR (Hl. Geist als Liebe von Du und Ich). Durch ideologische Rechthaberei auseinandergerissen, zersetzen die göttlich wahren Spannungspole sich in dreifach teuflisches Gift: die Egoverhaftung des bindungslos Selbstsüchtigen, die

⁷² Hugo Enomyia-Lassalle, Meditation als Weg zur Gotteserfahrung (Mainz 1980), 94

Selbstentfremdung eines diensüchtigen Götzensklaven,⁴ das Zerfließen des Einssüchtigen im nichtigen Einerlei.

Letzteres ist die Gefahr im fünften Akt. Als Warner vor spiritualistischem Einheitsgrau hat Ratzinger recht: »Wo Gott, wie im Buddhismus, ganz unpersönlich gefasst ist, als das reine Nicht im Verhältnis zu allem, was uns wirklich erscheint, da gibt es keine positive Weltbeziehung ‚Gottes‘. Da ist Welt als Quell des Leidens zu überwinden, aber nicht mehr zu gestalten. Die Religion zeigt dann Wege der Weltüberwindung, der Befreiung von der Last ihres Scheins, aber keine Maßstäbe, wie wir in der Welt leben können, keine Formen gemeinschaftlicher Verantwortung in ihr.«⁷³

Demgegenüber wird nicht nur ein Buddhist sondern auch ein vom Pflingstgeist ergriffener Christ anmerken, zu welch üblen Folgen es führt, wenn Menschen von Gottes Weltbeziehung überzeugt sind und diese in die eigene Hand nehmen ohne Rücksicht darauf, daß des *wahren* Gottes Weltbeziehung sich stets innerhalb der schrankenlosen Huld jener innergöttlichen Liebeseinheit vollzieht, die allen Lebewesen wohl will, ihnen nicht als fordernde andere Person *gegenübertritt*, sie vielmehr von innen und ringsum fördernd belebt. Weder die Leibesfrucht noch der gereifte Uralte weiß sich einer fremden Instanz untertan, beide sind glücklich in IHR, dank deren Güte sie leben.

Ist dies eine »unpersönliche« Gotteserfahrung? Für die Leibesfrucht ja. *Sie kennt ihre Mutter nicht als andere Person*. Die Mutter selbst weiß, daß sie und ihr Ungeborenes personal sind, erwartet von diesem aber nicht, daß es sie vor der Geburt als jemand anderen anerkennt. Nach der Geburt dagegen gilt nicht der fünfte Akt, sondern einer der anderen vier. Selbst wenn Zion, Kirche, Fatima und Eliza aber voneinander ihre jeweiligen Wahrheiten lernen und zusammen die reife Gestalt aufgeklärter Frömmigkeit – wenn schon nicht öffentlich darstellen, so doch (insgeheim und miteinander) innerlich sein könnten, würde ihnen noch Wichtiges zum vollen Heil fehlen: jede von ihnen muß sich klar werden, daß sie einst ein unendlich in IHR geborgenes Leibesfrüchtlein war und einst wieder in SIE zurücksinken wird. Die erst- wie letztgültige EINS-Wahrheit muß auch ihre innergeschichtlichen Du- und Ich-Wahrheiten stets mitfärben, nur zusammen halten die drei göttlichen Sinndimensionen uns seelisch gesund.

2) ZWEI MEISTER

a) Die Stifter

»Einen Einzigen gibt es, der den Gedanken eingeben könnte, ihn in die Nähe Jesu zu rücken: Buddha. Dieser Mann bildet ein großes Geheimnis. Er steht in einer erschreckenden, fast übermenschlichen Freiheit; zugleich hat er dabei eine Güte, mächtig wie eine Weltkraft. Vielleicht

⁷³ S. Anm. 1, 21

wird Buddha der letzte sein, mit dem das Christentum sich auseinandersetzen hat. Was er christlich bedeutet, hat noch keiner gesagt ... Er ist frei; seine Freiheit aber nicht die Christi.«⁷⁴

Beide Stifter unterscheiden sich in fast allem. Die Legende erzählt: Einem Fürsten war geweissagt worden, sein Sohn werde dereinst ein Weltenerleuchter oder ein Welteneroberer. Diese Prophezeiung erregte des Vaters Mißtrauen; er ließ an den Palastmauern Wachen aufstellen, damit jeder leidvolle Eindruck vom Prinzen ferngehalten werde. Bei vier Ausfahrten begegnet der Kronprinz jedoch einem Greis, einem Kranken, einem Toten und einem Asketen. Die Vergänglichkeit des Irdischen und das Leiden der Menschen lassen den jungen Mann von nun an nicht mehr los. Mit 28 verläßt er eines Nachts Palast, Frau und neugeborenes Kind und geht fort in die Hauslosigkeit. Sieben Jahre lang versucht er, durch härteste Askese gewaltsam das Heil zu erlangen, ohne Erfolg: »Was Asketen oder Priester auch je in der Vergangenheit an schmerzlichen, bitteren, brennenden Gefühlen erfahren haben, das ist das Höchste, weiter geht es nicht ... Und doch erreiche ich durch diese bittere Schmerzensaskese kein überirdisches, reiches Heil der Wissensklarheit. Es gibt wohl einen anderen Weg zum Erwachen.«

Deshalb entschließt sich Gotama, zwischen Weltgenuß und Selbstquälerei einen mittleren Weg der Meditation zu gehen, bis ihm eines Nachts unter einem Baum am Fluß die Erleuchtung (bodhi) zuteil und er ein Buddha wird. So wird berichtet: Als der Erhabene die Erleuchtung erlangt hatte, genoß er sieben Tage lang die Seligkeit. Dann erhob er sich und betrachtete mit der Einsicht eines Erleuchteten die Welt. Und er sprach: »Betrachte nur diese Welt weit und breit und die Wesen, die im Nichtwissen ganz aufgehen und sich der Wesen freuen: sie sind unerlöst. Alles, was es an Dasein irgendwo und irgendwie gibt, ist vergänglich, leidvoll, muß sich verändern. Wer dies wie es wirklich ist mit voller Weisheit betrachtet, der überwindet den Drang nach Lebensbejahung und findet auch kein Gefallen an dem Drang nach Selbstabtötung. Nur Ausrottung aller Arten von Drang führt zu restloser Leidenschaftslosigkeit, zum Ende, zum Nirwana.«⁷⁵ Die Versuchung, sich am inneren Licht nur still selbst zu freuen, überwindet er, wird zum Verkünder, der seine existentielle Einsicht an Zuhörwillige weitergibt. Hoch verehren ihn seine Anhänger, nach Jahrzehnten eines friedvollen Lebens stirbt er mit achtzig Jahren im Kreis seiner Jünger.

Bei Jesus ist das meiste anders. Während Buddha zwar eine erkannte Aufgabe aber keine Sendung übernimmt (wer sollte ihn senden?), weiß Jesus sich von seinem himmlischen Vater gesandt. Nicht das Leid am schalen Kreislauf vergänglicher Existenzen erschüttert ihn, vielmehr der Widerspruch zwischen dem Leben der Leute und Gottes heiligem Willen. Nicht zu stiller Meditation fordert Jesu Predigt auf, sondern zum tätigen Einsatz für das anbrechende Reich

⁷⁴ Romano Guardini, *Der Herr* (Würzburg 1951), 360

⁷⁵ Udana III, 10

Gottes. Nicht ein allmählich reifender Erfolg bei Nachdenklichen ist ihm beschieden sondern eine kurz aufflackernde Massen-Begeisterung, die sehr bald zum Grund für seinen schmachvollen Verbrechertod in noch jungen Jahren wird. Von seinem Gott und den Menschen verlassen, stirbt er ans Kreuz genagelt mit einem lauten Schrei – Buddha löst sich friedlich liegend aus dem innerlich längst überwundenen Rest irdischen Anhaftens.

Gemeinsam ist beiden Jüngergruppen, daß sie ihren Meister für den einzigen halten. »Niemand kommt zum Vater außer durch mich«, sagt Christus laut Johannes (14,6); Buddha sieht sich ebenso: »Ich habe keinen Lehrer, ein gleicher wie ich wird nicht gefunden, in der Welt mit ihren Göttern ist kein mir Ebenbürtiger ... Ich bin der höchste Meister«, heißt es im Majjhimanikaya, einem kanonischen Text.⁷⁶ Den Stiftern war dieser Gegensatz nicht bewußt. Buddha lebte Jahrhunderte vor Jesus; dieser konnte Buddhas Lehren nicht begegnen.

b) Ineinander enthalten

Wenn Wortführer der einen Weltreligion die andere pauschal verurteilen, sollen wir das zur Kenntnis nehmen und davon Wichtiges lernen – nur so aber, daß wir im pauschalen Nein gegen den fremden Glauben ein bestimmtes Nein gegen eine bestimmte Gefahr seiner Einseitigkeit aufspüren. Kardinal Ratzinger nannte 1997 den Buddhismus »eine autoerotische Spiritualität« und warf ihm vor, er »suche Transzendenz, ohne konkrete religiöse Pflichten aufzuerlegen«.⁷⁷ Umgekehrt bemerkt der japanische Zen-Meister Suzuki über das Christentum: »Gott gegen Mensch. Mensch gegen Gott. Mensch gegen Natur. Natur gegen Mensch. Natur gegen Gott. Gott gegen Natur. Sehr komische Religion.«⁷⁸

Tatsächlich *lebt* jede der beiden Glaubensweisen die fremde Wahrheit mit, selbst wenn die im *Ausdruck* der Lehre am Rand bleibt. Statt wie in vorökumenischer Zeit daraus auf einen Selbstwiderspruch zu schließen, sollten wir in jenem Prinzip, das Kardinal Ratzinger im Hinblick auf »teilidentifizierte« Katholiken aufgestellt hat, eine noch viel weiter reichende Regel auch der Großen Ökumene erkennen: »Dieses Bewußtsein, nicht ein geschlossener Club, sondern immer aufs Ganze hin geöffnet zu sein, ist ein untrennbarer Bestandteil der Kirche.«⁷⁹ Sobald solche Offenheit aufs größere Ganze hin auf beiden Seiten einer Sinnspannung verwirklicht wird, ergibt sich das m.E. einzig tragfähige Programm des »wechselseitigen Inklusivismus«. Nur er überwindet das sonst unlösbare Trilemma, daß keiner der drei diskutierten Ansätze Exklusivismus, (einseitiger) Inklusivismus, Pluralismus echten Glaubensfrieden ermöglicht.

Illustriert wird das verheißungsvolle wechselseitige Enthaltensein von der Anekdote, wie der Jesuit Karl Rahner († 1984), zum Tee bei einem japanischen Zen-Meister geladen, diesen fragt, ob

⁷⁶ Zitiert von Gustav Mensching im empfehlenswerten Buch »Buddha und Christus« (Stuttgart 1978), 99

⁷⁷ Zitiert von John Allen, THE TABLET, 18 Sept 2004, 4

⁷⁸ Zitiert von Joseph Campbell, The Power of Myth (Doubleday, 1988), 66

⁷⁹ Gott und die Welt (München 2005), 476

er damit einverstanden sei, dem Gast als anonymer Christ zu gelten. »Gewiß«, lächelt der andere, »wenn Sie gleichfalls zustimmen, daß Sie ein anonymer Buddhist sind.« Rahners Antwort ist nicht überliefert. Da jeder Glaube das Ganze meint und die Menschheit eine ist, deshalb scheint der Begriff einer unerkannten Zugehörigkeit notwendig: ohne ihn könnten wir uns nicht als *eines* annehmen. Man darf dabei aber nicht an einseitige Inklusivität denken, sondern immer nur an wechselseitige. Physikalisch können zwei Körper nicht ineinander sein, liebend zwei Geister durchaus, jede gelingende Ehe ist ein Beispiel. Erniedrige ich den anderen Glauben aber zur Vorstufe oder Randstation, während meiner die Fülle oder das Zentrum sei, dann denke ich imperialistisch, nicht dialogisch.

Zwar sprach der jüdische Denker Will Herberg (als Exkommunist gewohnt, Gegner flott zu widerlegen) 1951 von buddhistischem Selbstwiderspruch statt von der impliziten Anerkennung der jüdischen Wahrheit durch Buddhas Leben, doch dürfen wir seine wichtige Einsicht heute in diesem anderen Sinn weiterdenken: »Wenn die Annahme des Buddhismus zutrifft, daß das höchste Gut die Befreiung des Selbst von seiner empirischen Daseinsform und das Erreichen des ‚endlosen Friedens‘ im Nirwana ist und daß Buddha, wie es der Buddhismus ebenfalls lehrt, über das notwendige Wissen verfügte, um dieses Ziel zu erreichen, warum hat er dann von diesem rettenden Wissen keinen Gebrauch gemacht, ‚für sich und durch sich‘? Warum hat er, anstatt sich hier und jetzt selbst zu befreien, wozu er in der Lage gewesen wäre, seine Befreiung für später aufgehoben und statt dessen seinen Mitmenschen gepredigt? Was hatte er mit seinen Mitmenschen im Sinn? Das Verhalten Buddhas und zahlloser Prediger des Buddhismus nach ihm ergibt keinen Sinn und widerspricht den Voraussetzungen des buddhistischen Denkens selbst; wie ich gezeigt habe, läuft es letztlich auf eine grundsätzliche Widerlegung des Buddhismus hinaus. Es hat den Anschein, als habe Buddha an der entscheidenden Stelle nicht in Übereinstimmung mit den Forderungen des Buddhismus gehandelt: ‚Rette dich durch dein eigenes Bemühen‘, sondern in Übereinstimmung mit dem Gebot der hebräischen Religion: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‘ Der allererste Auftritt des Buddhismus war daher, auf der grundsätzlichen Ebene, eine Widerlegung seiner selbst.«⁸⁰

Buddha hielt sich also, scheinbar gegen seine eigene Botschaft, um der geschichtlich wirksamen Heilkraft seiner ungeschichtlichen Wahrheit zugunsten der in der Geschichte umherirrenden Menschen willen, an Gottes Liebesgebot. Dies ist keine Deutung von außen her, sie findet sich bereits in Pali-Texten. Die überliefern ein Gespräch »zwischen dem Buddha und dem Gott Brahma Sahampati (‚Herr über sich selbst‘). Offenbar hat sich Gotama, um seinen inneren Zwiespalt bildhaft zu machen, bei der Schilderung seiner anfänglichen Unsicherheit dieser dem Volk vertrauten Göttergestalt als eines Gegenargumentators bedient ...

⁸⁰ Die Grundanschauungen der hebräischen Religion, in: Lust an der Erkenntnis, hgg. Von Schalom Ben-Chorin und Verena Lenzen (München 1988), 412

Der Buddha: Diese Welt ist Sinnesfreuden hingegeben, meine Lehre (*dhamma*) aber zielt auf das Aufgeben aller Anhaftungen und die Zerstörung der Gier. Wenn ich die Lehre, die gegen den Strom angeht, darlegte und die Leute mich nicht verstünden, so wäre dies für mich ermüdend und schmerzlich.

Brahma: Zugrunde geht die Welt, wenn sich der Vollkommen Erleuchtete nicht zur Verkündigung der Lehre entschließt. Möge der Erhabene deshalb die Lehre darlegen! Es gibt Wesen, deren Augen kaum mit Staub bedeckt sind; wenn sie die Lehre nicht hören, sind sie verloren. Wenn sie aber die Lehre vernehmen, werden sie (zur Erlösung) gelangen.

Brahmas Argument weckte Gotamas Mitleid für die Wesen, und mit dem Ausruf: ‚Geöffnet seien allen, die hören, die Tore zur Todlosigkeit!‘ willigte er ein, die Lehre zu offenbaren. Befriedigt verneigte sich Brahma vor dem Buddha, umschritt ihn nach indischer Etikette im Rechtskreis und verschwand.«⁸¹

Die Spannung personal/impersonal ist dem Buddhismus innerlich. Auch dem Christentum? Ich glaube: ja. Jesu und unser wahrer Ursprung ist nicht die innergeschichtliche Zeugung durch einen Mann, sondern das Entstehen aus dem göttlichen ATEM vor, nach und hoch über allen Differenzen. Dies ist – bei Jesus – der tiefe Sinn seiner Geburt aus der Jungfrau, dasselbe behauptet der Evangelist Johannes von allen Christen, »die nicht aus dem Geblüt und nicht aus Fleisches Willen und nicht aus Mannes Willen, sondern aus Gott gezeugt sind« (Joh 1,13). Als ich deshalb zu meinem Vater sagte, daß auch wir beide Jungfrauenkinder sind, hat er protestiert: mindestens bei mir wisse er genau, dem sei nicht so. Es stimmt aber doch. Seit *einst* sind wir in IHR der grenzenlosen LIEBE, die hoffentlich nie von uns entbunden wird, uns nicht wie jemand gegenübersteht, sondern uns als »das göttliche Milieu«⁸² allseits belebend umgibt. In SIE kehren wir nach den Wirrnissen der Geschichte *einst* auch wieder heim, wenn wir wie Jesus »den Atem hingeben« (Joh 19,30), zurückströmen lassen in den ewigen Atemhauch zwischen Gott und seinem Kind. Als Jesus dem mitgekreuzigten Räuber und seinen Peinigern zuletzt vergab, war von allen innergeschichtlich notwendigen Frontstellungen (»ich aber sage euch«) nicht mehr die Rede, einzig der Große Friede galt noch, der von Pfingsten aus dann versöhnend in die Weltgeschichte einbrechen sollte.

c) Fremdheit *und* Gemeinsamkeit

Beide Meister lebten, wenngleich je anders akzentuiert, beide göttliche Dimensionen, die personhafte wie die unpersönliche. Deshalb tun ihre Jünger gut daran, jeden Pol nicht nur am eigenen Rand zu suchen sondern in der fremden Mitte. Dort strahlt er stärker. Das geschieht bereits. Zum einen »ist festzustellen, daß allenthalben statt der früheren Weltverneinung des alten

⁸¹ Hans Wolfgang Schumann, *Der historische Buddha* (Köln 1982), 80 f

⁸² Titel eines wichtigen Buches von Teilhard de Chardin

Buddhismus eine positive *Weltgestaltung* angestrebt wird. Während der alte Buddhismus die Diesseitsaufgaben gering bewertete oder gar leugnete,⁸³ wird jetzt vielfach der Diesseitsvorteil, den der Buddhismus bringt, in den Vordergrund gestellt. Hier wie in allen anderen großen Religionen der Gegenwart, wird das soziale Verpflichtungsbewußtsein der Menschen stark betont.«⁸⁴

Zum andern sind viele Christen vor allem vom Zen-Buddhismus fasziniert.^f Der Jesuit Hugo Lassalle, der Benediktiner Willigis Jäger^s, der Pallottiner Johannes Kopp, die Ordensfrau Ludwigis, der Protestant Ludwig Frambach und andere Meditationslehrer lassen westliche Zeitgenossen spüren, daß ihnen etwas fehlt, was sich von Buddha lernen läßt. Wenn von betont »christlicher« Seite darauf lieblos gekontert wird, das finde sich alles auch in der eigenen Tradition, dann mag das sachlich sogar zutreffen (Meister Eckhart und Johannes vom Kreuz werden von asiatischen Mystikern »kollegial« hochgeachtet), verfehlt aber den entscheidenden Punkt. Nicht um christlichen Selbstruhm geht es, sondern um Religionsfrieden und aller Menschen Heil. Wer sind wir, fragile Brücken niederzureißen, die vom einen Geist Gottes über alle möglichen Verstandesabgründe hinweg inspiriert und von friedensmutigen Menschen gewagt werden?

Dabei müssen wir stets auf beides achten: zum einen, daß die Brücke nicht einstürzt, zum andern, daß wir sie nicht als Straße in derselben Gegend ausgeben. Sowohl die Fremdheit ist wichtig als auch das gemeinsam Menschliche. Ein dreitaktiger Rhythmus bietet sich an. Den Anfang mache Gustav Mensching: »Zunächst und vor allen Dingen sollte das Fremdheitsgefühl dem Buddhismus und der buddhistischen Welt gegenüber abgebaut werden durch Korrektur von Vorurteilen dem Buddhismus gegenüber.«⁸⁵ Je gründlicher irrierte Vorurteile beseitigt werden, um so schärfer tritt die eigentliche Fremdheit hervor. Karl Jaspers mahnt: »Wir dürfen nie vergessen, daß bei Buddha und im Buddhismus eine Quelle fließt, die wir für uns nicht haben fließen lassen, und daß hier eine Grenze des Verstehens liegt. Wir müssen den außerordentlichen Abstand des Ernstes sehen und die billigen und schnellen Annäherungen verwehren. Wir müßten aufhören zu sein, was wir sind, um an der Wahrheit Buddhas wesentlichen Anteil zu gewinnen. Der Unterschied ist nicht der von rationalen Positionen, sondern der von Lebensverfassung und Denkungsart selbst.«⁸⁶ Drittens fährt Jaspers fort: »Aber über der Ferne brauchen wir den

⁸³ »Vielleicht hatte der eine oder andere Stifter gehofft, die Bhikkhus (Mönche) würden sich an der Gestaltung und Pflege des Klosterparks zumindest beteiligen, doch Gotama ließ dies nicht zu. Ein Parkpfleger muß unerwünschte Pflanzen bekämpfen; einem Bhikkhu stand das Beschneiden und Vernichten von Pflanzen nicht an. Zudem setzt jegliche Gartenarbeit eine Erfolgshoffnung voraus, die den Geist an die Welt bindet. Der Bhikkhu aber hat sich seiner Erlösung zu widmen und darf sich durch nichts ablenken lassen, auch nicht durch die Freude am gedeihenden Werk seiner Hände.« (Schumann, *Der historische Buddha*, 202)

⁸⁴ Gustav Mensching, »Buddha und Christus« (Stuttgart 1978), 248

⁸⁵ Gustav Mensching, »Buddha und Christus«, 244

⁸⁶ *Die großen Philosophen*, I. Band [1957] (München 1991), 153

Gedanken nicht zu verlieren, daß wir alle Menschen sind. Es handelt sich überall um dieselben Daseinsfragen des Menschen. Hier bei Buddha ist eine große Lösung gefunden und verwirklicht, die zu kennen und nach Kräften zu verstehen uns aufgegeben ist.«

Niemand kann für Fremdheit und Gemeinsamkeit *zugleich* eintreten; doch ist jeder gehalten, sich jeweils auf einer Seite dieser Wippe zu engagieren, ohne die andere schlechtzumachen. Mit einem anderen Bild: Als während des Taifuns viele Matrosen über Bord gespült wurden, war der Sklave seiner Kette dankbar. Ideologien geben Halt, zeigen das Ganze in verständlichem Licht. Solchen Halt soll der Theoretiker nicht zerstören. Kann er ihn durch einen besseren ersetzen? Geschmeidiger als die eine Kette schützt die ausbalancierte Spannung verschiedener Tauere.

In den folgenden beiden Abschnitten untersuchen wir, wie die fernöstliche Ur-Eins-Wahrheit die westlich-innergeschichtlichen Ich- und Du-Dimensionen ausbalancieren kann, damit Menschen seelisch gesund sind.

3) GEGENSÄTZLICHE ICH-VERSTÄNDNISSE

a) Bin ich *eine* Person oder eine Vielheit von Daseinsfaktoren?

Für den biblischen Glauben bin *ich* ein Geschöpf Gottes, von seiner Liebe seit Ewigkeit erwählt, durchs irdische Dasein geleitet und zu Ewigem Leben bestimmt. Buddha hingegen predigt das *Nicht-Ich* (anatta). Was es gibt, sind bloß meine biologischen und psychologischen Daseinsfaktoren, die feuerwerksgleich aufblitzen und sofort wieder entschwinden. Nicht aber gibt es in Wirklichkeit so etwas wie mein Ich. Solange es, samt seinen Begierden und Ängsten, nicht als Illusion durchschaut wird, gibt es für einen Menschen kein Heil, beständig wächst sein Unheilskarma an, vergiftet sein Dasein und den ganzen Kosmos. Nur indem diese Illusion zerplatzt, werde ich zur Wahrheit befreit.

Ein Berliner Witz eignet sich zur Zen-Anekdote: Ein Mann mit der Schnapsbuddel in der Rechten tastet sich mit der Linken immerfort um eine Litfaßsäule herum, bis er wimmernd lallt: "Entsetzlich - lebendig eingemauert!" Man lacht über den armen Betrunkenen und merkt nicht, daß er (symbolisch) einen Schritt weiter ist als (in Wirklichkeit) man selbst. Er konzentriert sich auf den inneren Kerker, der von den meisten noch nicht einmal geahnt wird. Insofern ist er aufgeklärter als so manche egovertarrte Respektsperson, die sich behäbig um sich selber dreht und von ihrer Haft, Selbstverhaftung nichts weiß. Beide müßten jetzt in derselben Dimension, in der sie auf die Grenze stoßen, die Richtung umpolen: dann stünden sie frei vor der - berühmten Zen-Stichwort! - »offenen Weite«.

Was also bin ich? Eine wirkliche Person, die sich durch kürzere oder längere Zeiten hin als sie selbst durchhält und nach ihrer Lebenszeit wirklich zu Gottes überwirklichem Reich gehören darf – oder ein als dauernd und substantiell bloß gewöhntes Aus- und Nacheinander nichtiger

Momente, deren grundlosen Eigenwahn ich total aufgeben muß, um endlich unbefangen, unangefochten von illusionären Ansprüchen aller möglichen eingebildeten Instanzen – »Ich«, »Überich«, »Selbstideal«, »Gott« usw. – Nu für Nu friedlich im Ganzen mitzuleben?

b) Das Gleichnis der zweierlei Uhren

Die Ichgefühle von Buddhismus und Christentum widersprechen einander. Dennoch lassen sie sich so verbinden, daß jedes eine naheliegende Fehldeutung des anderen korrigiert. Dazu hilft ein Vergleich der beiden Armbanduhren, die wir schon kennen. Rechts bewegen sich drei Zeiger, links bewegt sich nichts, nur erscheinen im Sichtfeld verschiedene Ziffern. Unterschätzen wir nicht die Macht der sinnlichen Anschauung über unser Lebensgefühl. Es ist nicht dasselbe, ob die Zeit - wie der Uhrzeiger es andeutet - aus der Vergangenheit kommend jetzt auf die Zukunft hin unterwegs ist, oder ob jeglicher Augenblick gewissermaßen aus dem Nichts der Zukunft kommt, kurz währt und dann in die Vergangenheit entschwindet.

Sehen wir uns die herkömmliche Analoguhr genauer an. Ihren Stundenzeiger verdankt sie wahrscheinlich dem wandernden Schatten der Sonnenuhr. Der tägliche Sonnenlauf über den Himmel hin ist ja die »Ur-Uhr«, längst bevor Menschen auf sie zu achten und bei ihrem Aufgang, Höchststand und Untergang die vergehende Zeit als solche zu erfassen lernten. Wie die Sonne über den Himmel, so wandert der Zeiger über das Zifferblatt und der Mensch durch sein Leben. Auch dieses kennt Morgen, Mittag und Abend. Kein Wunder, daß der Betrachter einer Uhr unversehens im Zeiger sich selbst erblickt: meine Zeit, ja die Zeit überhaupt kommt von dem her, was schon war, ist aktuell jetzt, in der Gegenwart, und bewegt sich auf die Zukunft hin.

Was wird aus dem Wanderer, wenn ihm »die letzte Stunde schlägt«? Gleich dem Uhrzeiger ist er auf langem Wege stets derselbe geblieben. Persönliche Identität durch alle Tiefs und Hochs der Zeitumstände hin - kein handfesteres Symbol kann ich mir für sie vorstellen als einen soliden, von Patina bedeckten Uhrzeiger. Was wird aus ihm nach seiner letzten Stunde? So stellt sich in diesem Bild die Große Frage.

Die Idee liegt nahe, daß er vom Zifferblatt abgehoben und entweder weggeworfen oder anderswohin verbracht wird, sagen wir: in den Himmel, wo es zwar keine Zeit wie hier mehr geben wird, wohl aber hoffentlich uns, die jetzt Zeitverhafteten und im Tod von ihrer Tyrannei Befreiten. Wer sein Selbstverständnis mit diesem Schema ausdrückt, stellt sich das ewige Leben als eine Art »Zeit nach der Zeit« vor, gleich als liefe die Zeit doch irgendwie weiter (man sagt »Zeit« und meint: Uhrzeiger; nur als dieser »läuft« die Zeit!). Zeigeruhr und abendländisches Menschenbild passen gut zueinander. Wie der Uhrzeiger kommt auch der Mensch aus der Vergangenheit und wandert in Richtung Zukunft.

Denken wir uns jemanden, der nie einen Uhrzeiger gesehen, die Zeit immer nur von Ziffern abgelesen hätte. Gäbe es für ihn weder »die Zeit« noch sein »Ich«, jederzeit mit sich identisch?

Würde er nicht geneigt sein, alles was sich in der Wirklichkeit tut, nach dem zu deuten, was im Sichtfeld der Uhr geschieht? Und das ist keine Bewegung einer Substanz über ein geformtes Feld, vielmehr die wechselnde Erscheinung isolierter Ziffern-Kombinationen auf einem formleeren Grund.

Meine Uhr kommt aus Japan. Zufall? »Wer richtig hinsieht, kann nur den Wandel feststellen, nur viele Einzelelemente, die sich unaufhörlich ablösen ... Diese Daseinsfaktoren nennt Buddha ‚Dharma‘ ... Es gibt kein erfahrbares Selbst, weil es keine Dauer gibt. Es gibt lediglich eine Vereinigung vieler Dharmas, die eine bestimmte Persönlichkeit bilden ... Man könnte die menschliche Persönlichkeit mit einem Feuerwerk vergleichen, das in Zeitlupe abläuft: Jeder Feuerwerkskörper entspräche einem Dharma: er leuchtet auf und verglüht, um neuen Raketen Platz zu machen. Das Ganze ist ein Feuerwerk, aber es ist im einzelnen nicht faßbar, da es nicht beständig ist.«⁸⁷

Wie die Ziffern aus dem Nichts erscheinen und sofort wieder verschwinden, hat etwas Faszinierendes. Wirklich aus dem Nichts kommen sie, werden durch keinerlei Bewegung von irgendwo her ins Blickfeld transportiert. Jede war vor ihrer Erscheinung noch zukünftig, am Kommen: danach ist sie vergangen, gewesen, vorbei. Wollen wir metaphorisch doch von Bewegung sprechen (das Auge hat diesen Eindruck), so bewegen sich die Ziffern mithin aus der Zukunft durch die Gegenwart in die Vergangenheit.

Aus dem Reich der Möglichkeiten ins irdische *Werden* und sofort wieder weg - wohin? So stellt die Große Frage sich in diesem Bild. Die eine Antwort heißt: Ins Nichts, ins restlose Erlöschen (Nirwana) und ewige Erloschensein. Die andere Antwort heißt: zum ewigen SEIN, zur nichts – außer den Fehlern und Zweifeln – verlierenden Fülle aller Einzelmomente, ähnlich wie wenn ein Ensemblesänger beim (dirigentenlosen!) kleinen Konzert jeden geprobtten Ton endlich fehlerlos singt und begeistert um ihn her das ganze Werk vernimmt. Durchs Werden zum Erlösten, endgültig von Ich-Illusion befreiten SEIN im Ganzen, da jeder meiner Augenblicke nicht mehr in seine Egohaft gesperrt ist sondern frei schwingt, so läßt die Heilshoffnung solcher Buddhisten sich ausdrücken, denen das Nirvana nicht totales Nichts ist sondern das Reine Land, das andere Ufer, die liebliche Oase, wo der unersättliche Lebensdurst verlöscht.

c) Gespannte Doppelwahrheit

Für Verstand und Gefühl eines Menschen scheinen Wirklichkeit und Nichtigkeit seines Ich unvereinbar; entweder bin ich wirklich oder ein Wahn. Warum folgt aus dem unauflösbaren Gegensatz auch diesmal kein Widerspruch? Weil der in beiden Logiken entscheidende Mittelbegriff doppelsinnig ist, z.B . in Form des Wortes »zeithaft«.

buddhistisch	christlich
--------------	------------

⁸⁷ Dieter Faßnacht, Buddhismus (München 1976), 18

Was zeithaft ist, nämlich kurz aufblitzt und sofort für immer entschwindet, ist nicht wirklich, sondern eine Illusion.	Was zeithaft ist, nämlich vom guten Gott als winziger Teil des Universums geschaffen und zur Fülle aller Zeiten bestimmt, ist wirklich, keine Illusion.
Ich bin in diesem Sinn zeithaft.	Ich bin in diesem Sinn zeithaft.
Also bin ich nicht wirklich, sondern eine Illusion.	Also bin ich wirklich, keine Illusion.

Noch radikaler zeigt der Gegensatz beider Selbstverständnisse sich, wenn man als Mittelbegriff »diese Person« verwendet:

buddhistisch	christlich
Wenn diese Person nur diese und keine der Milliarden anderer ist, bin ich nichtig.	Wenn diese Person ein lebendiges Glied im Verbund mit allen ist, bin ich wirklich gültig.
Diese Person ist nur diese, und keine der Milliarden anderer.	Diese Person ist ein lebendiges Glied im Verbund mit allen.
Also bin ich nichtig.	Also bin ich wirklich gültig.

An dieser Formulierung zeigt sich, daß der Gegensatz beider Weltreligionen eine Sinnspannung repräsentiert, die jedem vernünftigen Glauben innerlich ist. Solange jemand der Meinung ist, er oder sie als dieses Einzelwesen sei besonders wichtig, so lange braucht sie oder er den buddhistischen Impuls, muß sich deshalb aber nicht notwendig nach Osten wenden. Auch das Christentum weiß von der Nichtigkeit eines isolierten Ich.⁸⁸ Seit langem liebe ich das folgende Gespräch im Vorhimmel. Der dienstuende Geist weist einen frisch eingetroffenen Intellektuellen ein:

»Jeder Dichter und Musiker und Künstler wird, wenn ihm die Gnade nicht hilft, abgezogen von der Liebe zur Sache, von der er erzählt, hin zur Liebe zum Erzählen, bis sie dann, in der tiefen Hölle, sich überhaupt nicht mehr für Gott interessieren können, sondern nur für das, was sie von ihm sagen. Denn, weißt du, mit dem Am-Malen-interessiert-Sein hat es nicht sein Bewenden. Sie sinken tiefer - sie fangen an, sich für ihre eigene Persönlichkeit zu interessieren und dann für nichts als für ihren eigenen Namen.«

»Ich glaube nicht, daß ich darüber zu sehr bekümmert bin«, äußerte der Schatten steif.

⁸⁸ Dazu eine hübsche Lese Frucht von 1803: »Macht sich ein Mensch, Bruder, aus den Menschen nicht viel, so bin ich stiller als einer dazu; nur mach' er sich auch nicht mehr aus sich, und im Streitfall seines und fremden Glücks wähl' er großmütig. Hingegen ein echter, recht frecher Selbstsüchtling, der ganz unverschämt gerade die Liebe begehrt, die er verweigert, der die Welt in einer Kochenilmühle mahlen könnte, um sich Weste und Wangen rot zu färben, der sich für das Herz der Allheit ansieht, deren Geäder ihm Blut zu- und abführt, und der den Schöpfer und Teufel und Engel und die gewesenen Jahrtausende bloß für die Schaffner und stummen Knechte, die Weltkugel für die Dienerhäuser eines einzigen erbärmlichen Ichs nimmt: - Walt, es ist bekannt, einen solchen könnt' ich gelassen und ohne Vorreden totschiessen und verscharren. Die Leidenschaften sind doch wenigstens kecke, großmütige, obwohl zerreißen Löwen; der Egoismus aber ist eine stille, sich einbeißende, fortsaugende Wanze. Der Mensch hat zwei Herzkammern, in der einen sein Ich, in der andern das fremde, die er aber lieber leer stehen lasse, als falsch besetze. Der Egoist hat, wie Würmer und Insekten, nur eine« (Jean Paul, Flegeljahre, Nr. 18).

»Das ist vortrefflich«, sagte der Geist. »Nur wenige von uns hatten das ganz überwunden, als wir zuerst hier eintrafen. Aber wenn von dieser Entzündung noch irgend etwas übriggeblieben ist, so wird es heilen, wenn du zur Quelle kommst.«

»Zu was für einer Quelle?«

»Die ist oben in den Bergen«, sagte der Geist. »Sehr kalt und klar, zwischen zwei grünen Hügeln. Ein wenig wie Lethe. Wenn du davon getrunken hast, vergißt du für immer alle Eigentümerschaft deinen Werken gegenüber. Du genießt sie ganz so, als wären sie von jemand anderem: ohne Stolz und ohne Bescheidenheit.«⁸⁹

d) Negative Identität

Läßt sich die Unterscheidung zwischen Nichtigkeit und Wirklichkeit des Ich in eine Kurzformel bringen? Eine solche müßte sowohl die einen (für die das Wort »ich« nur ihr individuelles Ich bedeutet) vor falschem Hochmut behüten als auch den anderen (die nicht mehr im Bann ihrer abgegrenzten Besonderheit stehen) ihre wunderbare Würde zum Bewußtsein bringen. Bei diesem Versuch bediene ich mich eines christlichen Sprachkleides; anders Gläubige können die gemeinte Wahrheit leicht in ein eigenes umziehen.

Auf die traditionellen Gegensätze von Geist und Materie oder Seele und Leib sollten wir nicht zurückgreifen. Zu schlimm waren die Folgen. Was haben Menschen leiden müssen, weil eine ungenaue theologische Sprache die Materie, den Leib, das Fleisch für widergöttlich erklärte! Den Leib des Menschen Staub oder tierisch, seine Seele göttlich zu nennen: das kann richtig gemeint sein und war es wahrscheinlich in den Zeiten, die diesen Sprachgebrauch erfanden. Aber diese Redeweise wäre heute mit so vielen Mißverständnissen belastet, daß sie nicht mehr zu verantworten ist. Vor allem aber ist sie nicht genau genug. Wenn es wahr ist, daß in meinem Nächsten Christus lebt, dann ist es auch Christus, der in ihm Hunger oder Zahnweh hat - sein Leib gehört zum Leib Gottes. Umgekehrt ist das widergöttliche Pochen auf die abgesonderte »Eigenheit« (Eckhart), der sündige Egoismus des Hochmütigen, nicht auf den Körper beschränkt, findet sich viel ärger in Seele und Geist.

Sollen wir statt dessen vielleicht zwischen Diesheit, Eigenheit, Besonderheit auf der einen Seite und dem allgemeinen, gemeinsamen Einen andererseits unterscheiden? Auch das ist im Laufe der Geschichte schon versucht worden, hat aber ebenfalls nichts gefruchtet. Denn, vergessen wir es nicht: das Einzelne, Bestimmte ist ja gerade auch ein Moment des Absoluten! Ich und der Vater sind eins, sagt Jesus. Wenn wir das Besondere für ungöttlich und nur das Allgemeine für absolut erklärten, fielen wir in den schrecklichen Fehler aller Ideologien, die das Einzelne nur als Fall des Allgemeinen gelten lassen: Inquisition und KZ sind Folgen

⁸⁹ C. S. Lewis, Die große Scheidung, Siebenstern TB 74, S. 88

dieses Wahns. Das göttliche Eine und Selbe in allen Menschen ist gerade nicht die »Menschheit«, weder als blasse Abstraktion noch als verschlingendes Kollektiv genommen, vielmehr ist es Gott selbst, der Allerkonkreteste, der in Peter ganz dieser Peter und in Gabi ganz diese Gabi sein will. So wenig die Sprache des Glaubens den Leib als solchen abwerten darf, so wenig die Besonderheit als solche.

Nur die Klärkraft der Negation vermag uns weiterzuhelfen. Materie, Leib, Fleisch, Diesheit, Besonderheit, Einzelheit, Eigenheit: das sind alles positive Begriffe. Deshalb taugen sie nicht als Gegenbegriff gegen die »Große Einheit«. Wenn Peter darauf stolz ist, daß er Peter ist: dagegen ist nichts zu sagen. Denn Gott selbst will in Peter Peter sein. Sobald Peter sich aber darauf etwas einbildet, daß er nicht Ibrahim ist: dann verdirbt sein Stolz zum Hochmut. Denn dieselbe WIRKLICHKEIT, die in Peter Peter sein will, ist ja auch Ibrahim in Ibrahim. Sofern ich also dieser *und nicht jener* bin, insofern bin ich keineswegs Alles, sondern nichtig. Wir alle wissen aus schmerzlicher Erfahrung, wie real in uns diese Nichtigkeit ist. Insofern ich nicht jener bin und diese Getrenntheit in freiem Fehlvollzug mit mir selbst verwechsle: insofern bin ich nichtig. Nennen wir den Wahn, nicht jener zu sein: *negative Identität*. Den Drang, sie lieblos zu vollziehen, hat Buddha als Unheil durchschaut und ist so ins wahnlose HEIL durchgebrochen. Wer seinem Rat folgt, kann dasselbe erreichen.

Indem jemand sich *gegen* die anderen versteht, vollzieht er eine negative Identität. Nicht seines Weins freut er sich, sondern daß der edler ist als der billige von nebenan. Sein Radfahren macht ihm weniger Spaß, als es ihn bekümmert, daß er nicht mehr so flott fährt wie früher. Und eben hat ihn gar eine nicht einmal so junge *Frau* überholt! Des Nachbarn Gras ist immer viel grüner. Am extrem bösen Fall wird das allgemeine Muster deutlich. Warum schänden Neonazis einen Judenfriedhof?

»Die Vorstellung, einer kleinen, aufrechten Minderheit anzugehören, die sich tapfer gegen mächtige Feinde zur Wehr setzt, schafft Zugehörigkeitsgefühle und gehört zur zentralen Identitätskonstruktion der Rechtsextremisten. Es handelt sich um eine negative Identität, die sich in Abgrenzung von den ‚feindlichen Mächten‘, ihren vermeintlichen Eigenschaften und schädlichen Werten bildet. Je dämonischer das Feindbild gezeichnet wird, desto heller erstrahlt das Selbstbild. In dieser dualistischen Konstruktion werden dem Feind alle negativen Eigenschaften zugeordnet. Hingegen bleiben für die eigene Gruppe die positiven Wertungen reserviert. Indem man gegen das vermeintlich ‚Böse‘ ankämpft, bekennt man sich automatisch zum ‚Guten‘. Man darf jetzt im Namen des Guten schrecklich böse sein.«⁹⁰

⁹⁰ Rainer Erb, Der Jude ist an allem schuld. Antisemitismus im militanten Rechtsextremismus (Tribüne 43 [2004]/4, 122)

Kristallklar bringt der geniale russische Christ Wladimir Solowjow auf den Punkt, worum es geht: »Wenn der Mensch so kleinmütig ist, daß er nicht einmal an sich selber zu glauben vermag - wie kann er an etwas anderes glauben? Die Grundlüge und das Grundübel des Egoismus bestehen nicht in diesem absoluten Selbstbewußtsein und dieser Selbsteinschätzung des Subjekts, sondern darin, daß es, während es sich gerechterweise unbedingte Bedeutung zuschreibt, anderen ungerechtermaßen diese Bedeutung verweigert; indem es sich selber als den Mittelpunkt des Lebens betrachtet, was es auch in der Tat ist, verlegt es die anderen an die Peripherie seines Seins, beläßt ihnen nur einen äußerlichen und relativen Wert.

Im abstrakten, theoretischen Bewußtsein läßt natürlich jeder Mensch mit ungetrübtem Verstand stets die volle Gleichberechtigung anderer mit sich zu; aber im Bewußtsein, das dem praktischen Leben eigen ist, in seinem inneren Gefühl und in der Tat behauptet er den unendlichen Unterschied, die völlige Unvergleichbarkeit zwischen sich und den anderen: Er selbst an sich ist alles, sie an sich sind nichts. Indessen kann der Mensch bei einer solchen ausschließlichen Selbstbehauptung gerade das nicht wirklich sein, was er zu sein glaubt. Die unbedingte Bedeutung, die Absolutheit, die er mit Recht für sich beansprucht, aber zu Unrecht den anderen abspricht, hat an sich nur einen potentiellen Charakter - es ist nur eine Möglichkeit, die ihre Verwirklichung verlangt. Gott ist alles, das heißt er besitzt in einem absoluten Akt allen positiven Inhalt, die ganze Fülle des Seins. Der Mensch (im allgemeinen und jeder individuelle Mensch im besonderen) kann, indem er tatsächlich nur dieser und nicht ein anderer ist, nur dann alles werden, wenn er in seinem Bewußtsein und seinem Leben die innere Scheidewand fallen läßt, die ihn vom anderen trennt. ‚Dieser‘ kann ‚alles‘ nur zusammen mit den anderen sein; nur zusammen mit den anderen kann er seine unbedingte Bedeutung verwirklichen, ein untrennbarer und unersetzlicher Teil des all-einigen Ganzen, ein selbständiges, lebendiges und eigenartiges Organ des absoluten Lebens werden. Die wahre Individualität ist ein gewisses bestimmtes Abbild der All-Einheit, eine gewisse bestimmte Art der Aufnahme und der Aneignung alles anderen. Indem der Mensch sich außerhalb von allem anderen behauptet, nimmt er seinem eigenen Dasein den Sinn, beraubt es seines wahren Lebensinhaltes und verwandelt seine Individualität in eine leere Form. Somit ist der Egoismus keineswegs Selbstbewußtsein und Selbstbehauptung der Individualität, sondern im Gegenteil Selbstverneinung und Untergang.«⁹¹

Auch Jesus bekämpft diese negative Identität. Nicht weil der Pharisäer Gott für sein vorbildliches Leben dankt, verdient er Tadel, sondern weil er (»nicht wie dieser Zöllner da!«) einen Mitmenschen abwertet. Warum sollen Christen sich dennoch auch von Buddha belehren lassen und – statt neidisch auf die spirituelle Konkurrenz zu blicken – die zunehmende Zahl europäischer Buddhisten begrüßen und mit ihnen Freundschaft halten? Mir scheint: Eben weil

⁹¹ Deutsche Gesamtausgabe der Werke von Wladimir Solowjew, Band 7 (Freiburg 1953), 218 f

Jesus – wie wir sahen - nie ein heiler Mensch *geworden* ist, es vielmehr als göttliche Person von Anfang an war, darum können wir von Buddha besser als von Jesus lernen, wie jemand ein heiler Mensch *wird*. Denn wie ein solcher Werdeprozeß sich gestaltet, darin hatte Jesus keine eigene Erfahrung, konnte mithin seinen Jüngern auch keine weitergeben.

Zwar hat er – das gehört untrennbar zum Menschenleben – manches Vorurteil seines Volkes anfänglich mitgeschleppt und sich wahrscheinlich geschämt, als er eine heidnische Frau zu den Hunden rechnete und die darüber nicht gekränkt war, sondern scheu lächelnd weiterbat: Aber die Hündchen kriegen doch auch die Krümel unter dem Tisch! Da begriff Jesus, welche unerleuchtete Stimme aus ihm gesprochen hatte, und erfüllte der Bittenden ihren Wunsch. Heillos war damals jedoch nur das angelernte Programm des Nationalstolzes gewesen, nicht die Person. In ihr gab es – so glauben die Christen – für Jesus, anders als für Buddha, weder eine negative Identität noch deren Aufhebung. Darum hat Jesus den Seinen auch nicht beibringen können, wie man sie los wird. Tatsächlich sieht die Christenheit nicht so aus, als hätte man das in zweitausend Jahren gelernt. Was sich derzeit im fernen Westen als extrachristlich selbst beweihräuchert, enthüllt einen schauerlichen Grad negativer Identität.

Dazu schreibt mir ein kritischer Abiturient: »Jesus ist nie ein heiler Mensch geworden? Das glaube ich nicht! Ein solcher Übermensch bietet keine Identifikationsmöglichkeit. Er ist gerade nicht „der Typus für jeden Menschen“. Man kann ihn vielleicht anbeten, verherrlichen, großartige Bilder von ihm als Weltenherrscher malen, mit ihm leben kann ich aber nicht. Auch die sublimen Erklärungen von göttlicher und menschlicher Natur in Jesus („ungetrennt und doch geschieden“) befriedigen mich nicht. Auch dabei ist Jesus (bzw. Christus) als etwas Außergewöhnliches, Außermenschliches, Besonderes herausgehoben aus den übrigen Menschen. Warum sollte irgendein Mensch bevorzugt sein und der ganze Rest zweitklassig?«

Gehört, wer so denkt, zur christlichen Kirche? Ich schlage vor: Ja, als glaubender »Jesuaner«⁹². Objektiv bleibt er für strenge »Christen« ein Häretiker – das sind wir, genau genommen, aber alle; Häretiker heißt Auswähler. Niemand kann glauben, ohne beim Denken auszuwählen. Das Thomas-Evangelium zu unterdrücken war, aufs Ganze gesehen, gleichfalls ein häretischer Akt. Solange wir auf Erden unterwegs sind, gilt für *alle* Gläubigen Ratzingers Einsicht: »Der Glaube ist ein Weg, und da muß man Etappen anerkennen«.⁹³ Wer behauptet, das Unheil-Sein gehöre dermaßen zur Menschennatur, daß sogar Jesus und Maria sich aus ihm herauswursteln mußten, überstrapaziert m.E. allerdings das Erbsünden-Dogma. Lieber lasse ich mir vom reinen Licht Christi im unbefleckten Glauben von Sophia-Maria ihr eigenes Heil schenken, das sich dann – auch unter Anleitung Buddhas, warum nicht? – in mir hoffentlich mehr und mehr durchsetzt. Weil

⁹² Vgl. dazu meinen Artikel in der ORIENTIERUNG von 1970: www.stereo-denken.de/jesuaner.htm

⁹³ Salz der Erde, S. 104

es, als *göttliches* Geschenk, mir von Anfang an unfremd, ganz mein sein will, *insofern* stimmt eine meiner Seelen andererseits den Häretikern der Gegenseite zu, die (»pelagianisch«) die ganze Erbsünde zum Teufel schicken. Kat-holisch läßt sich – um Ratzingers schönes Bild (E 134) zu verwenden – außer liebloser Bosheit alles als »Baustein in die Kathedrale« des persönlichen Glaubens einfügen, nicht nur das unangefochten Katholische.

Natürlich entgeht auch die buddhistische Welt der negativen Identität nie ganz und auf Dauer. Hochverehrte japanische Zenmeister traten in den Vierzigern als schlimme Kriegshetzer auf. Trotzdem ist die Gesamtbalance eindeutig. »Angesichts der Verwandlung der Welt des Buddhismus, die vor das Nirvana eine gestaltete reiche Anschauung von Göttlichem legt, die in Dichtung und Kunst uns großartig vor Augen steht, fragt man: Was hat das noch mit Buddha zu tun? Die Antwort wird sein dürfen: ... Es ist die wundersame Kraft des Sichhingebens, die Form des Verwehens in das Ewige. Und es ist die buddhistische Liebe als universales Mitleiden und Mitfreuen mit allem Lebendigen, diese Haltung des Nichtangreifens. Es liegt ein Glanz der Milde über Asien trotz alles Schaurigen und Schrecklichen, das dort wie überall geschehen ist und geschieht. Der Buddhismus wurde zur einzigen Weltreligion, die keine Gewalt kennt, keine Ketzerverfolgungen, keine Inquisition, keine Hexenprozesse, keine Kreuzzüge.«⁹⁴ Buddhas Erleuchtung ist für die Erde heilsnotwendig.

e) Die Spannung von Konflikt und Harmonie

Die Welt ist ein Kampfplatz, ohne Wettbewerb kein Leben, der gnostisch-esoterische Wahn *undifferenziert* friedlicher Einheit ist von der Kirche als Irrglaube verworfen worden. Auch vernünftige Buddhisten lehnen ihn ab, wie das Schnee-Zen gleich zeigen wird. Wo Kampf scheinbar verboten ist, statt seiner Harmoniezwang herrscht (wie in manchen Häusern, die geistlich sein wollen), da gilt tatsächlich nicht der göttliche, sondern ein fauler Friede, der stärkste Faktor würgt alle Eigenständigkeit der schwächeren ab. Bei einer unkirchlich-weihevollen Hochzeitsfeier saßen im Sommer 1986 die Gäste in einem weiten Kreis unter Bäumen und jeder hatte etwas Geistliches mitgebracht. Eine der geladenen Damen sagte, statt ein Gedicht oder einen Bibelvers vorzutragen, dem Brautpaar nur einen einzigen Satz: »Ich wünsche euch Mut zum Konflikt.« Einige wirkten irritiert - das bei solchem Anlaß? Erfahrene Eheleute stimmten zu.

In der Geschichte geht es ohne Kampf nicht ab. Treffen gegensätzliche Interessen aufeinander, kann nicht jedes die Situation bestimmen. Entweder das Zebra wird gefressen oder der Löwe verhungert. Und doch soll in der Welt, wie Gott sie will, das Lamm neben dem Löwen ruhen.¹

⁹⁴ Karl Jaspers, Die großen Philosophen, I. Band [1957] (München 1991), 152

»Seid klug wie die Schlangen *und* arglos wie die Tauben« (Mt 10,16), rät das Wort Gottes in Person. Wie erklärt sich dieses scheinbar unmögliche »*und*« unseres Herrn?

Versetzen wir uns in die Stimmung der Zeit seines Auftretens zurück. »Das Reich Gottes ist nahe,« war der Grundton seiner Predigt. Weil die Welt dann wider Erwarten doch nicht unterging, weil die Christen sich in der weiterlaufenden Zeit einrichten mußten, deshalb müssen wir stets fragen: Welche »innere Zeit« gilt für mich in dieser Situation? Ist jetzt die geschichtliche Schöpfungszeit dran, soll ich mich schlangenklug meiner, unserer Haut wehren? Oder ist »jetzt die Zeit der Gnade« (2 Kor 6,2), »die letzte Stunde« (1 Joh 2,18), da meine Gewaltlosigkeit ein göttliches Zeichen der ewigen Entmachtung aller irdischen Konflikte sein darf?

Es heißt ernst machen damit, daß dies zwei grundverschiedene *göttliche* Dimensionen sind. In der Schöpfungszeit gilt der Gegensatz von Subjekt und Objekt, er hat in der Beziehung Vater/Sohn seine innergöttliche Wurzel und sich am Karfreitag unausdenkbar ereignet. Von zwei Schachmeistern oder Börsengurus ist jeder Subjekt der eigenen und Objekt der fremden Pläne; wer diese besser durchschaut, gewinnt den Kampf. In der Heilszeit hingegen gilt die Wir-Einheit, nicht die Ich-Du-Distanz, ihre göttliche Wurzel ist die personhafte Liebe, der Heilige Atem. Das Leben der Einzelnen und Gemeinschaften wird von einem trinitarischen Rhythmus bestimmt: »Es gibt eine Zeit zum Lieben und eine Zeit zum Hassen, eine Zeit für den Krieg und eine Zeit für den Frieden« (Koh 3,8), d.h. der *Kairós* des Ich-Du-Gegensatzes unterscheidet sich vom *Kairós* der Wir-Einheit.

Weil auf Erden jedes End-Einst der einen Geschichte in den Ur-Beginn einer anderen verschwimmt, deshalb kann eine endgültige Heilsfrucht (im strengen Sinn des Wortes: Heil = whole, friedliche Wir-Ganzheit als Ende einer Ich/Du-Polarisierung) dann zugleich zur paradiesischen Knospe neuer Schöpfungszeit werden.

Christen sind solche, die wahrhaft »das Ende der Zeiten erreicht hat« (1 Kor 10,11). Und doch wird die Welt an unserem sechsten Tag gerade erst geschaffen. Im Herzen des Glaubenden gelten beide Spannungspole immer; denn jeglicher Augenblick wird sofort verewigt. Was aber den sichtbaren Ausdruck auf den Brettern der Weltbühne betrifft, heißt es immer wieder nach dem *Kairós* fragen und sich nicht wundern, wenn Gott dasselbe Eingreifen einem Ignatius aufträgt, einem Franziskus verwehrt.

Das Bewußtsein der Dauerspannung von Konflikt und Harmonie wurde auch im Osten wachgehalten. Vor über tausend Jahren gerät ein chinesischer Zenjünger bei dichtem Schneetreiben ins Schwärmen über die »Große Einfarbigkeit«. Ein Zenmeister bemerkt trocken: »Ich hätte ihm gleich einen Schneeball aufgeknallt.« Schön erläutert Gundert:⁹⁵ »In Pangs Augen war der Anblick jenes Schneegestöbers das denkbar schönste Sinnbild für das, was ihm schon

⁹⁵ Bi-yän-lu, Band II (München 1967), 187

längst die Seligkeit bedeutete: für das beglückende Verschwinden aller Grenzen, Unterschiede, Gegensätze, das Aufgehen und Zergehen all der ungezählten Einzeldinge in das in sich gleiche reine Eine, das unfaßbare Leere. Dies ist auch in der Tat das Herzstück und der Mittelpunkt, um welchen sich beim Zen das ganze Ringen und Bemühen dreht. Dennoch setzt gerade an diesem Punkte Yüan-wu mit einer sehr bemerkenswerten Warnung ein. Zur ganzen Wahrheit gehöre auch das Gegenteil, die Dinglichkeit, die Welt mit ihren Gegensätzen, ihrem unsagbaren Jammer. Es gilt, zwei scheinbar völlig gegensätzliche Pole festzuhalten bzw. sich dauernd zwischen beiden hin- und herzubewegen, und eben dies ist der Sinn des Lebens, ist selbst das, was wir Leben nennen. Auf einem der zwei Pole sitzenbleiben, führt zu geistigem Tod.«

So fruchtbar diese Spannung innerhalb jeder der beiden Geisteswelten auch schon längst bearbeitet wird: noch bedeutsamer und heute auf der einen Erde unbedingt nötig ist ihr gleichberechtigt-dialogisches Zusammenwirken. Wenn der Dalai Lama zu einem Kirchentag kommt, hören Tausende ihm ergriffen zu; umgekehrt genießt die verfolgte Kirche in China und Vietnam bei Nachdenklichen hohes Ansehen. Autoerotisch ist der Buddhismus, seltsam zerrissen das Christentum nur, falls ihre Anhänger sich dem fremden Wahrheitsimpuls verweigern. Lernen wir voneinander, die Spannung Konflikt/Harmonie achtsam-liebevoll fruchtbar zu machen – für alle Wesen um uns her.

4) RELIGION OHNE GOTT

a) Das Eigentliche ist nicht »Jemand«

Strenger Buddhismus kennt keinen Gott. Zwar fehlt es nicht an Göttergestalten. Buddha selbst, zu dem seine Anhänger ihre Zuflucht nehmen, wird von weiten Kreisen wie ein Gott verehrt. Nicht aber *als* Gott in dem Sinn, wie Anbeter des Schöpfergottes dieses Wort verstehen. Im Gegenteil mahnt ein typischer Zen-Spruch: »Triffst du den Buddha unterwegs – bring ihn um!« Hier ein Pastoralgespräch aus China um 950:

»Ein Mönch befragte Fa-yän mit folgenden Worten: Hui-tschau hat mit dem Ehrwürdigen etwas zu besprechen: Was ist es mit Buddha? Fa-yän erwiderte: Du bist Hui-tschau.«⁹⁶

Gundert kommentiert: »Die Frage nach Sinn und Inhalt des Namens Buddha ist die Kernfrage des Buddhismus, welche jeder stellt, der sich mit dieser geistigen Macht beschäftigt ... Man erwähnt ein Wort an seine Jünger, das ihm zugeschrieben wird: Ich bin gewordener Buddha, ihr seid werdende Buddhas. Buddha werden ist das Wichtige, nicht was Buddha war. Das steht bei Hui-tschau, welcher hier zu Fa-yän kommt, im Vordergrund ... Er weiß genau Bescheid in allem, was Buddha betrifft, er kennt die ganze Überlieferung, er verehrt den Buddha als das Höchste und

⁹⁶ Ebenda 166 u. 178 ff.

übt sich täglich, ihm gleich zu werden. Doch je weiter er vorankommt, um so weiter rückt das Ziel nur von ihm weg, um so undurchsichtiger wird ihm die ganze Buddhafrage.

In dieser Not sieht Fa-yän ihn nun kommen; er kennt sie, und wahrscheinlich wartet er schon lange auf diesen Augenblick. Er sieht genau den Splitter in des Fragers Auge, der ihn am Sehen hindert. Der Splitter ist nichts Anderes als eben jener Name: Buddha. Den meint er immer noch vor sich und außer sich zu haben, der ist für ihn noch immer eine fremde Sache. Auf diesem Weg kommt er freilich nie zum Ziel ... Kein Wort also von Buddha. Du bist Hui-tschau, das genügt. Nichts anderes hat diesem Mann gefehlt, als einmal bei seinem Namen gerufen zu werden. Überlegung braucht es dabei nicht. Hui-tschau weiß im selben Augenblick schon alles. Und sieht, wie Yüan-wu es im Hinweis ausdrückt, in sich und um sich große Lichteshelle.«

Nicht an einem fremden Namen soll ich haften, und wäre es der ehrwürdigste oder freundlichste. Ich selbst bin gemeint. In diesem Punkt gibt es keinen Gegensatz zwischen buddhistischer und Gott verehrender Weisheit. »Vor dem Ende sprach Rabbi Sussja: In der kommenden Welt wird man mich nicht fragen: Warum bist du nicht Mose gewesen? Man wird mich fragen: Warum bist du nicht Sussja gewesen?«⁹⁷ Und zu den bekümmerten Jüngern sagte Christus: »Es ist gut für euch, daß ich fortgehe« (Joh 16,7), denn sonst könnte der Heilige Atem euch nicht in mich einbeziehen, so daß zwischen mir und dir so wenig Fremdheit besteht wie zwischen dir und deinem Finger. Wo immer eine Glaubensbotschaft als Last empfunden wird, ist ihr Sinn noch nicht voll angekommen, sind ihre Weisungen doch, wie Papst Benedikt kurz vor dem Kölner Ereignis seinen Hörern ans Herz legte,⁹⁸ »nicht etwa ein Gepäck, sondern sind Flügel«.

Kann man von der großen Einheit reden? Nicht eigentlich, aber erzählen, was erleuchtetes Schweigen bewirkt. Nach alter Vorlage tut es Hermann Hesse:⁹⁹

Meister Djü-dschi war, wie man uns berichtet,
 Von stiller, sanfter Art und so bescheiden,
 Daß er auf Wort und Lehre ganz verzichtet,
 Denn Wort ist Schein, und jeden Schein zu meiden
 War er gewissenhaft bedacht.
 Wo manche Schüler, Mönche und Novizen
 Vom Sinn der Welt, vom höchsten Gut
 In edler Rede und in Geistesblitzen
 Gern sich ergingen, hielt er schweigend Wacht,
 Vor jedem Überschwange auf der Hut.

⁹⁷ Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim (Zürich 1949), 394

⁹⁸ Im Interview mit Radio Vatikan

⁹⁹ Karlfried Graf Dürckheim, Zen und Wir (Weilheim 1972), 90. Original in der Sammlung Bi-yän-lu, 341

Und wenn sie ihm mit ihren Fragen kamen,
 Den eitlen wie den ernsten, nach dem Sinn
 Der alten Schriften, nach dem Buddha-Namen,
 Nach der Erleuchtung, nach der Welt Beginn
 Und Untergang, verblieb er schweigend,
 Nur leise mit dem Finger aufwärts zeigend.
 Und dieses Fingers stumm-beredtes Zeigen
 Ward immer inniger und mahnender: es sprach,
 Es lehrte, lobte, strafte, wies so eigen
 Ins Herz der Welt und Wahrheit, daß hernach
 So mancher Jünger dieses Fingers sachte
 Hebungen verstand, erbehte und erwachte.

Keineswegs auf den »Herrgott da droben« weist der fernöstliche Finger (die Geste entgeht nicht der Zweideutigkeit aller Zeichen), vielmehr auf die Offene Weite des Himmels, der alle Gegensätze überwölbt. Solch »gottloses Gottesbild« scheint jemandem, der im Christentum aufgewachsen ist, zunächst blanker Unsinn. Vielleicht läßt dieser Eindruck sich durch die folgenden Überlegungen in gespannte Nachdenklichkeit wandeln.

b) Christliche Entsprechungen

Es gibt in der jüdisch-christlichen Überlieferung einige ausdrücklich pantheistische Sätze, wo also die Begriffe »Gott« und »Alles« verbunden sind. »Durch Gott erreicht alles sein Ziel, und durch sein Wort ist alles geordnet. Noch vieles könnten wir anführen und kämen doch an kein Ende. Der Rede Schluß sei also: ER IST ALLES. Wie können wir ihn preisen? Er ist ja noch größer als alle seine Werke.« (Sirach 43,26 ff) - »Wenn ihm aber alles untertan geworden ist, dann wird sich auch der Sohn dem Vater unterstellen, der ihm alles unterworfen hat, damit dann GOTT ALLES IN ALLEM sei« (1 Kor 15,28). »Theós panta« - *ein* Pantheismus mindestens ist demnach sogar offenbarte Wahrheit überall in der Welt, nur nicht laut der deutschen Einheitsübersetzung.¹⁰⁰ - »Aller Dinge Einheit ist Gott,« sagt der Cusaner in einer Predigt.¹⁰⁰

Ist der Pantheismus aber nicht von der Kirche beim Ersten Vatikanischen Konzil feierlich verurteilt worden? Gewiß nicht der biblische! *Welchen* Pantheismus das Konzil verwerfen wollte, hat der Tiroler Jesuit Franzelin den versammelten Bischöfen deutlich genug erläutert:

»Der Pantheismus erkennt gerade jenes allgemeine Sein, was mit jedem Ding wesenhaft identisch ist, als das einzige Sein an, außer dem es keinerlei Sein gibt; und er leugnet somit das Sein, was alle anderen Dinge unvergleichlich überragt. Diese Behauptung eines einzigen Seins also, das nicht wahrhaft göttlich ist, *sofern sie die Leugnung des wahrhaft göttlichen Seins*

¹⁰⁰ Nikolaus von Cues, Predigten, Heidelberg 1952, 382

einschließt, macht den eigentlichen Begriff des Pantheismus aus, der im Schema verurteilt wird.«¹⁰¹

Wer mithin das Universum und sich selber ähnlich in der Großen Einheit schwebend denkt wie die Leibesfrucht in ihrer Mutter, denkt gut christlich, solange er das wahrhaft göttliche Sein der Ewigen Huld nicht leugnet.

c) Gegensatz der Weltreligionen bildet innergöttliche Spannung ab

Die Spannung zwischen monotheistischem und buddhistischem Gott-Denken ist für den Menschenverstand deshalb unübersteigbar, weil sie einen *innergöttlichen* Gegensatz meint: die trinitarische Relation zwischen dem den Juden offenbarten, in Jesus als seinem Tempel den Christen zugewandten Gott VATER und der alles durchwaltenden innergöttlichen LIEBE, die in der Kirchensprache »Heiliger Geist« heißt. Als »dritte Person« wird sie aber nicht ihrer eigenen Würde gemäß, vielmehr nur als Projektion auf die Dimension des WORTes aufgefaßt.

So klärt sich verblüffend einfach das scheinbar Unbegreifliche, wie es eine Religion ohne Glauben an Gott geben kann. Das war und ist vielen Christen ebenso unfaßbar, wie umgekehrt viele Buddhisten nicht begreifen, welche unmögliche Idee von Spiritualität Leute haben müssen, die aus der absoluten Wirklichkeit einen Jemand gegenüber allem anderen machen. Dann sei »Er« doch gerade nicht absolut!

Das Problem ist alt. Vom Kirchenvater Basileios erfahren wir,¹⁰² daß es im vierten Jahrhundert Christen gab, die nicht *zum* Heiligen Geist beten wollten, nur *in* ihm. Obwohl die »Pneumatomachen« (Geistbekämpfer) als Irrlehrer bekämpft wurden, lebten sie doch eine wichtige Wahrheit. Hat eine Leibesfrucht eine Beziehung zu ihrer Mutter? Ja. Ohne sie wäre sie nichts. Kennt eine Leibesfrucht ihre Mutter als jemanden, eine Person sich gegenüber? Nein. Sie ist von Ihr belebt, doch ohne Andersheit. Als solchen mütterlichen Ursprung lehrt auch die Kirche uns »den« Heiligen Geist verstehen. Im Weltkatechismus [694] wird die innergöttliche Liebe »in Person das lebendige Wasser« genannt, das »uns das ewige Leben schenkt«, ähnlich »wie wir im Fruchtwasser unserer Geburt entgegenwachsen«. Nähmen Katholiken einen solchen Hinweis des ordentlichen Lehramts ernst, dann wäre das christlich-buddhistische Verhältnis theologisch geklärt: als nie ganz durchschaubare Spannung zweier zueinander gegensätzlicher geschöpflicher Teilhaben an den innergöttlichen Beziehungen Christi *zu* DIR, VATER, und *in* IHR, der Heiligen WIR-LIEBE.^v

Alles ist EINS, und ich bin dabei - etwa so haben wir uns im Mutterschoß gefühlt. Erst dem Geborenen zeigt das Ur-EINS sich in Blick, Stimme und Berührung dann als DU, am Anfang schenkend, im Lauf der Zeit auch als Anspruch und Gericht. Niemand kann sich *zugleich* in seine

¹⁰¹ Mansi 50,329 ff. Siehe in meinem Buch »Gott Du unser Ich« (D 1977) den Anhang II: Der Pantheismus-Begriff des I. Vatikanischen Konzils (169-176).

¹⁰² *De Spiritu Sancto*, Kap. 25

embryonale Ur-Einheit versenken, wie die buddhistische Tradition es pflegt, und zu Dir, Gott, beten, wie wir Christen es mit den Juden und Muslimen zusammen tun. Nur miteinander sind EINS- und DU-»Schaltung« aber *die* Wahrheit des in IHR zu DIR hin lebenden ICH, an dem wir teilhaben. Als Jesus »in der Heiligen Ruach jubelte« (Lk 10,21), hat auch er – ohne das menschlich zu wissen – die buddhistische Wahrheit gelebt. Deshalb habe ich oben im Guardini-Zitat einen Satz ausgelassen (»Vielleicht hat Christus nicht nur einen Vorläufer aus dem alten Testament gehabt, Johannes, den letzten Propheten, sondern auch einen aus dem Herzen der antiken Kultur, Sokrates, und einen dritten, der das letzte Wort östlich-religiöser Erkenntnis und Überwindung gesprochen hat, Buddha.«) Als Offenbarer *gleichrangig* göttlicher SINN-Dimensionen stehen Buddha und Jesus sich so nahe, daß die Einreihung unter Christi Vorläufer weder dem Buddha gerecht wird noch seinen heutigen Jüngern genügt, die ihn weiterhin als höchsten Meister ehren.

Gleichrangig ist der Heilige Geist mit Vater und Sohn, zu dieser Klarheit hat die Kirche sich mühsam durchgerungen. Seit 381 ist es Dogma, daß der Heilige Geist mit dem Vater und dem Sohn zusammen angebetet und verherrlicht wird. *Gleichrangig heißt aber keineswegs austauschbar!* Bei meiner Beziehung zu einem Freund – und zu Gott – macht es einen Unterschied für mich, ob jetzt ein DU-Vollzug oder ein WIR-Erlebnis dran ist. Beim DU habe ich deiner Weisung zu folgen, mit oder ohne Lust. Beim WIR gibt es keine Weisung, sondern reine Freude an unserer Gemeinschaft. Wollte ich auf WIR-Genuß bestehen, während DU-Gehorsam verlangt wird, zerbräche das Wir; wer umgekehrt immer nur dienen will, obwohl es jetzt zu feiern gilt, wird zum unseligen älteren Sohn in Jesu Gleichnis der verlorenen Söhne. Deshalb ist Ratzingers beiläufige *Gleichsetzung von gleichrangig und austauschbar* im folgenden Zitat (GWT 84 f) exakt der Punkt, wo er fatal mehr sagt, als er meint und beweist:

»Wenn personale und impersonale Gottesvorstellung gleichrangig sind, austauschbar, dann wird das Gebet zur Fiktion, denn wenn Gott kein sehender und hörender Gott ist, wenn er nicht erkennt und nicht mir gegenübersteht, dann geht das Gebet ins Leere. Dann ist es nur eine Form der Selbstbesinnung, des Umgangs mit sich selber, kein Dialog. Es mag dann Einübung ins Absolute, versuchtes Aussteigen aus dem Getrenntsein des Ich in ein Unendliches sein, mit dem ich im Tiefsten identisch bin und in dem ich versinken will. Aber es hat keinen Bezugspunkt, der mir Maß ist und von dem ich in irgendeiner Weise Antwort erwarten dürfte. Mehr noch: wenn ich den Glauben an Gott als ‚Person‘ hinter mir lassen darf, als eine mögliche Vorstellungsgestalt neben der impersonalen, dann ist dieser Gott nicht nur kein erkennender, hörender, redender Gott (Logos) - dann hat er erst recht auch keinen Willen. Erkennen und Wollen sind die beiden wesentlichen Inhalte des Begriffs Person. Dann gibt es keinen Willen Gottes. Dann gibt es auch keinen letzten Unterschied zwischen gut und böse.«

Dröseln wir das auf. Personale und impersonale Gottesvorstellung sind gleichrangig, aber nicht austauschbar. Wenn es um gut oder böse geht im Gespräch mit DIR dem unendlichen Jemand, dem ich verantwortlich bin, dann gilt, innergeschichtlich, der Glaube des Geborenen an DICH den einen Gott. Geht es hingegen um die tiefe Erfahrung grundloser Freude, eines Glücks ohne Fremdheit, meines Gut-Aufgehoben-Seins in der GÜTE, aus der nichts und niemand mich losreißen kann: dann gilt, transgeschichtlich, die von keinem großen Er gestörte Wonne in IHR. Nicht nur auf den Namen des Vaters und des Sohnes sind Christen getauft, auch auf den des Heiligen Atems (»Geist« ist die mißglückte Übersetzung frühmittelalterlicher Mönche;^w ruach, pneuma, spiritus heißt, als Lebensvollzug, schlicht: Atem¹⁰³). Nicht für dauernd »hinter mir lassen darf ich den Glauben an Gott als Person« - das wäre spiritualistische Häresie. Ich darf ihn aber auch nicht als einzig gültige christliche Fühlweise allen aufdrängen, so würden sie statt Gott einem selbstgeschnitzten Vampirgötzen an die überaus realen Zähne geliefert. Gegen dessen Drohungen darf ein gläubiges Herz sich entweder – wie wir sahen – in seine Ich-Kammer flüchten und die Tür verriegeln. Oder es stürzt sich IHR, der rettenden Mutter, in die Arme solange, bis DU, Vater, dich auch für mich wieder an deine Einheit mit IHR und dein unergründliches Ja zu MIR erinnerst – dann kann, deinen Willen zu tun, wieder meine Speise sein. Buddhistisch radikal vollzogene Große Einheit als pfingstliche Arznei gegen ödipale Verzweiflung des westlichen Individuums: wird das eine Gestalt künftiger Ökumene sein?

¹⁰³ Mit »chi lo spirar mi dà« (wer mir das Atmen gibt) schließt Leopardi sein Gedicht »Il Risorgimento«. Als ein junger Priester »ich kann nicht mehr beten« klagte, hat der uralte Wilhelm Klein ihn beruhigt: »Was für ein Unsinn! Du atmest doch ununterbrochen.« Unvergeßlich der Rat eines weisen Buddhisten aus Sri Lanka, den ich nach einer Meditationsweise fragte: Sei in deiner Nasenspitze und atme. Ja, einatmend empfangen ich im göttlichen Lebenshauch Alles, ausatmend gebe ich mich zurück, beides ist SIE. Danke – ja.

AUSBLICK: WORAUF ES ANKOMMT

1) BETONKÖPFE UND WEICHEIER

Ein spannungsreiches Sinngewebe haben wir bedacht, jede(r) Einzelne ist darin so etwas wie ein Knoten, jeweils der eine Brennpunkt einer Ellipse, zu deren anderem Brennpunkt hin eine bestimmte Stereo-Schwingung vibriert, ähnlich wie im Gehirn ein Neuron mit vielen anderen verknüpft ist. Sie selbst, mein(e) Leser(in), haben sich von Anfang an auf zwei Sinnpole bezogen: die Überzeugung Ihrer Mutter und die Ihres Vaters. Später traten andere hinzu: Verwandte, Lehrer, Freunde, Verfasser von Büchern, Sendungen, Filmen. Inzwischen haben Sie vermutlich an hellen Tagen den Eindruck, selbst die Mitte unermesslich vieler Sinnkreise zu sein. In finsternen Stunden hingegen drückt das Gefühl, ich sei nichts als ein nichtiger Punkt irgendwo am Rand dieses oder jenes fremden Sinnkreises. Da gilt es zu begreifen, daß beide Kreisbilder nur gegensätzliche Vereinseitigungen derselben Ellipsen-Wahrheit sind. Hochmut sieht mich als Mitte meiner Kreise, Kleinmut als Randfigur in euren. In Wirklichkeit dreht sich weder alles um mich noch ich mich um alles mögliche. Jeweils darin besteht mein Lebenssinn, mich so oder anders auf deinen zu beziehen.

So ist es nicht nur im Kleinsten bei den Neuronen eines Gehirns und im Kleinen zwischen Menschen, sondern – wie wir gesehen haben – auch im Großen bei Glaubensweisen und Religionskritiken. Jede versteht sich selber solange unvollkommen, wie sie nur glaubt, der einzig wahre Standpunkt zu sein oder doch die hellste Lichtung inmitten minder heller Schattenregionen und Finsternisse. Ganz wahr wird solche Selbsteinschätzung erst, wenn sie jeweils neu durch die dialogische Anerkenntnis ergänzt wird, daß mein Sinnpol umgekehrt in deinem anderen Licht zu Recht falsch oder dunkel erscheinen mag.

So lebenswichtig diese Friedensbotschaft ist, so lebensuntüchtig muß sie zunächst scheinen. »Friede Freude Eierkuchen«, spotten allseits die Realisten. Das ist verständlich. Wer auf die uralte Wahrheitsfrage nichts Besseres zu antworten weiß als »irgendwie hast du auch recht«, fördert nicht das Gespräch der Menschen sondern hat sich aus ihm verabschiedet. Universaler Relativismus ist die geschwätzigste Art, nichts zu sagen.

Das Gegenprogramm, ein selbstsicherer Fundamentalismus, der sich nach außen tolerant geben mag, innerlich aber überzeugt ist, allein in der Wahrheit zu sein, stimmt auch nicht. Denn so, wie wir Menschen sind, wird jede Rechthaberei gewalttätig, erst subtil und irgendwann blutig. Alle großen Religionen haben Menschen in Angst und Todesqual gestürzt, alle antireligiösen Ideologien gleichfalls.

Offenkundig gibt es auf die Wahrheitsfrage keine simple Antwort. Weder hat irgendeine Überzeugung recht noch jede noch keine. Die Dinge liegen tiefer. Damit die friedensdurstige Menschheit nicht als ganze ebenso scheitert wie der Weise im Gedicht¹⁰⁴, muß auf die Frage, *wie* die Dinge denn nun tiefer liegen, die Antwort freilich wenn schon nicht simpel so doch klar, mitteilbar und für jeden Menschen praktikabel sein.

Wir müssen zwei verschiedene Polaritäten auseinanderhalten. Nicht nur widersprechen – horizontal – Christen, Muslime, Juden und Buddhisten sowohl einander als auch Zweiflern wie Atheisten, und das seit Jahrhunderten ohne Aussicht auf Versöhnung. Sondern auch – vertikal – innerhalb jeder Glaubensweise herrscht Streit. Man bekämpft sich gegenseitig: als zu hart oder zu weich. Überall stehen – sagen wir: - *unten* die grundsatzfest Bekenntnistreuen, sie heißen bei den Gegnern und einem Teil der Medien Betonköpfe, Hardliner, Fundamentalisten. Ihnen widersprechen *oben* schwebend die friedenswilligen Ökumeniker, sie heißen bei Gegnern und anderen Medien Weicheier, profillos, Relativisten.

Nur wenn die beiden Pole dieser vertikalen Spannung über zähneknirschende Toleranz hinaus einander organisatorisch und geistlich in fruchtbarem Gleichgewicht halten, können die horizontalen Widersprüche zwischen den Religionen (zu denen in diesem Kontext auch der auftrumpfende Atheismus gehört) auf vernünftige Weise so gelebt werden, daß wir Menschen ihren Reichtum miteinander teilen statt an ihrem wechselseitigen Haß zugrunde zu gehen. Wie kommen die hart Wahrheitstreuen und die weich ökumenisch Offenen friedlich miteinander aus? Wie kann jeder Pol sein Herzensanliegen ausleben, ohne das – entgegengesetzte! – des anderen Pols zu mißachten? Dies scheint mir *das* Problem der Epoche, die Hauptfrage, die heute jeden Glaubensverbund und jedes gläubige Herz bedrängt.

¹⁰⁴ Ein Mensch, den wüst ein Unmensch quälte,
 Der lang und breit ihm was erzählte
 Und der drauf, zu erfahren, zielte,
 Was er, der Mensch, wohl davon hielte,
 Sprach, kratzend sich am Unterkiefer:
 »Ich glaub, die Dinge liegen tiefer!«

Gestürzt in einen Streit, verworn,
 Der, nutzlos, anhub stets von vorn,
 Bat er, sich räuspernd, zu erwägen,
 Ob nicht die Dinge tiefer lägen. Ja, selbst den Redner auf der Bühne
 Trieb, zwischenrufend, dieser Kühne
 Vor seines Geistes scharfe Klinge:
 »Es liegen tiefer wohl die Dinge!«

Der Mensch hat, ohne je den Leuten
 Die Tiefen auch nur anzudeuten,
 Es nur durch dieses Wortes Macht
 Zum Ruhm des Weisen längst gebracht.

2) DIE UNGELÖSTE FRAGE AM ANFANG DES CHRISTENTUMS

Um eine gültige christliche Antwort zu finden, müssen wir zurück an den Ursprung, als der christliche Glaube sich vom jüdischen löste. Damals wurde die Frage falsch gelöst, mit dem Ergebnis wechselseitiger Feindschaft. Jesus selbst hatte der jüdischen Obrigkeit ihr Urteil ins Gesicht geschleudert: »Ich sage euch: Das Reich Gottes wird euch weggenommen und einem Volk gegeben werden, das die erwarteten Früchte bringt« (Mt 21,43). Als Stephanus dasselbe predigte (Apg 6,14), wurde er von empörten Juden gesteinigt und (8,1) »an jenem Tag brach eine schwere Verfolgung über die Kirche in Jerusalem herein. Alle wurden in die Gegenden von Judäa und Samarien zerstreut, mit Ausnahme der Apostel.« Gegen Ende des ersten Jahrhunderts wurden Christen offiziell exkommuniziert. Der Hohe Rat fügte ins liturgische Achtzehn-Gebet eine Formel gegen Ketzer ein, die sich hauptsächlich gegen Judenchristen wandte, sie durften am Synagogengottesdienst nicht länger teilnehmen.

Damit waren die Christen aus dem Heidentum – die bald die Mehrheit stellten – durchaus einverstanden, weil sie wußten: *Für uns* ist der Alte Bund vorbei. Ausgedrückt haben sie das allerdings als objektive, *für alle* geltende Tatsache. Nach dem Hebräerbrieft (8,13) hat Gott selbst »den Ersten Bund für veraltet erklärt; was aber alternd und vergeist ist, das ist dem Verschwinden nahe.« Bis in unsere Tage galt seither in der Christenheit amtlich die sogenannte »Substitutionstheorie«: Das Judentum sei von Gott verworfen, das neue auserwählte Volk seien die Christen. Solch kollektive Selbstgewißheit führte bei rohen Gemütern zu grausamen Quälereien, bei Machthabern zu gewinnbringendem Auspressen von Juden, bei feinsinnigen Gelehrten zu Perlen kalter Arroganz wie dieser katholischen: »Seit das wahre Judentum im Christentume in seine Erfüllung übergegangen ist, hat es keinen Haltpunkt im *Geiste* mehr, es ist *weltgeschichtlich aufgegeben*. Seine Zeit war; seine Zeit ist jetzt nicht mehr und wird nie wieder kommen. Das Judentum ist darum eine reine *Vergangenheit*, und hat seine einzig wahre Erinnerung nur im Christentume. Daraus ergibt sich aber auch die Stellung des Christenthums zum Judentume der Gegenwart. Dieses ist eine *ausgelebte* Form, welche, sobald sie sich einen Inhalt geben soll, entweder die hohe, reine und schöne des alten Judenthums nachäfft, oder jedem schlechten Neuen huldigt, und dieses noch wenn möglich überbietet.«¹⁰⁵

Noch im Sommer 2007 spricht ein französischer Priester für viele Gleichgesinnte: »Das Judentum existiert nur, weil das jüdische Volk dem unwiderrufflichen Bund mit Gott untreu ist, sonst wären sie alle Christen! ... Wenn alle Juden treu ihre Religion praktizierten, würden sie zum

¹⁰⁵ Franz Anton Staudenmaier, Das Wesen der katholischen Kirche. Mit Rücksicht auf ihre Gegner dargestellt (Freiburg ²1845), 16, zitiert von Franz Mußner

„Ende des Gesetzes‘ gelangen, das Christus ist, und wären also Christen. Es gäbe also kein Judentum mehr. Das Judentum als solches ist also nicht heilswirksam.«¹⁰⁶

Solcher Ablage ins Erledigte widersprechen seit zwei Jahrtausenden die jeweils gegenwärtigen Juden. 1921 verwies Franz Rosenzweig auf »die handfeste, nicht zu leugnende, ja eben im Judenhaß bezeugte Lebendigkeit des jüdischen Volks. Ob Christus mehr ist als eine Idee – kein Christ kann es wissen. Aber daß Israel mehr ist als eine Idee, das weiß er, das sieht er. Denn wir leben. Wir sind ewig, nicht wie eine Idee ewig sein mag, sondern wir sind es, wenn wir’s sind, in voller Wirklichkeit. Und so sind wir dem Christen das eigentlich Unbezweifelbare.«¹⁰⁷

Auf christlicher Seite hat sich schon Paulus gegen das allzu simpel mißverständene Ablösungsmodell gestellt. Zwar mußte er die tatsächliche Scheidung der Kirche von Israel anerkennen, damit sei aber das Wichtigste noch nicht gesagt. An die Gemeinde in Rom schreibt er (11,28 f) über die Juden: »Vom Evangelium her gesehen sind sie Feinde Gottes um eurer willen; von ihrer Erwählung her gesehen sind sie von Gott geliebt um der Väter willen. Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt.« Diese Bibelstelle zitierend, hat das II. Vatikanische Konzil sie im Oktober 1965 durch drei hinzugefügte Wörter deutlich aktualisiert.¹⁰⁸ Nicht nur waren die Juden damals, also vor 1900 Jahren, geliebt um der Väter willen, sondern sie *bleiben es um nichts weniger auch jetzt immer noch* (adhuc¹⁰⁹).

Deshalb sprach Papst Johannes Paul II. – bei seiner Begegnung mit der deutschen Rabbinerkonferenz am 17. November 1980 in Mainz – vom »Gottesvolk des von Gott nie gekündigten Alten Bundes« und betonte: »Gemeinsam sind Juden und Christen als Söhne Abrahams berufen, Segen für die Welt zu sein.«

Nicht *ersetzt* worden ist Israel also von der Kirche, sondern in Christus wird das erwählte Gottesvolk *erweitert* um die Glaubenden aus der Völkerwelt. Mithin haben Christen keinen Grund, zu Gott um die Bekehrung der Juden zu beten. Konsequenterweise hat Papst Benedikt, als er 2007 die vor dem Konzil geltende Liturgie wieder erlaubte, den Karfreitagsgottesdienst ausgenommen.^x

3) DIE BEIDEN HÄNDE GOTTES

War denn aber alles falsch, was unsere Väter im Glauben über ihr Verhältnis zu den Juden dachten? Wäre das so: wie könnten wir heute gewiß sein? Bei der Heimkehr vom Konzil sagte der Erzbischof von Krakau 1965 zu einem Freund : »Das war eine Revolution.« Als Papst hat er sie

¹⁰⁶ Guy Pagès: http://www.theotime.com/regnat/regnat_19.pdf

¹⁰⁷ Franz Rosenzweig, *Der Stern der Erlösung* (Frankfurt 1921), 520

¹⁰⁸ *Nostra Aetate*, Nr. 4

¹⁰⁹ Über »adhuc« lese ich im *Lateinwörterbuch* (Heinichen, 1897): »1b) noch, immer noch, auch jetzt noch, von dem, was bis zu dem gegenwärtigen Zeitpunkte geschieht, obgleich man das Aufhören desselben erwarten könnte.«

beim Thema Israel bekräftigt, auf anderen Feldern schroff mißbilligt. Was hindert, daß die nächste Revolution die Kirche wieder in den alten Judenhaß zurückwirft?

Das Wesen der katholischen Dogmen-Entwicklung. Jede einmal gefundene Unterscheidung wird in die Glaubenssprache eingefügt und prägt sie fortan. Seit dem jüngsten Konzil werden Katholiken immer überzeugt sein: Trotz des Neuen Bundes in Christus gilt für die Juden ihr Ewiger Bund mit Gott.

Falsch war der Haß, nicht die Abgrenzung. Die ist, im Gegenteil, das eine Mal geboten. Das andere Mal nicht. Solche Unterscheidung der Zeiten ist das heilende Prinzip. An es glauben Juden und Christen gemeinsam: »Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit ... eine Zeit zum Zerreißen und eine Zeit zum Zusammennähen« (Koh [Pred] 3,1.7). Was beide vertikalen Pole, die konfessionell Trennenden wie die ökumenisch Verbindenden, im Herzen *glauben*, ist unfehlbar wahr. Ihr Fehler liegt im *Denken*, weil sie den Gegensatz der inneren Zeiten vergessen und deshalb je *ihre* aktuelle Wahrheit als *die* überzeitliche Wahrheit hinstellen.

Vergleichen wir zwei Jesusworte im Lukas-Evangelium. Am Schluß des Gleichnisses vom Großen Gastmahl warnt er: »Das aber sage ich euch: Keiner von denen, die eingeladen waren, wird an meinem Mahl teilnehmen« (14,24). Beachten wir: Dies ist keine Tatsachenbehauptung über einen künftigen Zustand, sondern ein gegenwärtiger Appell an bestimmte Menschen. Jesus weiß nicht, welche davon »der Vater zieht« (Joh 6,44), so daß sie überzeugt zu ihm kommen, seine Botschaft annehmen und weitertragen.

Andere Hörer von damals standen später vielleicht höhnend unter dem Kreuz. Jetzt gilt sein anderes Wort: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun« (23,34)! Mit dieser Herzensbitte hat Jesus zuletzt alles Mißverständliche an seiner früheren Drohung zurückgenommen. Und er wurde erhört: Auch seither gilt Gottes Bund mit Israel weiter.

Ja: Glaubenswahrheit ist nicht simpel logisch sondern dramatisch, hat ihre innere Zeit, je nachdem, welche der beiden Hände Gottes bei der Formung einer Situation gerade die eingreifendere ist. Dieses alte christliche Denkmodell scheint mir geeignet, unser Problem begrifflich zu fassen. Der Kirchenvater Irenäus von Lyon (+ um 202) schreibt: »Der Mensch ist eine Mischung von Seele und Fleisch, gebildet nach dem Ebenbilde Gottes und geformt durch seine Hände, d.h. den Sohn und den Geist, zu denen er auch sprach: ‚Lasset uns den Menschen machen‘«. ¹¹⁰

Gottes *Sohn* ist das Prinzip der *besonderen* Gestalt; in Jesus ist er ein bestimmter Mensch geworden, uns andere hat Gott »vorherbestimmt zur Gleichgestalt mit dem Bild seines Sohnes, damit er sei: Erstgeborener unter vielen Geschwistern« (Röm 8,29). Gottes *Heiliger Geist* ist das

¹¹⁰ Gegen die Irrlehren IV, Vorrede, 4

Prinzip des *Zusammenwirkens* vieler solcher besonderer Gestalten zu einem größeren Ganzen: vielfach gegliedert und dabei eins. Wohl wirkt Gott *an sich* stets und überall mit beiden Händen, keine höhere Einheit ohne Gegensätze auf der niederen Ebene – keine partielle Besonderheit ohne Mitleben im Ganzen.

Dennoch macht es *für unser* aktuelles Bewußtsein einen entscheidenden Unterschied, von welcher Gotteshand es soeben geformt wird: ob ich vor Dir, Gott, jetzt als Kind im Sohn eine besondere Ich-Schaltung lebe oder aber die ausdrückliche Wir-Schaltung im Heiligen Einheitsgeist. Denn als Ich muß ich dir meinem Nächsten in manchem widersprechen und widerhandeln, als Wir bin ich mit dir eins. Solche Akzent-Abwechslung beim Erleben differenzierter Gemeinschaft lernen in Familie und Kindergarten schon die Kleinsten, üben ihre Eltern in der Ehe jeden Tag und werden im dritten Jahrtausend auch Religionen und Denkgruppen lernen müssen, soll die Erde nicht scheitern.

Eines heißt es einsehen, möglichst tief und unverdrängbar: Ich-Schaltung und Wir-Schaltung sind immer je-aktuell neu auszubalancieren. Logik ist hilflos bei ihrem Streit-Frieden. Um es soziologisch gelehrt zu sagen: Die Harmonie von Konflikt und Harmonie *ist* der Konflikt von Harmonie und Konflikt. Solchem Paradox kommt logisch niemand bei.

[Die folgenden drei Absätze lasse aus, wem Mathematik nicht liegt.] Den helfenden Trick hat die Menschheit schon lange entdeckt, die meisten von uns lernten ihn in der Schule. Wie rechne ich zwei Größen aus, die ich nicht weiß? Ich gebe ihnen Namen, nenne sie x und y, tue mithin so, als kennte ich sie bereits, schreibe dann, was ich über sie weiß, als Gleichungen hin und forme die so lange um, bis dasteht: $x = []$, $y = []$. Dann ist das Problem gelöst.

Ähnlich verfahren wir bei unserer geistlichen Aufgabe. Nennen wir die beiden Unbekannten also x und y. X heiße die für mich jetzt richtige horizontale Sinngestalt auf der x-Achse, jenes bestimmte Ich-Wörtlein im WORT, das ich jetzt sein soll, also z.B. pro (rechts, +) oder anti (links, -) -katholisch, -protestantisch, -atheistisch, -islamisch usw. Y heiße der für mich jetzt richtige vertikale Ort auf der y-Achse, also entweder konfessionell (unten, -) oder ökumenisch (oben, +). Vierfach spannt dieses Achsenkreuz den geistigen Raum auf. Rechts unten gilt das Bekenntnis zu einem bestimmten eigenen Glauben, links unten die Kritik an einem fremden, links oben das dialogische Vernehmen eines fremden, rechts oben das demütige Hören auf fremde Kritik am eigenen Glauben. Sinnwahrheit wird nur dann angemessen vollzogen, wenn der jeweilige »Standpunkt« in einem dieser vier Felder sich nicht starr verkrampft, vielmehr in lebendiger Spannung zu den anderen hin schwingt.

Schaltet jemand solche Spannung ab, wird aus Glauben Ideologie: rechts unten naive Verhaftetheit ans Eigene, links unten fundamentalistische Verachtung des Fremden, links oben dessen unkritische Idealisierung, rechts oben haltloser Zweifel am Eigenen. Geistlich reif ist, wer

– theoretisch – die Gültigkeit des gesamten Spannungsfeldes einsieht und alle vier Pole *vernimmt*, während er – praktisch – stets wach seinem Gewissen vertraut, wenn das ihm anzeigt, welche Schaltung jetzt *dran* ist. (Dies halte ich für die genaueste Übersetzung des bibelgriechischen *kairós*.)

Ich wiederhole: Für einen vernünftigen Frieden entscheidend ist die Einsicht, daß kein Glaubensdisput eine *logische* Lösung erlaubt, eine gemeinsame Formel, die beiden Bekenntnissen voll gerecht wird. Nicht nur widerspricht auf der x-Achse jeder Glaube jedem anderen, auch auf der y-Achse sind konfessioneller und ökumenischer Glaubensausdruck nur kraft spiritueller Hoffnung, nicht in der Dimension logischer Einsicht vereinbar. Da ich ja absolut recht habe: wie könnte ich dir, der mir widerspricht, gleichfalls recht geben oder auch nur mit der Möglichkeit rechnen, daß du dich nicht irrst? Abstrakt-logisch geht das nicht.

Es geht aber beim wirklichen Zusammenleben. Fast jeder Mensch hat inzwischen andersgläubige und sogenannte ungläubige Freunde, mit denen ihn tiefe Einheit verbindet. Ein solches gelebtes Wir verdrängt nicht die offenkundigen Widersprüche von Ich und Ich, erkennt sie aber nicht als Haupt-Maßstab der Beziehung an, vielmehr hoffen beide, daß die in platter Abstraktion widersprüchlichen Glaubenswege in Wahrheit – wenn die Tiefendimension beachtet wird – zum gemeinsamen Ziel führen. Arbeiten auf der West- und Ostflanke eines Berges zwei Bergsteigertrupps sich nach oben vor, dann mag es dem einäugigen Beobachter droben im Ballon so vorkommen, als zögen sie gegeneinander. In Wirklichkeit geht es auf beiden Wegen um den gemeinsamen Aufstieg zum selben Gipfel.

Diese senkrechte Dimension ist der apparatlichen Logik von Konfessionalisten unzugänglich; das können sie, als solche, freilich weder einsehen noch anerkennen, um so schwieriger, je höher sie (statt geistlich zum gemeinsamen Gipfel) auf der eigenen Hierarchie-Leiter steigen. Die Jahrhundert-Ausnahme war Papst Johannes XXIII. »Ich bin gar nicht unfehlbar«, hat er einer Gruppe von Seminaristen einmal freudig seine neue Einsicht mitgeteilt. – Wie das, Heiliger Vater? Natürlich sind Sie unfehlbar. – Nein. Ihr müßt gut lesen. Wann ist der Papst unfehlbar? – Wenn er *ex cathedra* eine Lehre verkündet. – Genau. Und auf diesen Stuhl setze ich mich einfach nicht. Also bin ich nicht unfehlbar.

Gewiß muß im engeren Rahmen eines bestimmten Glaubens-Ausdrucks klar geredet und mit Autorität über die Sprachgrenzen gewacht werden. Beträte ein Bischof die Kanzel und ließe in vollem Ornat sich so vernehmen: »Um ehrlich zu sein, liebe Gläubige, die ganze Religion ist restlos überflüssig,« dann würde solche Predigt die Leute verunsichern, zum Aufstand der Frommen und zu päpstlichen Disziplinarmaßnahmen führen. Mit Recht. Obwohl ein Glaube ohne Religionskritik zu schlimmem Götzendienst entarten mußte und immer wieder muß.

Dürfte jeder allzeit alles sagen, wäre die Glaubenssprache zerstört, der Dienst gerade dieses Sinn-Organ am Menschheitsleib fiel aus. Magen und Niere müssen je ihr Programm mit unfehlbarer Sicherheit vollziehen, sonst werde ich krank; kein Organ darf sich aus pseudo-ökumenischem Übereifer ans Programm des anderen halten. Im Orchester muß die Flöte unfehlbar ihre Töne spielen und das Cello seine anderen. Ebenso ist es im Glasfenster mit den gegensätzlichen Farben des einen Lichtes und mit Salz und Pfeffer auf dem Tisch. Unfehlbare Gewißheit ist eine gute Sache, als Katholik bin ich für die des kirchlichen Lehramts dankbar, weiß freilich als Theologe auch, wann es *nicht* ex cathedra spricht.

Eins darf das Salz nicht: dem Pfeffer ein Defizit vorwerfen und ihm bescheinigen, er sei, weil nicht salzig, eigentlich gar keine Würze. Dabei sieht man von der senkrechten Verbundenheit im Ganzen nicht nur methodisch ab sondern scheint sie aus Taktik zu leugnen. So aber sollen wir nicht miteinander umgehen im einen Leib aus vielen Organen, im einen bunten Fenster aus vielen Farben, in der einen Sinfonie aus vielen Klängen, im einen Drama aus vielen Akten, im einen Gedicht aus verschiedenen Buchstaben, auch jenen vielen, die im Schriftzug ALLE BUCHSTABEN nicht vorkommen *dürfen* und gleichwohl zu ihnen gehören.^y

4) KNOTEN IM LEBENDIGEN NETZ

Wenn jede Person und Glaubensgruppe sich als Knoten in einem lebendigen Netz empfindet, wird Friede möglich. Je mehr dieses neue Verständnis geistiger Identität das überkommene Modell des eigenen Standpunkts ablöst, um so wahrhaftiger, weil wirklichkeitsgerechter, wird unser Zusammenleben. Auf einem Standpunkt steht man isoliert, unverbunden, eben diese Grundvorstellung ist die Urlüge. »Er hatte einen Horizont mit dem Radius Null, und den nannte er seinen Standpunkt« - selbst wer so beschränkt nicht ist sondern von seinem Standpunkt aus einen weiten Horizont überblickt, versteht sich dennoch falsch, solange er sich – spannungslos – mit seinem Standpunkt samt dessen Horizont identifiziert, statt überzeugt zu sein: Ich bin dieser Knoten im Lebensnetz samt all seinen Spannungen hin zu anderen Knoten. An solcher Umschaltung vom Standpunkt zum Lebensknoten sollen wir Tag um Tag arbeiten.

Wer das tut, versteht ein Grundgesetz des Zusammenlebens: Unvermeidlich empfindet im Netz *jeder* Knoten sich in der *Mitte* vieler Spannungen hin zu anderen Knoten. Das kann nicht anders sein. Es ist deshalb nicht Arroganz sondern nur ehrlich, wenn auch mein christlicher Glaube sich als die Mitte vieler Überzeugungen anders Gläubiger erlebt. Das geht diesen ebenso, hier schildere ich die eigene Perspektive.

Mit der Urspannung zur Mutterreligion Judentum begann der Ausblick, diese Beziehung ist einmalig, ich sehe sie nicht durch andere ausbalanciert. In der Mitte empfinde ich das Christentum hingegen im Dreieck aus Buddhismus, Islam, und atheistischem Humanismus. Muslime beten

(mit uns) DICH an, den einzigen Gott, Buddhisten glauben (mit uns) sich im unendlichen EINS geborgen (das wir Heiligen Geist, Ewige Liebe nennen, sie Nirvana oder Buddha-Natur), gläubige Humanisten sehen im eigenen und jedem fremden Ich den Sinn des Ganzen. Christen tun das auch, nur wissen sie ausdrücklich, in welchem Menschen das ungeschaffene ICH ein menschliches wird und sich deshalb jedes andere solidarisch eingliedert.¹¹¹ Wer das Kind in der Krippe anbetet, ehrt – wenn er weiß was er tut – damit auch jedes seiner geringsten Geschwister.

Mit jeder dieser drei Glaubensweisen weiß ich mich als Christ *verbunden* in dem, was sie im Heilssinn *glauben*, von jeder *unterscheide* ich mich darin, *wogegen* sie auf der Weltbühne sein müssen, weil dort der Verstand regiert, der die Vereinbarkeit der drei absoluten Sinnpole nicht begreifen kann und deshalb, sobald er einen bejaht, die beiden anderen ablehnen muß.

Für Buddhisten ist sowohl die Verehrung des persönlichen Gottes als auch das Ernstnehmen eines individuellen Ich ein unerleuchteter Abfall von der allein wahren reinen Einheit. Dem Islam verdampft vor Allahs alleiniger Würde jedes menschliche Ich, während Einheitsbegeisterung zwar in mystischen Kreisen lebt, den Rechtgläubigen aber stets verdächtig bleibt (in der Christenheit auch, es geht uns aber jetzt nicht um Kirchenpolitik sondern um die überlogische Logik des Dreifaltigkeitsglaubens, laut ihm ist der Heilige Geist dem Vater gleichrangig. Dieses dogmatische Recht geht islamischer Mystik ab). Menschenfreundliche Atheisten halten Gott für eine irrige Projektion, Einheitsmystik für esoterischen Schwulst, auch gegen ihre Verstandeslogik hülfe nur selbstkritische Vernunft, die hat es aber ohne Dreieinigkeitsglauben allzu schwer. Ihn auf der Weltbühne zu bezeugen, obwohl er allen drei Einseitigkeiten (auch solchen innerhalb der Kirchen) als lächerlicher Wahnsinn vorkommt, bleibt die Aufgabe dogmentreuer Christen.

Andere Christen finden sich in anderen Mitten vor, etwa eine Indio-Frau, die vor ihrer Taufe die innige Einheit von PAPA und MAMA angebetet hat, weder Gott allein noch Göttin allein war ihr göttlich, nur das Hohe Paar. Später enthüllt sich ihr dank einem weisen Inder die Selbst-Mystik des Vedanta und sie ahnt in der Tiefe ihres Ich das eine SELBST aller Wesen. Doch hat weder ihre Taufe noch der mystische Strahl von ganz innen je ihren kindlichen Glauben zerstört, vielmehr betet sie in der Mitte zwischen Indio-Religion und indischer Mystik mit Jesus zum Vater und jubelt mit ihm in der Umarmung der innergöttlichen Mutter-Liebe, sagt auch die Vedanta-Einsicht in christlicher Sprache weiter: »Ehe Abraham ward, bin ICH« (Joh 8,58), in Jesus und auch in dieser India, die mit ihren Glaubensgeschwistern zusammen »in Christus einer« ist (Gal 3,28), die einzige gottmenschliche Überperson in allen erlösten Personen.

¹¹¹ »Der Sohn Gottes hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt« [Konzilsdokument Gaudium et Spes, 22].

5) BRÜCKENZELLEN UND GRENZZELLEN BRAUCHEN EINANDER

Wandeln wir das Modell ab, indem wir zwei Sinn-Knoten vergrößern und differenzieren, bis sie zwei Organen (Paulus sagt [1 Kor 12] »Gliedern«) im Lebensnetz eines menschlichen Leibes entsprechen. Jedes Organ lebt nach seinem Programm, das vom Programm des andern sauber getrennt bleiben muß. Wir erinnern uns jenes Magens, der aus ökumenistischem Übereifer das Nierenprogramm probiert und das auswirft, was *er* durchlassen sollte. Dann würde mir schlecht. Neben Innenzellen braucht jedes Organ zwei Zellgruppen nach außen: Brückenzellen besorgen die Zusammenarbeit mit fremden Organen, Grenzzellen hindern deren Programme am Eindringen in die eigenen Abläufe.

Wie in jedem gesunden Leib, müssen in der Menschheit Grenzzellen und Brückenzellen ebenso eifrig wie friedlich zusammenwirken. Ohne diese Unterscheidung (oder dieselbe funktionale Differenzierung in anderem Vorstellungsmodell) kann es keinen Religionsfrieden geben. Viele, die als Fanatiker schlechtgeredet werden, halten sich selbst für tüchtige Grenzzellen; viele andere, die Strenggläubigen als glaubensschwache Relativisten gelten, wollen nur gute Brückenzellen sein. Ohne *beide* Funktionen ist kein Leib lebensfähig, das begreift jeder Vernünftige. Wann wird die Anwendung dieser Kategorien auf den Menschheitsleib selbstverständlich sein?

Dann verlieren viele Krisen ihre Bitterkeit. Muslime sind zornig über Karikaturen, die ihren Propheten – Friede sei über ihm – verhöhnen. Solcher Zorn ist berechtigt als Eifer von Grenzzellen, die das Innere des eigenen Sinnorgans, vor allem dessen nachwachsende Jungzellen, vor dem Gift eines fremden Sinnprogramms schützen wollen. Nicht anders verhalten sich jene westlichen Kreise, die gegen jeden Religionsunterricht als gewalttätige Gottesvergiftung unschuldiger Kinderseelen geifern. Nicht nur Fatima trägt eine Furie in sich, auch Eliza. Kirche – wir wissen es – ebenfalls. Solange die Wachsamkeit solcher Grenzzellen sich auf den Schutz des eigenen Sinnbestandes beschränkt, weder andere Organe noch eigene Brückenzellen schädigt, so lange ist sie nicht Fanatismus sondern berechtigte Glaubensstreue. Ganz vermeiden werden Scharmützel zwischen Brücken- und Grenzzellen eines Organs sowie zwischen gegensätzlichen Grenzzellen sich nie lassen, doch hilft ihre ausdrückliche Unterscheidung dazu, ideologische Götterkriege immer wieder zu notwendigen Spannungen gegensätzlicher Organe desselben Großen Sinnleibes zu befrieden.

Hier sehe ich den Punkt, wo die Vernünftigen aller Seiten gemeinsam gegen unseren Hang zu Scheuklappen kämpfen müssen. Und gegen das Treiben solcher, die aus manipulierter Eindeutigkeit Profit ziehen, sei es aus unerleuchteter Einheitsschwärmerei, sei es aus irgendeinem bornierten –ismus. Ehedem folgsame Grenzzelle des Katholizismus, durfte ich innerhalb seiner leidenschaftlichen Brückenzellen begegnen und schloß mich ihnen an, stieß dann auf wachsame Grenzzellen *fremden* Glaubens, lernte sie achten und merkte beim Rückschluß auf eigene

Grenzzellen, daß auch sie meine Solidarität verdienen, wofern sie – Grundregel für alle – ihren Part liebend ausführen, d.h. das Recht anders Gläubiger auf einen Platz im Wir des Heiligen Geistes gelten lassen.

In der Mühe um solches Miteinander von Grenzzellen und Brückenzellen sehe ich ein heutiges »weltliches Ziel« der Christenheit. Es ist ebenso strahlend klar wie frühere: die Meldung der Sensation in der Antike, der Bau der christlichen Welt im Mittelalter, der Wettstreit mit der Moderne in der Neuzeit.¹¹² All das hat seine Zeit gehabt, hat sie im Kleinen immer wieder. Im Großen geht es heute darum, das geheimnisvolle Ineinander aufgetragener Besonderheit im Dienst von Gottes WORT und geschenkter Einheit mit allen Gutwilligen im HEILIGEN GEIST allen vorzuleben und so weiterzusagen, daß sie es nach den Regeln ihrer Glaubenssprache gleichfalls zu verwirklichen lernen. Ein weltliches Ziel ist es, weil *jeder* der beiden Sinnpole allgemein einsichtig und an andersgläubige Mitkämpfer weiterkommunizierbar ist; doch dürfen Christen es als ihren besonderen Auftrag verstehen, weil unter allen Denkweisen allein ihr Dreieinigkeitsglaube *beide* Pole als vereinbar bekennt.

6) NOTWENDIG: GEMEINSAMER GLAUBENSMUT

Menschliche Sinnwahrheit so als lebendige Viel-Einheit zu denken: ist das aber nicht bloß ein Spiel leerlaufender Phantasie? Was gibt uns die Gewähr, daß es *wirklich* so ist? Nun: Im strengen Sinn *wissen* läßt das Friedensmodell sich nicht, auch steht es in keiner der rivalisierenden Gemeinschaften für den bereits entfalteten *Glauben* fest, der wird mit Recht überall von der bestimmten Eigenperspektive geprägt. Trotzdem muß die gemeinsame Vernunft nicht verstummen, darf sich vielmehr gut europäisch auf den platonischen Sokrates berufen. Am Ende seiner Mythos-Erzählung im Phaidon (114d) begründet er: »Nun allerdings fest zu behaupten, daß sich das so verhält, wie ich es vorgetragen habe, gehört sich nicht für einen vernünftigen Menschen. Daß es jedoch diese oder ähnliche Bewandnis haben muß ... das scheint sich mir zu gehören und *wert zu wagen, daß man glaube*, es verhalte sich so – denn schön ist das Wagnis; und man muß sich mit derartigem wie mit Beschwörungen selbst heilen, weshalb ich auch den Mythos schon so lange ausdehne.«

Was unsere Erde heute braucht, ist *eine* wahre Geschichte, an die alle Menschen in Sokrates' Sinn »mutig glauben« können, ohne deshalb von ihrem bestimmten Glauben zu lassen, der den Behauptungen anders Gläubiger weiterhin widerspricht. Die eine wahre Geschichte darf die Widersprüche der vielen Großen Erzählungen nicht gewaltsam auflösen.

¹¹² Vgl. in meinem Buch »Etappen der Großen Liebesgeschichte« (Nürnberg 2001 [lesbar auch bei books.google.com]) den Anhang B (102-111)

Jedem zeigt sein Gewissen, was für ihn jetzt dran ist. Das eine Mal heißt es in der Hand von Gottes WORT dieses Bestimmte *konfessionell* ausdrücken, entschlossen leben. Nur durch deutliche Spannung zwischen meinem beschränkten So und deinem begrenzten Anders kann unser volleres Sein gelingen. Ein anderes Mal dürfen wir in der Hand des HEILIGEN GEISTES *ökumenisch* unsere pfingstliche Einheit mit den anderen feiern. Konfessionelle Wahrheit allein müßte zu fundamentalistisch starrer Enge verhärten, ökumenisch all-offene Generosität allein verschwämme in nichtssagende Beliebigkeit.

Erst »am Ende werden wir wissen, wer recht hatte,« mahnte Kardinal Martini in seiner Predigt am 8. Mai 2005, als er seines Ex-Kollegen Ratzinger Relativismus-Verurteilung durch das Recht auf einen »christlichen Relativismus« ausbalancierte. Unsere Leitgleichnisse geben beiden recht. Relativismus ist doppelt falsch: Weil Organ, Figur, Farbe, Klang, Buchstabe jeweils eindeutig zu sein hat und weil Leib, Drama, Sonnenlicht, Konzert, Wortsinn seine gleichfalls eindeutige Gesamtwahrheit hat. Berechtigt, ja notwendig ist Relativismus hingegen insofern, als der Gesamtsinn deutliche Gegensätze zwischen aufeinander bezogenen Teilsinnen fordert und schafft.

Mit welcher Ergriffenheit mag Jesus den Psalmvers (119,32) gebetet haben, der beide gegensätzlichen Wahrheitspole, den klaren Weg und die offene Weite, wie selbstverständlich - gar mit einem denn! - zusammenspannt: »Den Weg deiner Gebote laufe ich - denn du weitest mein Herz.«

HINWEISE AUF BEITRÄGE IM INTERNET SOWIE AUF DER CD-ROM¹¹³

¹¹³ Meine CD-ROM »Christliches Stereo-Denken« enthält alles seit 1996 im Netz Veröffentlichte. Sie kann (für 8,50 € + Porto) direkt beim Unitas Verlag bestellt werden (Schlossweiherstr. 9, D-90482 Nürnberg; j.e.kuhlmann@t-online.de - bitte mit deutlichem Betreff: CD-Bestellung). Bei Bestellung über den Buchhandel entsprechend teuer.

^a www.stereo-denken.de/wcrp/

^b Zur Unterscheidung katholisch / kat-holisch (vgl. holistisch, Hologramm)
s. www.stereo-denken.de/kat-hol.htm

^c Siehe www.stereo-denken.de/jes-chri.htm

^d Gewiß läßt das Pantokrator-Bild sich auch positiv sehen, so in einem Gedicht der jungen Dorothy Sayers:
www.stereo-denken.de/byzanz.htm

^e Diese ausbalancierte Sicht scheint mir jetzt gerechter als mein Artikel in der Orientierung von 1970:
www.stereo-denken.de/jesuaner.htm

^f In *einem* menschlichen Bewußtsein fehlt echte Begegnung und Gemeinschaft, einem liebenden Paar die volle Bewußtseinseinheit. Beide Erfahrungen, dazu die wahrhaft dreifache Einheit der Familie, ergänzen sich zu einem schwachen und doch deutlichen »Gesamtmodell« der geglaubten Trinität, siehe aus meinem Büchlein von 1968: www.stereo-denken.de/drei-ein.htm

^g Fast gleich wirkungsvoll und leichter herstellbar ist die bunte Friedenslampe:
www.stereo-denken.de/lampe.htm

^h Erschreckende päpstliche Dokumente: www.stereo-denken.de/hexen.htm

ⁱ Mit dieser Einsicht fing im Herbst 1959 mein Stereo-Denken an. Siehe
www.stereo-denken.de/stereo/1959/1959.htm

^j Simone Weil verdient nähere Kenntnis: www.stereo-denken.de/sim_weil.htm

^k Deshalb braucht es die Botschaft vom Gericht: www.stereo-denken.de/gericht.htm

^l Das bleibt Sartres Wahrheit: www.stereo-denken.de/popanz.htm

^m www.stereo-denken.de/no-angst.htm

ⁿ www.stereo-denken.de/aida.htm

^o Predigt über das Gedicht von Gottfried Keller, samt link zu einer »ungläubigen« Deutung:
www.stereo-denken.de/keller.htm

^p Einen Vergleich beider Uhrtypen brachte 1979 eine Uhrmacher-Zeitschrift: [2-uhren.htm](http://www.stereo-denken.de/2-uhren.htm)

^q Das Thema Götzensklave ausführlich: www.stereo-denken.de/du-sucht.htm

^r CiG-Artikel von 1980: www.stereo-denken.de/rennmaus.htm

^s Willigis Jäger: Siehe www.stereo-denken.de/zen-chri.htm

^t Zu diesem Widerspruch siehe: www.stereo-denken.de/polizist.htm &
www.stereo-denken.de/leustroh.htm

^u Deren Verfälschung wird sogar im Gottesdienst vorgelesen; dagegen kämpfe ich bisher vergeblich:
www.stereo-denken.de/kamel.htm

^v Seit 1961 bin ich von der innergöttlichen Mutterschaft der Heiligen Ruach überzeugt, da sprach noch niemand von feministischer Theologie: www.stereo-denken.de/rom1961.htm weitere links auf der Leitseite: VI, A).

^w Darin folge ich Georg Baudler; siehe: www.kath.de/predigt/jk/atemwind.htm

^x Vgl. www.stereo-denken.de/triduum.htm

^y Ausführlich erörtere ich die Symbole lebendiger Viel-Einheit im Internet:
www.stereo-denken.de/manifest.htm